Bergsöe

Von der Piazza del Popolo.

Von der Piazza del Popolo.

Novellen-Cyklus aus Rom

von

Wilhelm Bergsöe.

Mit Genehmigung des Verfassers verdeutscht

von

Adolf Strodtmann.

Erster Band.

Berlin.
Verlag von Franz Duncker.
1870.

Prolog.

Die Frühlingssonne glänzt auf alle Lande,
Sie küßt ans Licht die jungen Triebe schnell,
Und tausend Vogelstimmen künden hell
Des Lenzes Wiederkehr dem Dänenstrande;
Gleich ihm, des winterlichen Grames Bande
Sprengt lächelnd selbst der traurigste Gesell. —
Nur ich alleine sitze wie gefangen,
Die Stunden zählend, ach! die trüben, langen.

Denn nächt'ge Schatten mir das Aug' umgrauen,
Der Nebel Flor deckt seinen Spiegel zu,
Zwischen der Welt ein Gramgewölk zu bauen
Und ihm, der fürbaß schritt in stolzer Ruh'.
Verrückt jedwedes Ziel jetzt muß ich schauen,
Irr, regellos ist, was ich sinn' und thu',
Und disharmonisch, mit gebrochnem Glanze,
Zerfällt in Spreu das sonst so schöne Ganze.

Doch während tiefre Finsterniß umnachtet
Das Aug', des Lebens hellen Diamant,
Schaut frei das innre Aug' umher und trachtet
Zu mustern Alles, was mir kam und schwand.
Ihr leichten Jugendtage, was ihr brachtet
An Lust und Leid, sei neu herauf gebannt!
Erinnrungsschätze, welche nie erstarben,
Euch kleide Phantasus in goldne Farben!

Leicht ist sein Fittig. — Bald wird er sich betten
Am kühlen Nemi-See im Felsenthal;
Bald fliegt er, wo sich zwischen Blumenketten
Und Schilf hinzieht der Bach bei Fredriksdal;
Durchwandelnd heut des Vatikanes Saal,
Weilt morgen er auf Roma's Trümmerstätten:
Doch überall weckt er zu Glanz und Ruhme
Aus der Erinnrung Saat des Lebens Blume.

Von solchen Blumen hab' ich hier gewunden
Euch Kränze aus der Jugend Zauberland,
Und diese Kränze hab' ich dann verbunden
Zum Ganzen mittelst der Intrigue Band.
Nun gilt es, ob ich das Gesetz gefunden,
Ob ihr sie nehmen wollt mit güt'ger Hand, —
Ob man sie unmuthvollen Blicks zerzause,
Ob sie der Richtkranz dürfen sein dem Hause.

An einem Mai-Abend schlenderte eine Gesellschaft Skandinaven unter Scherz und Gelächter über die Piazza del Popolo. Es waren Künstler, Dichter, Historiker, ja selbst an Aerzten und Naturforschern fehlte es nicht, allein eben diese Gegensätze trugen dazu bei, jenen freieren Schwung zuwege zu bringen, der besonders in diesem Jahre das Leben in Rom auszeichnete. Es war, soviel ich mich entsinne, der erste Mai, der Walpurgistag, den wir zu feiern beabsichtigten; ganz gewiß aber ist, daß unser Ziel Ponte Molle war, wo wir in der nahe liegenden Osteria dem Heiligen zu opfern gedachten, der uns sonst in unserm kälteren Norden nach Charlottenlund oder Djurgården zu locken pflegte.

Wir waren just im Begriffe, aus der Porta del Popolo zu gehen, als wir plötzlich von einem riesigen päpstlichen Gendarmen angehalten wurden, der uns trotz seines martialischen Aussehens auf die höflichste Art von der Welt davon abrieth, die Mauern der Stadt zu verlassen.

„Weshalb?“ lautete der allgemeine Ausruf, der uns Allen fast gleichzeitig entfuhr.

„Weil der Weg nach Florenz nicht sicher ist,“ antwortete der Gendarm.

„Aber wir wollen nur nach Ponte Molle," wandte einer der älteren Künstler ein.

„Der Weg nach Ponte Molle ist gleichfalls nicht sicher," erwiderte der Gendarm mit derselben unerschütterlichen Ruhe. „Eine Abtheilung von Sciavone's Bande hat vor den verwünschten Piemontesen flüchten müssen und sich nun über die Grenze geworfen, um sich auf das päpstliche Gebiet zu retten."

„Und jetzt plündern sie wohl ihre eigenen Beschützer?" fragte ich.

„Chi lo sa!" („Wer weiß!") antwortete der Gendarm und zuckte die Achsel. „Was sollen die armen Teufel machen? Brot für sich selbst und ein Stückchen seidenes Band für ihre Liebsten müssen sie doch haben, und der heilige Vater darf seine eigenen Kinder nicht beschützen, denn sonst mischen sich die Franzosen drein. Ich habe selbst unter Franz dem Zweiten gedient und weiß, wie leicht ein ehrlicher Bursch in Verlegenheit kommen kann."

Mit diesen Worten zog der ehrliche Bursch sich unter die Thorwölbung zurück, wo er in das Accisehäuschen verschwand und uns unsern eigenen Betrachtungen überließ.

Diese waren in der That nicht besonders vergnüglicher Natur; wir hatten uns auf ein heiteres Gelage im Freien gespitzt und waren jetzt nur auf Rom's eigene Tavernen angewiesen, die im Sommer nicht immer die besten Aufenthaltsstätten sind, und das Alles einzig aus dem Grunde, weil der Papst die Räuber in Schutz genommen hatte; aber Christus

erschloß ja am Kreuze den Schächern das Himmelreich, es ist also nicht so verwunderlich, daß sein Nachfolger in Rom ein Gleiches auf Erden thut.

Es wurde jetzt ein großer, allgemeiner Kriegsrath gehalten. An Waffen fanden sich sechs Stöcke, ein Dolchmesser und ein sechsläufiger Revolver vor; da jedoch der Eigenthümer des letztgenannten Mordinstruments dasselbe in einem Etui bewahrte und den Schlüssel dazu in seiner Wohnung vergessen hatte, erhielt es einen so zweifelhaften Werth, daß selbst der Fund von drei Federmessern und einem Palettmesser keinen Ersatz dafür bot. So stimmten denn eigentlich nur die jüngsten Römer dafür, den Marsch nach Ponte Molle zu forciren, während die älteren sich unentschlossen oder still verhielten.

„Ist es wirklich möglich,“ frug Werner, ein neu angekommener Arzt, „daß man einen Kanonenschuß von Rom entfernt nicht einmal sicher ist? Wozu nützen all' diese Wachen, all' diese grimmigen Dragoner und diese ganze mittelalterliche Schweizergarde, wenn eine Handvoll Leute das gesammte Rom in Angst und Sorge versetzen kann?“

„Sie dienen dazu, auf den Straßen die Honneurs zu machen, Reisende in Verlegenheit, politische Gefangene nach St. Michele zu bringen, die Leute zu Aufläufen zu veranlassen und Se. Heiligkeit zu beschützen, wenn er Messe in St. Peter liest,“ sagte der alte Künstler. „Die Tour nach Ponte Molle muß aufgegeben werden, und es bleibt uns

nichts Anderes übrig, als unsern Abend in Falcone oder Trastevere zu beschließen."

Die Ruhe und Bestimmtheit, womit diese Worte gesprochen wurden, machten jeden Einwand überflüssig; nur der junge Arzt schien unentschlossen und meinte, die Gefahr könne doch so groß schwerlich sein.

„Man sieht," wandte sich der alte Künstler an ihn, „daß Sie vor Kurzem hieher gekommen sind; aber Rom ist nicht Paris, und ebenso selten wie Sie einen Fremden in der Morgue finden, ebenso leicht finden Sie ihn hier in der Tiber, beträchtlich ärmer, beträchtlich weniger bekleidet und mit viel weniger Leben, als mit dem er Morgens seine Wohnung verließ. Sehen Sie sich einmal auf diesem Platze um; hier sind zwei Gendarmeriewachen und eine französische Kaserne in der Nähe. Vor zehn Jahren war dieser Fleck eines Sonntagvormittags dicht mit Menschen gefüllt; Kopf drängte sich an Kopf, ganz Rom war hier versammelt, es war nicht so viel Platz übrig, daß die päpstlichen Dragoner ihre Pferde wenden konnten. An dem Obelisk mitten auf dem Platze wurde die Tombola gezogen. Es war eine hohe Tribüne errichtet, mit dem päpstlichen Wappen geschmückt, und die ersten Beamten der Lotterie bewachten die abgezählten Summen, welche in hellen Silberhaufen auf größeren und kleineren Tischen lagen. Unten wurde die Tribüne von Gendarmen bewacht, während päpstliche Soldaten bei Babuino, auf dem Corso, bei Ripetta und der Porta del Popolo Wache hielten. Alles war

in gespannter Erwartung, wem der höchste Gewinn zufallen werde; Aller Blicke waren abwechselnd auf die Lotteriezettel gerichtet, wo man mit einer Knopfnadel die gezogenen Nummern durchstach, und auf die schwarze Tafel, wo die weißen Felder emporgeschoben wurden und ihre rothe Zahl wiesen. Da hörte man auf einmal einen fürchterlichen Schrei — „I briganti!“ („Die Räuber!“) scholl es über den ganzen Platz. Es war, als ob dieser Schrei die in athemlose Spannung versunkene Masse elektrisire; das Menschenmeer wogte hiehin und dorthin, große Lücken entstanden, die Pferde der Dragoner bäumten sich und stürzten mit zerschnittenen Bauchgurten auf die verwirrte Menge ein, während die ohnmächtigen Reiter in ihren schweren Rüstungen sich auf der Erde wälzten, und die Gendarmen nach allen Richtungen versprengt wurden. Mitten unter dieser unbeschreiblichen Verwirrung sah man eine kleine, aber dichtgeschlossene Schaar handfester Leute sich den Weg zum Obelisken bahnen. Die Messer blinkten in ihren Händen, und einen Augenblick später war die Tribüne leer, sowohl von Menschen wie von Geld, und wenige Minuten nachher war die Bande, bis auf etwa drei Kerle, in guter Verfassung außerhalb des Thores, und während sie in wildem Galopp den Bergen zujagte, überließ sie es den erschrockenen Gendarmen, sechszig Gequetschte und Zerschlagene in die Hospitäler zu tragen. Ich war selbst droben vom Monte Pincio her Zeuge des Ganzen. — Sollen wir also in Falcone unsere Abendmahlzeit genießen, so können Sie,

Herr Werner, später das Pantheon in Mondscheinbeleuchtung betrachten oder nach Ponte Molle spazieren, falls Sie noch Lust dazu haben sollten."

Mit diesen Worten nahm der alte Künstler den jungen Arzt gemüthlich unter den Arm, und eine halbe Stunde nachher landeten wir in der weltberühmten Trattoria.

Das Abendessen war beendet, man hatte dem Maccaroni, dem fritto misto und der lattuga volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, und der edle Est, Est, der Montefiascone der Römer, perlte in den dünnhalsigen Korbflaschen, welche drüben in Palombella geholt worden. Die Stimmung war von Lustigkeit in Ausgelassenheit übergegangen, und man war zu dem Punkte gekommen, wo Jeder am liebsten sich selbst reden hört, und wo man das Gold des Schweigens über dem Silber des Redens vergißt. Plötzlich schlug Werner, um sich Aufmerksamkeit zu verschaffen, an sein Glas, erhob sich und redete die Versammlung etwa folgendermaßen an:

„Skandinaven und Landsleute! Brüder aus dem schneekalten Norden! Pfleger der Musen! Gestattet mir, daß ich, obschon erst seit Kurzem in eurem Kreise angelangt, meine Stimme erhebe, um euch eine That vorzuschlagen, von der man von Rom bis zum höchsten Thule reden soll. Viel hat unser edler und ältester Führer uns vom Lande Italien erzählt. Wir haben ihn auf den Schwingen der Phantasie in's Gebirge begleitet, wo die Städte wie Storchnester auf den Zinnen der Apenninen liegen, und wir sind in die Tiefen

der Katakomben hinabgestiegen, wo die Gebeine der Märtyrer sich ewiger Ruhe erfreuen. Wir haben uns auf den Ebenen der Campagna getummelt, die Büffel sich in den pontinischen Sümpfen wälzen sehen, und von Camaldoli einen Blick über Italiens Herrlichkeit geworfen; aber was haben wir gethan, um Ehre und Ruhm zu gewinnen? Nichts, gar Nichts! „„Alle noch so jung, und Nichts für die Unsterblichkeit gethan!““ Wir haben ausgezeichneten Maccaroni genossen, und ich stelle eben so wenig in Abrede, daß der Wildschweinbraten vortrefflich war. Aber jetzt schäumen die Perlen des Montefiascone, stark und doch milde wie Venusaugen, und woran erinnern mich diese Perlen? Sie scheinen zu leben und zu reden, und ich will euch sagen, was sie erzählen. „Es gab eine Zeit,“ sagen sie, „wo Alles ganz anders war, aber das ist jetzt schon lange her. Da kamen aus Norden, wo die Gletscher blinken und die Fichten rauschen, Schaaren starker, eisengepanzerter Männer. Hoch standen sie auf dem goldglänzenden Drachen, den Schild am Arme und die Lanze in der Hand, mit lichtblauen Augen und goldgelbem Haar. Der Drache schoß an's Land, und überall, wohin die eisengepanzerten Helden zogen, erbleichten die Männer Italiens und der Himmel röthete sich, wenn Burg und Veste in lichte Flammen aufgingen: aber Italiens Frauen bezwangen die blauäugigen Männer, und ich half ihnen! Wie perlte und schäumte ich, wenn sie mich in dem goldbeschlagenen Horne kredenzten! Aber Zeiten schwanden und Zeiten kamen, und

Viel hat sich verändert, seit ich für die eisengepanzerten Schaaren der Normannen perlte! — Sie kommen wieder, die Söhne der Normannen, nicht wie früher mit Lanz' und Schwert, nicht auf dem goldglänzenden Drachen; mit Brillen auf der Nase und dem Opernglas in der Tasche, den Baedeker unterm Arme und das Notizbuch in der Hand, so kommen sie, und die Locomotive pfeift den Söhnen der Normannen. Und Italiens Männer erbleichen nicht mehr, wenn sie der Blauäugigen Schaaren vernehmen; sie jubeln und ihre Wangen röthen sich beim Wiederschein des normannischen Goldes. Allein Abends, wenn die Sonne gesunken ist, und der Mond seine Sichel krümmt, dann schleicht der Normanne sich still davon; er schielt verstohlen nach Mauer und Busch und erschrickt vor dem Hirten, der von der einsamen Höhe der Campagna seine zerstreuten Schafe zählt. Die Kraft der Normannen ist gebrochen, ihr Muth ist dahin. Sie dürfen sich nicht einmal, wenn die Schatten der Nacht erscheinen, zur milvischen Brücke getrauen, ein Gendarm reicht hin, sie in's Bockshorn zu jagen, das hörte ich heute Abend, und ich schäume und perle und lache, lache über die entarteten Schaaren der Normannen."

„Seht," fuhr Werner, halb pathetisch und halb ironisch, fort, „das hat der Montefiascone mir erzählt; aber ich frage, sollen wir solche Schmach dulden? Soll es im Norden verlautbaren, daß die Männer des Nordens sich hinter Falcone's Gitter verkriechen, und daß die Söhne der Normannen sich

von den Mauern decken lassen, die sie einstmals fast erstürmt hätten? Nein, die Geschichte soll bezeugen, daß, während der Mönch in seiner Zelle in Ohnmacht fiel und Roma's Söhne bei dem Namen Sciavone's erbleichten, die Männer des Nordens der Gefahr kühn entgegen zogen. Und was können wir wohl dabei wagen? Wir werden erschossen! Gut — dann sind wir für die Sache der Civilisation gefallen, und unsere Namen werden unsterblich in der Geschichte; denn nach einem solchen Ereigniß kann Frankreich nicht umhin, Rom Italien wieder zu geben, und das befreite Volk wird nicht vergessen, uns einen prachtvollen Denkstein auf dem protestantischen Kirchhof zu errichten. Wir werden gefangen! — Auch gut! Dann wird es in der „Berlingschen Zeitung" heißen: „Unglücklicher Zufall! Wie wir aus einem gestern uns zugekommenen Telegramm erfahren, sind die meisten der skandinavischen Künstler und Männer der Wissenschaft am 1. Mai bei einem abendlichen Ausflug nach Ponte Molle durch eine Abtheilung von Sciavone's Bande gefangen genommen und in's Gebirge entführt worden, wo ein Lösegeld von 10,000 Scudi von ihnen verlangt wird. Unsere Regierung hat die erforderlichen Maßregeln getroffen, und es steht zu erwarten, daß die schwedisch-norwegische Regierung ein Gleiches thun wird. Eine Fregatte ist nach Civita-vecchia abgegangen, und bei den Herren Bing, Reitzel, so wie auf der Börse, sind die nöthigen Listen ausgelegt, um das Lösegeld rasch herbei zu schaffen. Wir hegen das Vertrauen, daß

die öffentliche Mildthätigkeit, an welche so oftmals und nie vergeblich appellirt worden ist, beweisen wird, wie hoch man im Norden Kunst und Wissenschaft schätzt. Selbst kleine Beiträge werden mit Dank entgegen genommen, da es sich um große Talente handelt." Endlich — wir kommen unerschossen zurück! — Das wäre nach meiner Ansicht fast das Schlimmste, das uns begegnen könnte; denn wir kommen dann weder in die „Berlingsche Zeitung" noch auf den protestantischen Kirchhof, aber dann können wir uns selber mit Stolz sagen, daß das Wikingergeschlecht der Normannen nicht ausgestorben ist, und daß der Montefiascone uns das nächste Mal nicht ungestraft verhöhnen soll. Deshalb, edle Herren und nordische Männer, leert euer Glas auf das Wohl der Normannen, und unsere Losung sei: „Vorwärts zum Kampf! vorwärts nach Ponte Molle!""

Werner's Rede wurde mit Gelächter und Beifallsrufen aufgenommen und Alle erhoben sich, um ihm zu folgen. Nur der ältere Künstler, den wir den „den Alten" zu nennen pflegten, blieb mit seiner rothen Jacke und seinem breiten, aufgekrämpten Hute ruhig sitzen. Ein satirisches Lächeln umspielte seinen Mund, und indem er seinen Rock vom Wandhaken langte, um ihn anzuziehen, sagte er trocken:

„Sagen Sie mir einmal, Herr Werner, wie denken Sie sich eigentlich die italienischen Räuber? Wahrscheinlich so, wie Sie sie auf den Boulevard-Theatern in Paris oder in der „Räuberburg" auf dem Königs-Neumarkt gesehen haben.

Hohe, kräftige Gestalten mit sonnverbrannten Gesichtern, spitzem Kegelhut, flatternden Bändern und silberbeschlagenen Pistolen in der goldgestickten Schärpe! Und wie denken Sie sich das Leben bei diesen Kindern der Natur, die im Kriege mit der Gesellschaft und dem Gesetz liegen? Natürlich poetisch, und so romantisch wie möglich. Eine furchtbare Räuberhöhle, von Ruß und Rauch geschwärzt, mit einem flackernden Feuer, worüber ein brodelnder Kessel hängt. Die Wirthschaftsführerin der Räuber, alt wie der Tod und häßlich wie des Teufels Großmutter, nimmt Sie grinsend in Empfang und will Sie absolut bewegen, Eierkuchen zu essen und miserablen Rothwein zu trinken. Aber Sie singen die große Arie aus der „Räuberburg":

„Ich mach' mir Nichts aus Eierkuchen,
Und trinke niemals Rebensaft,"

und dann geschieht ein großer Scenenwechsel. Die Räuber schlafen auf der Erde, in ihre Decken gehüllt, selbst die alte Großmutter nickt in ihrem Stuhle. Da erscheint ein hübsches Mädchen, Gott weiß woher. Sie löst Ihre Fesseln, erklärt, daß sie lange von Ihren hellblauen Augen und Ihrem blonden Barte bethört gewesen ist, daß sie den Räubern einen Schlaftrunk gegeben hat, daß ein schnaubender Renner draußen steht, der bequem zwei Personen tragen kann, und daß sie Alles für Sie zu opfern bereit ist. Sie werden natürlich gerührt, Sie umarmen das junge Mädchen, so daß die alte Hexe erwacht und Lärm schlägt. Sie zeigen ihr ein Messer, deuten

mit Hohn auf die schlummernden Räuber, und von dannen geht's auf dem schnaubenden Renner. Sie kommen nach Rom, sind der Löwe des Tages, und empfinden inmitten Ihrer Siegesfreude nur Eine Verlegenheit, nämlich was Sie mit Ihrer schönen Michelina anfangen sollen, welche Sie, wie ich annehme, eine Zeitlang in der einen oder andern Pariser Pensions-Anstalt müssen cultiviren lassen."

„Darf ich Sie fragen," versetzte Werner ein wenig piquirt, „da Sie so gut wissen, wie ich mir die italienischen Räuber denke, wie sie denn in der Wirklichkeit sind?"

„Herzlich gern! Sehen Sie, lassen Sie uns annehmen, daß Sie eines Abends auf dem Corso oder nach der Ripetta gehen, oder — da Sie es durchaus wollen — auf dem Wege nach Ponte Molle. Plötzlich fühlen Sie sich von hinten von zwei ruppigen, zerlumpten Kerlen gepackt, die in keiner Art Ihren fingirten Theaterhelden entsprechen. „Sta zitto!" („Ganz still!") flüstert Ihnen der Eine ins Ohr, und das ist wahrscheinlich die ganze Conversation, welche geführt wird; denn bei genauerem Hinsehen werden Sie entdecken, daß ein paar römische Messer, diese Bastarde von Dolch und Rasirmesser, in höchst unbehaglicher Nähe Ihrer Rippen sind. Eine dritte, eben so ruppige Person tritt hinzu und befreit Sie auf die höflichste Art von der Welt von Ihrem Geldbeutel, Ihrer Uhrkette, Tuchnadel und ähnlichen beschwerlichen Gegenständen. Es nützt Ihnen Nichts, daß Sie um Hülfe schreien; denn es wird Ihnen solchen Falls ergehen, wie dem

jungen Engländer, der in Capo di Casa sechsunddreißig Messerstiche erhielt, oder wie unserm würdigen Freunde Berthelsen, der bis vor die Thür des skandinavischen Vereins verfolgt wurde!"

„Wie erging es denn Ihnen?" frug Werner.

„Ganz natürlich", antwortete Berthelsen, ein riesenstarker Norweger. „Ich hatte meinen mezzo caldo getrunken, d. h. den, welchen ich Nachmittags im Café nuovo trinke, und als ich bezahlen sollte, hatte ich nur einen Zwanzig-Scudi-Zettel, den der Kellner mir wechseln mußte. Ich ging den Corso hinab und dachte an nichts Böses; denn die Uhr war erst halb sieben, und es war ziemlich hell. Als ich nach der Via dei Pontefici umbog, erblickte ich ein Paar Kerle, die augenscheinlich große Lust hatten, einen guten Fang zu machen. Ich begann also zu laufen und wurde erst im Thorwege des Vereinslokals angegriffen, wo die Kerle mich einholten. Ich machte mich jedoch von ihnen los und erreichte die Thür des Vereinslokals, aber dort hatte ich den schlimmsten Kampf zu bestehen. Mit dem Rücken gegen die Thür, den Glockenzug in der einen Hand und das Geld in der andern, hatte ich nur meine Beine zur Verfügung; aber die gebrauchte ich auch mit solchem Nachdruck," fügte Berthelsen sehr ernsthaft hinzu, „daß ich glücklich in's Haus schlüpfte, nur mit einer kleinen Schramme auf der einen Backe."

„Aber die italienische Gendarmeriewache droben?" frug Werner.

„Ja, die hatte, merkwürdig genug, Nichts gehört", sagte Berthelsen, „und kam erst herunter, als das Ganze vorüber war."

„Wenn ich nun aber nach Ponte Molle gehe," meinte Werner, „was glauben Sie dann, wird mir geschehen?"

„Etwas Aehnliches," antwortete der alte Künstler, „nur auf etwas andere Manier. Der Spaß wird Ihnen ein gut Theil theurer zu stehen kommen, und der Aufenthalt wird minder behaglich sein. Sie werden wahrscheinlich den einen oder den anderen Hirten treffen, der Sie fragt, ob er Ihnen den Weg zeigen solle, oder einen Landstreicher, der Sie durchaus zur nächsten Osteria führen will. Entweder Sie gehen mit ihm oder nicht, das Resultat bleibt dasselbe. Sie werden ein Signal hören, ungefähr dasselbe, womit die Eulen einander jeden Abend auf Trinità de' Monti divertiren, und ehe Sie das Mindeste davon wissen, sind Ihre Hände mit tüchtigen Hanfstricken zusammengeschnürt, Ihr Mund ist geknebelt, und Sie selbst sind eine gute Strecke weit draußen in der Campagna, bevor Sie aus Ihrer Betäubung erwachen. Am nächsten Tage kommt ein Hirte nach Rom mit ein paar Zeilen an Ihre Freunde, und Sie werden sich dann wundern, wie erstaunlich gut das Lösegeld mit Ihrem Creditiv stimmt."

„Aber wenn ich nun nicht bezahle?" frug Werner.

„So werden Sie erschossen, voilà tout, oder man giebt vielleicht Ihren Freunden etwas Bedenkzeit und schickt ihnen

zur Aufmunterung eine Nase, ein Ohr oder eine andere Kleinigkeit zur Erinnerung an Ihre werthe Persönlichkeit."

Wir hatten unter diesem Gespräch Falcone verlassen und waren, fast ohne es zu merken, über den Corso nach der Piazza del Popolo gekommen, deren Obelisk unser gewöhnlicher Versammlungsort war, wenn wir unser Tagewerk vollbracht hatten. Wir waren eben im Begriff, uns auf den breiten Fliesen zwischen den wassersprudelnden Marmorlöwen zu lagern, als Werner plötzlich frug:

„Wer geht also mit nach Ponte Molle?"

Es war augenscheinlich, daß die kriegerische Stimmung von Falcone sich etwas verloren hatte, ja, selbst Aabye, der als Werner's College früher eifrig für das Unternehmen gestimmt hatte, bat ihn jetzt, von den Narrenstreichen abzulassen.

„Aah!" brach Berthelsen in seinem kreischenden norwegischen Dialekte aus, „wenn's drauf ankommt, ist Herr Werner wohl nicht so kriegerisch, wie er sich den Anschein giebt. Außerdem ist ja ein großer Unterschied zwischen Dem, was man bei einer Foglietta Montefiascone sagt, und Dem, was man thut, wenn die vielbesprochenen Perlen verdunstet sind."

„Was meinen Sie damit?" frug Werner und richtete sich heftig empor.

„Ganz einfach," antwortete Berthelsen trocken, „daß Sie nicht wagen, nach Ponte Molle zu gehen."

Aabye wollte Werner beschwichtigen; aber Dieser schritt

geradesweges auf Berthelsen zu, erfaßte einen Knopf seines Rockes, und sagte kurz und bestimmt:

„Entweder nehmen Sie Ihr Wort zurück, oder es gilt eine Wette. Ich gehe nach Ponte Molle, allein und ohne Waffen. Werde ich gefangen genommen, so erkenne ich mein Unrecht, die Tour vorgeschlagen zu haben, an, und bezahle einen Schmaus in Palombella; passirt mir aber Nichts, so geben Sie den Schmaus und erklären dadurch, daß Sie sich in mir geirrt haben.“

„Und wie lange Zeit sollen wir auf Sie warten?“

„Die Uhr ist zehn. Falls ich nicht, wenn die Uhr von St. Peter zwölf schlägt, wieder beim Obelisken bin, habe ich meine Wette verloren.“

Mit diesen Worten lüpfte Werner seinen Hut, grüßte die Versammlung und eilte zum Thore.

Mich haben oftmals Ahnungen verfolgt, und in diesem Augenblick flüsterte mir gleichsam eine Stimme zu, daß dies Unternehmen, welches von dem aufregenden Weine geboren und unter der Einwirkung eines verwundeten Eitelkeitsgefühles gereift war, einen unglücklichen Ausgang nehmen werde.

Ich fand außerdem, daß Werner zu gut sei, um auf dies Hazardspiel eingesetzt zu werden, dessen Ausfall, wie er sich auch gestalte, eigentlich Nichts beweisen würde. Ich eilte ihm nach, hätte aber kaum Zeit gehabt, ihn einzuholen, wenn er nicht auf's Neue von demselben riesigen Gendarmen

angehalten worden wäre, der wie ein wahrer Cerberus die Porta del Popolo zu bewachen schien.

„Ach was!“ hörte ich Werner auf Italienisch ausrufen. „Was, zum Kuckuck! gehen mich Ihre französischen Officiere an? Hier ist mein Paß und hier mein permesso, ich habe Beides ehrlich bezahlt, und Niemand kann mir verwehren, von Rom abzureisen, wann ich will.“

„Eccellenza mißverstehen mich gänzlich. Der französische Officier ist von den Briganten erschlagen, ermordet worden. Gestern Abend, ungefähr um diese Zeit, ritt er auf die Via Flaminia hinaus, und ist später nicht wieder zurückgekommen. Die Sache hat großes Aufsehen erregt, aber der heilige Vater wünscht nicht, daß von den Briganten gar zu viel gesprochen werden soll, und deshalb ist vom Cardinal Antonelli Ordre gekommen, den Fremden auf's Bestimmteste abzurathen, Rom nach Sonnenuntergang zu verlassen. Aber,“ fügte der Gendarm hinzu, indem seine militärische Haltung plötzlich hinter einem bezeichnenden Gestus verschwand, „fà niente, son' un povero uomo! un piccola moneta, signor!“ („es thut Nichts, ich bin ein armer Mann! ein kleines Geldstück, Herr!“)

„Der Spitzbube!“ sagte Werner, „er kennt den Kniff. Aber wenn man auf einem goldbeladenen Esel in eine Stadt kommen kann, so kann man wohl auch aus ihr hinauskommen, wenn man einen Esel mit Silber belastet.“ Und indem er dem Gendarmen ein paar Paoli zuwarf, welche dieser mit

großer Geschicklichkeit in der Luft auffing, verschwanden sie Beide in der Thorwölbung.

Ich erreichte Werner, als er eben im Begriff war, aus der kleinen Pforte hinauszugehen, welche der Gendarm ihm geöffnet hatte. Der Weg lag hell und klar, vom Monde beschienen, dessen Strahlen von den weißen Weinbergmauern zurückgeworfen wurden. Alles war so ruhig und still, der tiefste Frieden ruhte über der Landschaft.

„Leben Sie wohl,“ sagte Werner, indem er mir die Hand drückte. „Ihre Ueberredungsworte nützen zu Nichts. Ich habe diese großschnauzigen Norweger satt, und besonders diesen Berthelsen, der immer ein Wort mit drein zu reden hat. Er glaubt wahrscheinlich, weil er selbst in der Via dei Pontefici das Hasenpanier ergriff und später nur seine Arrièregarde ins Treffen führen konnte, daß wir Dänen stets dasselbe thun müssen.“

„Nur zwei Worte zum Abschied!“ versetzte ich. „Geben Sie mir den Diamantring, den Sie da tragen. Vertheidigen Sie sich nicht, falls Sie angegriffen werden, ja, rufen Sie nicht einmal um Hülfe, denn es wird Ihnen Nichts nützen, und vor Allem machen Sie keinen Fluchtversuch, wenn man Sie ins Gebirge schleppt.“

Werner zog den Ring vom Finger und steckte ihn in eine Tasche auf der inneren Seite seiner Weste.

„Mißverstehen Sie mich nicht,“ sagte er, leicht erröthend; „aber von diesem Ringe kann ich mich, selbst vorläufig, nicht

trennen. Derselbe hat mir freilich kein Glück gebracht, aber er ist doch ein Andenken an eine Person, die mir theuer ist. Für Ihre übrigen Rathschläge danke ich Ihnen; ich werde sie pünktlich befolgen, falls es nöthig werden sollte. Leben Sie wohl, leben Sie wohl, **felicissima notte!**"

Ich drückte ihm die Hand und wollte den römischen Abschiedsgruß wiederholen; aber der Gendarm warf die Pforte klirrend in's Schloß, der helle Mondstreif verschwand, und die Thorwölbung war wieder dunkel wie zuvor.

Stumm schritt ich über den Platz zurück. Am Obelisken hatte die Gesellschaft sich in verschiedenen Gruppen gelagert, Aabye saß oben auf einem der Löwen und plätscherte mit seinem Stocke im Wasser. Es war offenbar, daß Werner's Streit mit Berthelsen und seine plötzliche Entfernung die etwas gedrückte Stimmung hervorgebracht hatte, die augenscheinlich Alle beherrschte.

„Ist es Niemandem eingefallen," frug ich, indem ich auf der untersten Treppenstufe Platz nahm, „wie auffallend diese ganze Gruppirung einem Bilde in Florenz ähnlich sieht, welches dort in einer der Gallerien hängt? Es ist die erste Nacht des Decamerone. In der Mitte, an eine Venusstatue gelehnt, sitzt sein unsterblicher Verfasser; die Mandoline ist halb seiner Hand entglitten, während er eins seiner sinnebethörenden Abenteuer erzählt. Auf den Stufen der Kaskade gruppiren sich zu beiden Seiten seine Zuhörer, die erröthende Filomena, die muntere Elisa, die schelmische Pampinea, und

wie sie sonst noch heißen. Zu Füßen der Schönen ruhen wieder ihre Liebhaber: Panfilo, Dioneo und Filostrato, während die dunklen Pinien und Cypressen im Hintergrunde die Gedanken nach Florenz, der todgeweihten Stadt lenken, wo die Pest ihre Opfer verlangt. Wie sehr gleicht dies Bild der heutigen Situation! Dort sitzt Aabye auf dem Löwen, das ist offenbar Boccaccio. Wir Andern sind, sans comparaison, die Schönen, welche seinen begeisterten Worten lauschen, und die dunklen Pinien und Cypressen auf Monte Pincio lenken unwillkürlich die Gedanken nach der Campagna, deren Räuber, Rom's Pest, uns in die Mauern getrieben haben. Ich fordere Sie daher auf, Aabye-Boccaccio, uns eins Ihrer vielberühmten Abenteuer zu erzählen, deren Ruf sich so weit verbreitet hat, daß sie von der Königsstadt im Norden bis zum Capitolium bekannt sind, und, wenn Sie geendet, den Lorbeerkranz einem Andern zu überreichen. Derjenige aber, dessen Leben so ärmlich gewesen ist, daß er weder Etwas erzählen kann, noch will, muß einen halben Scudo zum Fonds ad usus publicos beisteuern, d. h. zu Werner's oder Berthelsen's Schmaus in Palombella."

„Ich erzähle schlecht, namentlich à la Boccaccio," sagte Aabye gedankenvoll, indem er mit seinen Händen den Wasserstrahl im Munde des Löwen zurück zu halten suchte.

„Dürften wir also um den halben Scudo bitten," sagte der alte Künstler, „und dürften wir vor Allem damit verschont werden, daß Sie den ersten Spritzenmeister anstatt des Boc-

caccio spielen? Sie wüßten Nichts zu erzählen? wie mögen Sie das sagen? Hat nicht jeder Mensch mindestens einmal in seinem Leben das Eine oder Andere erlebt, das mittheilenswerth ist, und was die Form betrifft, so machen Sie es wie die Spinne: spinnen Sie ein Fädchen aus sich selbst heraus, setzen Sie sich selbst als Mittelpunkt in Ihr Gedankengewebe, und lassen Sie uns Anderen die Fliegen sein, welche darin gefangen werden."

„Nun, wie Sie wollen," erwiderte Aabye. „Sie müssen dann mit der Form vorlieb nehmen, wie sie eben ausfällt; aber die Bescheidenheit verbietet mir, Sie die Fliegen sein zu lassen, die im Spinngewebe der Phantasie gefangen werden. Ich will lieber eine kleine Begebenheit erzählen, die mich lange Zeit mit ihren mystischen Fäden selbst gefangen gehalten hat, und die Sie als Einleitung zu dem neuen Decamerone ansehen können, das wir, wie es den Anschein hat, beginnen sollen."

„Es handelt doch wohl nicht von der Pest?" frug der Alte ironisch.

„Doch," antwortete Aabye ernst, „gerade davon; aber nicht von der in Florenz. Haben Sie Lust, ein wenig in der Zeit zurück zu schreiten und mir nach Kopenhagen zu folgen, so bin ich bereit."

„Bravo!" rief der Alte; „es ist lange her, seit ich Etwas aus der Heimath vernommen habe. Wie nennen Sie Ihre Geschichte?"

„Ein Titel ist immer eine schwierige Sache," sagte Aabye

mit einem jovialen Lächeln, „und namentlich in diesem Falle; da jedoch ein novellistisches Unwetter im Anzuge zu sein scheint, nenne ich sie:

Die Wetterwolke.“

„Der 24. Juni 1853“, hob Aabye an, „war ein ungewöhnlich schöner Johannistag, einer der schönsten in diesem für Kopenhagen so schrecklichen Sommer. Ich bemerke dies ausdrücklich, theils weil der Sommer mit all' seiner Pracht in einem so schneidenden Gegensatze zu Allem stand, was wir später erleben sollten, theils weil ich gerade an dem Tage mich in einer der schönsten Gegenden Seelands befand, und unter Verhältnissen, die besonders geeignet waren, diesen Tag meinem Gedächtnisse einzuprägen.

Ein guter Freund von mir hatte nämlich die letzte Abtheilung des medicinischen Examens bestanden und hatte mich nebst einigen Andern zu einem Schmause im Nyholter Krug bei dem sogenannten Röiels Schlagbaume eingeladen. Es war, wie gesagt, ein unvergleichlich herrlicher Sommerabend, an welchem unsere kleine Gesellschaft unter Lachen und Singen durch die stillen und schattigen Wälder bei Frederiksdal wanderte, um über den Furesee und Dronninggaard das ab-

seits gelegene Nyholte zu erreichen. Als wir dort ankamen, fanden wir, daß unser gastfreier Wirth so großartige Vorbereitungen getroffen, daß er darüber wahrscheinlich die Zeit vergessen hatte, denn es war noch eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang, und bevor „die alte Unruhestifterin" uns verlassen, konnten wir nicht mit Recht jenes bekannte Studentenlied anstimmen, das wenigstens damals die Ouvertüre zu jedem festlichen Gelag bildete, mochte dasselbe nun im Grünen oder in dem alten Gasthofe in Boldhuusgaden gefeiert werden.

Wir beschlossen also, die hohen Hügel zu besteigen, welche die nördliche Absenkung des Gjeltewaldes bilden, und von wo man einen weiten Ausblick über den stillen See, das ländliche Sölleröd und die großen Wiesenpartien genießt, welche vom Själssee wie eine Rasenanlage mit einzelnen alten Baumgruppen sich zum Furesee hinunter erstrecken. Wir waren gerade auf der Anhöhe versammelt, wo wir in der ländlichen Stille behaglich unsere Cigarren rauchten und uns an dem starken Echo des kleinen Fichtenwaldes am jenseitigen Seeufer erfreuten, als wir plötzlich drunten am Saume des Sees eine zahlreiche Versammlung von Bauern entdeckten, — junge Männer und Knaben, die sich dicht um eine Person drängten, welche auf einem großen Steine hart neben dem Wasser saß. Halb aus Neugier, halb weil wir nichts Besseres zu thun hatten, schlenderten wir nach der Stelle hin, wo wir Zeugen einer höchst eigenthümlichen Scene wurden.

Auf einem Steine, der ein paar Ellen vom Lande entfernt lag, saß ein junges Mädchen in einer wunderlichen, halb phantastischen, halb zerlumpten Tracht, zusammengenäht aus verschiedenen bunten Lappen, welche hie und da mit Strohgeflecht und kleinen Stücken unechten Goldbrokats verziert waren. Sie saß auf der Kante des Steines, als wenn sie ritte, und hatte in der einen Hand einen langen Stock, mit dem sie gedankenlos im Wasser plätscherte, während sie mit schwacher, halbgedämpfter Stimme ein eintöniges Lied summte, dessen einzelne Worte man unmöglich verstehen konnte. Sie war hübsch, oder richtiger gesagt, sie war es gewesen; denn die Form, das Material, woraus die Schönheit geprägt ist, war zum Theil noch vorhanden; aber das, was sie beseelen sollte, war fort. Der sonderbar stumpfe und doch beständig unstät umherschweifende Blick, die unsichern Bewegungen und das unheimliche Nicken des Kopfes erzählten sofort das Traurige ihres Schicksals — sie war wahnsinnig, Jeder von uns sah es beim ersten Hinblick.

„Wohin reitest Du jetzt, Karen?" rief ein langer, hochaufgeschossener Bauerbursche mit einem breitmäuligen Grinsen. „Du solltest lieber die Schenkel an Dich ziehen, sonst kommen Deine Hosen ins Wasser."

Sie antwortete nicht, aber sie wandte das Haupt nach ihm um und nahm ihren Rock mit einer Gebärde und Bewegung auf, als trüge sie das lange Reitgewand einer Dame.

Ein lautes Gelächter erfolgte, und der Bursch rief wieder: „Ja, achte auf Dein Schleppkleid, Karen, denn es ist fast eben so lang wie das des Pastors, und laß uns jetzt hören, wohin Du heut' Abend willst.“

„Du mußt ein bischen warten, Ole,“ sagte die Wahnsinnige, und schlug mit ihrem Stock in's Wasser, daß der Schwarm etwas zur Seite wich; „ich muß erst meinen Liebsten mithaben.“

„Kannst Du nicht reiten, ohne Dein schwarzes Gefolge mit zu haben?“ rief der Bursch wieder. „Ich glaubte, Du hättest gelernt, allein zu reiten seit der Zeit, wo Du bei ihm warst.“

Ein rohes Gelächter folgte dieser Anspielung, die Keiner von uns verstand, die aber das unglückliche Mädchen selbst zu empfinden schien; denn ihr Lied hörte plötzlich auf, und sie stieß, beständig mit dem Kopfe nickend, den langen Stock mehrmals auf den Grund hinab.

„Mißt Du die Tiefe?“ rief der lange Bursch spottend; „hier ist es eben so tief wie im Stadtgraben, und immer tief genug, um eine junge Katze zu ersäufen.“

„Halt jetzt Deinen Mund, Ole!“ hörten wir Einen aus der Menge rufen. „Unser Herrgott hat sie schwer genug gestraft für das, was sie gethan, und Du brauchst nicht mehr eifersüchtig darüber zu sein.“

Der lange Bursch brummte einige Worte in sich hinein, aber das unglückliche Bauermädchen sprang plötzlich mit einem

Satz von dem Steine, als ob sie von einem Pferde herabspränge und sich Jemandem in die Arme würfe. Darauf watete sie an's Land und ging gerade auf Ole zu, der erschrocken ein paar Schritte zurücktrat.

„Wart' ein bischen, Ole," sagte sie und hielt ihn an der Jacke fest; „ich habe Dir etwas zu sagen, ehe wir uns trennen. Du hast nicht viele Tage mehr zu leben, Ole!"

Der Bauerbursch starrte sie mit einem Grausen an, das seine großen wasserblauen Augen fast aus ihren Höhlen hervortreten ließ, und sie fuhr fort:

„Eine große Pest ist über Kopenhagen gekommen, Ole, und Niemand kann leben, den sie befällt. Du kommst in diesem Jahre nicht zum Erntefest, Ole, das kann ich sehen, und Der da auch nicht."

Mit diesen Worten wandte sie sich gegen uns und deutete auf meinen Freund Jessen, der sich vorgedrängt hatte, um die Wahnsinnige näher zu betrachten.

„Was meinst Du damit?" fragte er ruhig, indem er ihren Blick fest erwiderte.

„Ist er nicht ein Doctor?" frug sie, ihn scharf betrachtend.

„Ja," antwortete Jessen verwundert.

„Nun, so wird er sich selbst kuriren müssen, wenn es noth thut, denn die Andern können es nicht, und es ist keine gute Krankheit, die heran kommt."

Jessen wollte sich weiter mit ihr einlassen, als der Kreis sich öffnete, ein älterer Mann hinzu trat und die Hand auf ihre Schulter legte.

„Geh' jetzt nach Hause, Karen," sagte er mit bestimmtem Tone.

Sie sah ihn an, mit dem Kopfe nickend, aber mit unstäten Augen, als fürchte sie seinem Blick zu begegnen, und wiederholte mehrmals, indem sie sich entfernte:

„Nach Hause, ach Gott, ja! Nach Hause, es ist ein schlimmer Weg nach Hause!"

Der Schwarm trennte sich beim Anblick des Fremden, löste sich auf und verschwand allmählich. Einige von uns kannten ihn, es war der Arzt von Sölleröd. Er folgte uns eine Strecke Weges durch den Wald hinauf, und das Gespräch kam ganz natürlich auf die Unglückliche, die wir so eben verlassen hatten. Sie war eine Häuslerstochter dort aus der Gegend, so erzählte er, und Ole, den wir drunten gesehen, war ein Hufnerssohn aus Gientofte. Sie hatten viel von einander gehalten, aber die Standesaristokratie, welche um so stärker ausgeprägt zu sein scheint, je tiefer man hinuntersteigt, hatte ihren ehernen Wall zwischen ihnen aufgethürmt. „Die Alten wollen es nun einmal nicht haben", war Ole's gewöhnlicher Refrain gewesen, und so beschloß er zu warten, bis die Alten todt wären. Sie trat in Kopenhagen bei einem Restaurateur in Condition, er kam zu einem Brauer in der

Norderstraße, nicht so sehr weil er sich mit seinen Eltern überworfen hätte, als um in ihrer Nähe zu sein. Im Sommer 1852 erhielt der Restaurateur, bei welchem Karen diente, ein einträgliches Büffet im Tivoli, und sie sollte ihm draußen zur Hand gehen. Dort machte sie die Bekanntschaft eines jungen, hübschen Kunstreiters, der Mitglied einer damals in Kopenhagen gastirenden Truppe war. Karen verließ Ole und ihren Dienst im Tivoli, um Jenem zu folgen, dem sie ihr ganzes Zutrauen geschenkt und der während seiner Anwesenheit Alles an sie verschwendet hatte. Aber eines schönen Tages war die Truppe verschwunden, Karen war verlassen, und im Frühjahr wurde ein gerichtliches Verfahren wegen heimlicher Entbindung und Kindesmords gegen sie eingeleitet. Während der Voruntersuchung, in welcher sich herausstellte, daß sie ihr Kind im Stadtgraben beim Tivoli ertränkt, verlor sie ihren Verstand, der schon im Winter erschüttert gewesen war und sie fast unzurechnungsfähig gemacht hatte, so daß das Gericht sie von jeder weiteren Strafe freisprach und sie nach ihrem Geburtsdorfe zurückkehren ließ, wo sie bei ihren Verwandten unter Aufsicht der Behörden ein kümmerliches Dasein fristete. Von dort war sie heute Abend entwischt, um sowohl von Fremden wie von ihm verhöhnt zu werden, der niemals ihr Vergehen hatte verzeihn wollen. Was sie Ole und Jessen prophezeiht hatte, war dagegen etwas Neues und Ungewöhnliches; denn sie war für gewöhnlich still und verschlossen, wie sie sich auch im Ganzen nur mit Gedan-

ken an Den beschäftigte, der ihr Unglück herbeigeführt. Aber es war ja das Geschwätz einer Wahnsinnigen, das sich zu Herzen zu ziehen nicht lohnte.

Es war auch Keiner unter uns, der sich die Sache weiter zu Gemüthe nahm; wir waren zu sehr gewohnt, Patienten dieser Art zu sehen, und als wir in den großen Saal in Nyholte traten, wo die Lichter blinkten und der Punsch uns aus den gefüllten Bowlen entgegen dampfte, war kaum Einer unter uns, der noch einen Gedanken für das unglückliche Mädchen übrig gehabt hätte. Jessen lachte und scherzte, wir Anderen tranken, sangen und hielten Reden, und das Gelage dauerte bis tief in die Nacht hinein; denn gilt es für den Menschen überhaupt, die flüchtige Freude im Augenblick zu erfassen, so gilt dies doppelt für uns, die wir Zeugen von so viel Noth und Elend sind, daß das Leben gleichsam einen höheren Werth erhält, wenn wir uns außerhalb der Bezirke des Unglücks befinden.

Spät am Abend, oder nach bürgerlicher Berechnung in tiefer Nacht, erreichten wir Kopenhagen, Einige in wachem, aber die Meisten in träumendem oder doch phantasirendem Zustande, der sich bei meinem Freunde Jessen in einer unerklärlichen Lust geäußert hatte, von der Lyngbyer Landstraße abzubiegen, um das Feuerzeichen auf der Dreikronen-Batterie auszulöschen. Beim Osterthore trennte ich mich von der muntern Gesellschaft, nachdem ich Jessen ihrer ferneren Obhut anvertraut hatte, und ging über den einsamen Wall heim

nach der Norderstraße, wo ich damals wohnte. Nachdem ich den Wächter aus der Droschke gezogen, die ihm als gewöhnliches Nachtquartier diente, und er mir die Thür geöffnet hatte, schritt ich in den Hof, wo ich gleich einen Umstand bemerkte, der mich mit lebhafter Unruhe erfüllte. Mein Vater, welcher practisirender Arzt war, wohnte mit meinen drei Brüdern im Zwischengebäude; aber trotz der ungewöhnlichen Zeit und der anbrechenden Morgendämmerung, denn die Uhr war beinahe Drei, sah ich doch Licht in allen auf den Hof blickenden Fenstern; namentlich war das Zimmer meines Vaters stark erhellt, und in regelmäßigen Zwischenräumen sah ich den Schatten seiner Gestalt sich hinter den Gardinen bewegen. Obschon der Wächter nichts Ungewöhnliches berichtet hatte, fürchtete ich doch, daß sich in meiner Abwesenheit das eine oder andere Unglück ereignet habe, und die Möglichkeit, daß Jemand gestorben sein könnte, während ich die Nacht bei Gläserklang und in ausgelassenster Gesellschaft verbracht hatte, jagte mich wie ein Sturmwind die Treppe hinan. Leise öffnete ich die Thür und schlich in den Corridor, wo ich lauschend und mit pochendem Herzen einen Augenblick stehen blieb. Alles war still, ich hörte nichts Ungewohntes, nur den Schall der tactfesten Schritte meines Vaters, die sich abgemessen in seinem Zimmer auf und ab bewegten. Der eine oder andere Stadtbesuch bei einem Kranken war gewiß die Ursache gewesen, die ihn so spät hatte aufbleiben lassen; aber selbst diesen wahrscheinlichen Grund konnte ich nicht mit den erhellten Zimmern

und mit dem ungewöhnlichen Umstande in Einklang bringen, daß er sich nicht wieder zur Ruhe begeben hatte.

Ich blieb halb zweifelnd stehen, ob ich mich hinaufschleichen solle, ohne den Grund zu erfahren, oder ob ich meine Neugier befriedigen und die Vorwürfe entgegen nehmen sollte, die mein spätes Nachhausekommen mir wahrscheinlich zuziehen würden, als die Thür sich öffnete und mein Vater mit einem brennenden Lichte in der Hand vor mir stand.

„Bist Du es, Paul?“ sagte er in einem Tone, als ob er mich lange erwartet hätte. „Es ist spät; Du hast Dich doch nicht erkältet?“

Ich betrachtete meines Vaters ernstes Gesicht und wußte nicht recht, ob ich seine Worte für Ernst oder Ironie halten sollte; denn daß ich es war, konnte er ja sehen; daß es spät, ja sogar sehr spät sei, sagte die Uhr, die in diesem Augenblick Drei schlug; aber ob ich mich erkältet hätte oder nicht, schien mir in diesem Augenblicke die gleichgültigste Sache von der Welt, wenn ich mich nur zu Bett begeben konnte.

„Geh hinauf und wechsele Dein Fußzeug,“ sagte er in demselben ernsthaften Tone, „und zieh' wollene Strümpfe an; das Baumwollenzeug taugt Nichts. Komm dann wieder herunter, wenn Du fertig bist.“

Ich war gewohnt zu gehorchen und verließ das Zimmer ohne den mindesten Widerspruch; als ich aber in das Erkerzimmer kam, wo meine Brüder fest schliefen, und als ich meine vollkommen trockenen Schuhe und Strümpfe auszog und letz-

tere nach Befehl mit wollenen Socken vertauschte, konnte ich nicht umhin, auf den Gedanken zu verfallen, ob es nicht meinen Vater freuen würde, wenn ich die alten Schlittenpelzstiefel anzöge, die, mit Pudelfell gefüttert, als ein warnendes Erinnerungszeichen an die Unannehmlichkeiten unseres Winters auf dem Kleiderschrank lagen.

Als ich hinunter kam, saß mein Vater an seinem Schreibtische, im Begriff, eine Anzahl alter Papiere durchzusehen, die er in vier Haufen geordnet hatte. Er wandte bei meinem Eintritte das Haupt, deutete auf einen Stuhl, und sagte kurz:

„Setze Dich dort, bis ich fertig bin.“

In seinen Gesichtszügen, seiner Stimme, ja selbst in seiner Haltung lag etwas so Ungewöhnliches und mir Unbekanntes, daß ich ordentlich von einem unheimlichen Gefühl ergriffen ward, einer unbestimmten Furcht, daß ihn ein oder das andere Unglück betroffen hätte, und alle erdenklichen fabelhaften Geschichten von Bankerott, Tod und Untergang schossen mir durch das Hirn, während ich ihn scharf bei seiner Arbeit betrachtete. Es war dasselbe ruhige, ernste, etwas strenge Profil, das ich so oftmals gesehen, nur kam es mir vor, als ob der Mund einen ungewöhnlich scharfen und bestimmten Zug wiese, den ich nicht so gut kannte, der aber nur hervorzutreten pflegte, wenn die eine oder andere Widerwärtigkeit ihn in schlechten Humor versetzt hatte.

„Was ist's, Vater?“ frug ich ängstlich, indem ich die

eine Manschette des niedergebrannten Lichtes in demselben Augenblick rettete, als die andere zersprang und mit Geklirr auf den Tisch fiel.

„Laß es stehen," antwortete er, ohne den Kopf von dem Papier zu erheben, auf welchem er eifrig rechnete, und auf welchem ich große Zahlenkolonnen aufmarschiren sah.

Als ich so in stummer Erwartung saß und Alles um mich her betrachtete, die alte wohlbekannte Schatulle, das schwarze Pferdehaar-Sopha, die alterthümlichen Bücherbretter und den Mahagoni-Schreibtisch — das einzige Mahagoni-Möbel, welches mein Vater besaß, — fiel es mir auf einmal ein, oder richtiger, ich nahm plötzlich wahr, daß er in dem letztverflossenen Jahre alt, sehr alt geworden sei. Er erhob sich, richtete sich mit Mühe auf, und indem er mich Platz am Schreibtische nehmen hieß, schob er mir ein Papier mit der kurzen Bemerkung zu:

„Unterschreibe dieses, Paul."

Obschon ich gewohnt war, den Befehlen meines Vaters unbedingt zu gehorchen, konnte ich doch nicht unterlassen, meinen Blick über das Papier hingleiten zu lassen, bevor ich es unterschrieb. Ein einziger Blick sagte mir Alles; es war ein in meinem Namen ausgestelltes Gesuch um eine Vormundschaftsbewilligung für meine drei unmündigen Brüder.

„Was soll das, Vater?" rief ich aus und legte die Feder nieder. „Du lebst ja noch; dies Dokument ist überflüssig."

„Unterschreibe, Paul!" antwortete er in einem ruhigen,

aber traurigen Tone. „Unterschreibe, wenn Du Dich nicht der Pflicht weigern willst, für Deine jüngeren Geschwister zu sorgen."

Er sah in diesem Augenblick so wehmüthig und niedergeschlagen aus, daß ich ohne weitere Einrede meinen Namen auf das Papier setzte und ihm dasselbe hinreichte.

„Es ist gut," sagte er, indem er es zusammenfaltete und unter seinen Briefbeschwerer legte. „Willst Du jetzt Deinen Namen unter diese setzen?"

Er ergriff die Papiere, die in vier Haufen geordnet auf dem Tische lagen, und indem er mir das erste hinreichte, sagte er mit einem zärtlichen Lächeln:

„Es gehört Deinen Brüdern, Paul; willst Du Deinen Namen dorthin setzen, wo ich geschrieben habe?"

Ich folgte der Richtung seines Fingers und las die wohlbekannten summarischen Worte: „Diese Obligation darf nicht übertragen, verkauft oder versetzt werden ohne meine Einwilligung. Als Curator u. s. w."

Ich hatte niemals geahnt, daß mein Vater Etwas besäße; denn unsere Verhältnisse waren immer knapp gewesen, und mit Ausnahme derjenigen Dinge, welche zu unserer Erziehung gehörten, hatte mein Vater niemals etwas Besonderes auf uns verwendet. Ich unterschrieb die Obligationen langsam, Stück für Stück, und mit einer Sorgfalt, welche deutlich genug erkennen ließ, daß ich weder zum Geschäftsmann geboren war, noch beständigen Umgang mit Werthpapieren gehabt hatte,

und jedesmal, wenn ich ein neues ergriff, legte mein Vater seinen Finger auf das Papier und sagte mit einer gewissen Zufriedenheit: „Dort, Paul, gerade der Stelle gegenüber, wohin ich das Datum gesetzt habe."

Endlich wurde ich mit dieser Finanzoperation fertig, die mich für einen Augenblick das Seltsame im Benehmen meines Vaters vergessen ließ, und überreichte ihm mit einem Lächeln die Papiere.

„Wir sind noch nicht fertig," sagte mein Vater, indem er mich freundlich ansah; „hier sind Deine eigenen, unterschreibe sie gleich mit."

Mit einem gewissen Beben nahm ich das kleine Päckchen entgegen, welches er mir hinreichte, und setzte nicht ohne ein Gefühl des Stolzes den Namen Paul Aabye unter die Worte: „Diese Obligation gehört mir." Es waren, wie für meine Brüder, zehn Stück, jede auf 100 Reichsbankthaler lautend; so viel Geld hatte ich niemals in meinem Leben besessen.

Als diese Formalitäten beendigt waren, schob mein Vater alle Papiere zusammen und schloß sie mit großer Vorsicht in seine oberste Schreibtisch-Schieblade.

„Da siehst Du, lieber Paul," sagte er, „die ganze irdische Frucht meiner ärztlichen Thätigkeit. Viertausend Thaler für die Anstrengungen von vierzig Jahren, wie viel ist das?"

„Es sind hundert Thaler per Jahr," antwortete ich etwas verwundert, „das ist eine einfache Rechnung."

„Ja! hundert Thaler per Jahr, merk' es Dir wohl,

Paul!" sagte er, indem er die Hand auf meine Schulter legte und mir ernst in's Gesicht schaute, „das sind 25 Reichsbankthaler Ersparnisse für Jeden von Euch, und sie sind sauer verdient. Denke daran, Paul, wenn ich todt und von Euch geschieden bin."

Er sah wieder so ernsthaft aus, und der strenge Zug um seinen Mund trat wieder so scharf hervor, daß mich auf's Neue die Angst befiel, und mich zu einem Scherze zwingend sagte ich: „Du hast zur Unzeit Deine Rechnung aufgemacht, Vater! Du kannst ja noch viel Geld verdienen und Millionär werden, ehe Du stirbst."

„Millionär!" wiederholte er, und ein bitterer Ausdruck trat in seine Züge, der ihm sonst ungewöhnlich war. „Millionär? Ach ja, wenn ich Bankier oder Lieferant wäre, wenn ich den Armen das Blut aussaugen und ihnen die tiefsten Wunden schlagen wollte, statt sie zu heilen, so könnte man vielleicht davon reden, Geld zu verdienen; aber ein Arzt, und ein Arzt wie ich, stirbt arm, das ist der Lauf der Welt."

„Es ist aber Niemand ernster und eifriger in seiner Thätigkeit gewesen, als Du," sagte ich, um ihn auf freundlichere Gedanken zu bringen, „und Niemand hat größeren Anspruch auf den Dank seiner Patienten gehabt."

„Dank," wiederholte er nachdenklich, „ja, Paul, Du hast Recht; Dank, das ist eben das rechte Wort. Hier liegt ein Beweis vom Danke der Menschen, lies ihn und lerne daraus,

was man dafür erhält, daß man es ernst und eifrig mit seinem Berufe genommen hat."

Ich nahm den großen Brief, den mein Vater mir reichte. Es war ein längeres, motivirtes Schreiben der Armenverwaltung, worin deutlich genug ausgesprochen stand, wie man aus Ursachen, die man nicht näher zu entwickeln für nöthig hielt, den Wunsch hege, daß er von seiner Stellung zurücktreten möge, da die Verwaltung sich sonst veranlaßt finden werde, ihm seinen Abschied zu ertheilen.

Ich warf den Brief auf den Tisch, indem ich ihn unwillkürlich in meiner Hand zerknitterte; denn Niemand wußte besser als ich, wie viele Opfer gerade in dieser Richtung er seiner Thätigkeit gebracht hatte. Er sah mich auf's Neue scharf an und sagte mit zitternder Stimme:

„Weißt Du, weshalb man mir den Laufpaß giebt, Paul?"

„Nein," antwortete ich heftig.

„Der Form nach, weil ich alt und hinfällig bin; diese Behörden wissen ja stets, selbst bei ihren größten Ungerechtigkeiten einen Schein von Recht zu bewahren; — in Wirklichkeit aber, weil ich gegen sie aufgetreten bin, weil ich sie habe wissen lassen, daß ihre Thätigkeit schlecht und hartherzig ist, weil ich es ausgesprochen habe, daß sie, statt die Noth des Armen zu lindern, ihm seine Last zehnmal schwerer machen durch eine Behandlung, die ihn weit unter den Verbrecher stellt. Ernst und eifrig," fuhr er mit steigender Heftigkeit fort, „ja, das bin ich gewesen, und das sind meine zwei

Hauptfehler, die Euer Erbtheil verringert haben. Mein Eifer hat mich aus meiner öffentlichen Thätigkeit entfernt; wäre ich nachlässig gewesen wie die Andern, so wäre ich in derselben verblieben. Mein Ernst ist mir immer in meiner Privatpraxis hinderlich gewesen; hätte ich nur den Müttern schmeicheln und die kleinen Schwächen der Männer geduldig hinnehmen können, hätte ich mit nervösen Frauenzimmern lamentiren und hysterische hätscheln, hätte ich ungezogenen Bälgen Zuckerbrot und gebrannte Mandeln statt Diät und Kinderpulver verordnen können, so wäre es eine andere Sache gewesen, so hätte ich auch in einer Kutsche fahren und Etatsräthe in meinem Zimmer haben können, aber ich war immer ein strenger Arzt, das heißt, ich habe meine Meinung gerade heraus gesagt und Niemandem Complimente gemacht, und jetzt, wo das Ende sich naht, bereue ich es nicht; denn nur der, welcher nie seiner Ueberzeugung untreu geworden ist, legt sich mit Ruhe in's Grab. Doch um Deinetwillen, Paul, und um Deiner Brüder willen, hätte ich vielleicht etwas anders sein können. Wäre ich etwas entgegenkommender gewesen, hätte ich etwas mehr nachgegeben, so hätte ich auch vielleicht etwas mehr hinterlassen können, als die elende Summe, welche jetzt die Frucht meines Lebens ist."

Ich schlang den Arm um seinen Nacken, den alten, braven Nacken, der sich niemals gebeugt hatte, und küßte ihn auf die Stirn; er ergriff meine Hand, und indem er mich erfaßte, begann er im Zimmer auf und ab zu wandern, wie er es

immer zu thun pflegte, wenn er mir etwas Wichtiges anvertrauen wollte.

„Wenn ich todt bin," sagte er nach einer Pause, „sollst Du für Deine Brüder sorgen, Paul, bis sie so groß sind, daß sie sich selbst ernähren können; versprichst Du mir das?"

Ich drückte ihm stumm die Hand und er fuhr fort:

„Ich wünsche ohne irgend welche Ceremonie und Umstände begraben zu werden; wenn Du folgst, ist es genügend. Nur will ich einen Sarg von Eichenholz haben; das ist ein großer Luxus, aber ich habe niemals in meinem Leben den verwünschten Tannenholzgeruch leiden können."

Er lächelte, während er diese Worte sprach; aber ich fühlte, daß seine Hand fester die meine drückte, und es lag Etwas in diesem Lächeln, was mich mit heimlicher Angst erfüllte.

„Weshalb," frug ich, „hast Du all' diese Vorbereitungen getroffen? Der Tod ist Dir ja heute nicht näher als gestern."

„Doch," antwortete er, „mindestens einen Tag näher, und nach einer Wahrscheinlichkeits-Rechnung viel näher, als im vorigen Sommer."

Er ging zum Schreibtische hin, blies die fast ganz niedergebrannten Lichter aus, zog die Rouleaux in die Höhe und sagte, zu mir zurückkehrend:

„Hast Du gehört, daß die asiatische Cholera ausgebrochen ist? Ich empfing gestern Abend die officielle Mittheilung darüber vom Sanitätscollegium."

Er sprach diese Worte anscheinend ganz gleichgültig, fast als ob er eine Conversation einleiten wolle; aber er sah sehr bleich aus, als er sich auf das Sopha setzte, und das dämmernde Tageslicht, welches matt durch die Scheiben drang, ließ ihn noch blässer erscheinen.

Jetzt war mir Alles klar, ich hatte meinen Vater niemals die geringste Furcht in seiner Praxis äußern hören oder sehen; selbst zu den ansteckendsten Kranken war er mit derselben Ruhe gegangen, als ginge er in Gesellschaft; nur über die Cholera, die er 1832 in Paris während der damaligen furchtbaren Epidemie kennen gelernt, hatte er sich zuweilen auf eine Art und Weise ausgesprochen, die nicht mit seinem unerschütterlichen Stoicismus gegenüber ähnlichen Krankheiten übereinstimmte. Ich glaube, daß diese neue Pest die einzige war, vor der er einige Furcht hatte, falls er diesen Begriff überhaupt kannte. Um die Gedanken, welche ihn zu beherrschen schienen, zu verscheuchen, that ich, als merke ich nicht seine Aufregung, und sagte leicht hingeworfen:

„Nun, bei uns wird sie wohl nicht viel Unheil anrichten, wir sind ja vorbereitet.“

„Vorbereitet?“ wiederholte er und schnellte halb von dem Sopha empor, „vorbereitet, sagst Du? Sind wir jemals auf irgend Etwas vorbereitet gewesen? Ich denke noch an das Bombardement der Engländer im Jahre 1807, und wie Vater damals Mutter und mich aus unserm brennenden Hause in der Larsbjörnstraße rettete. Waren wir damals vorbereitet?

Waren wir nicht auf die eindringlichste Weise im Voraus gewarnt, und lag die Stadt nicht trotzdem als Beute für den Feind da? Ganz wie es damals ging, Paul, so wird es jetzt gehen; nur wird der Feind, der sich uns jetzt nähert, uns viel mehr Menschenleben rauben, als die Engländer trotz ihrer Bomben und congreveschen Raketen vermochten, und wir werden bis zum September zehnmal so viel Leichen begraben haben, als die drei Septembernächte uns kosteten."

„Unmöglich," antwortete ich, „Kopenhagen hat ja eine so günstige Lage, daß hier bis jetzt keine Cholera-Epidemie hat Wurzel fassen können."

„Du sprichst, wie Dein Verstand es erlaubt," sagte mein Vater etwas scharf. „Wenige Hauptstädte in Europa eignen sich so für die Cholera wie die unsrige, und wenn man sich damit getröstet hat, daß der Saltholmskalk, worauf Kopenhagen ruht, die Ursache sein sollte, weshalb uns bisher keine Epidemie heimgesucht hat, so ist das ein so unbegreiflicher Unsinn, daß man nicht verstehen kann, wie vernünftige Leute ihn in den Mund nehmen mögen. Die Stadt ruht auf den Kothhaufen und der Unreinlichkeit von Jahrhunderten, auf ausgefüllten Morästen und ausgetrockneten Sümpfen, wogegen Paris, das so schwer heimgesucht worden ist, auf einem Kalkgrunde ruht, der mit unsern Kalksteinen außerordentlich viel Aehnlichkeit hat. Liegt also irgend eine Wahrscheinlichkeit in der aufgestellten Hypothese, ist sie nicht vielmehr nur erdacht und erfunden, um die Mängel zu verdecken und die klotzige

Trägheit zu verbergen, worin unsere Communal-Behörden ihr Leben verschlafen?"

„Aber Kopenhagen ist doch eine reinliche Stadt," wandte ich ein.

Mein Vater starrte mich mit einem Ausdruck stummer Verwunderung an, und schüttelte das Haupt mit einem überlegenen Lächeln.

„Reinlich, sagst Du? ja, auf der Oberfläche; aber nimm den Firniß weg, und Du wirst sehen, daß sie übertünchten Gräbern gleicht, die außen weiß und glänzend anzusehen sind, aber drinnen Tod und Verzweiflung bergen. Geh in die Adels- oder Bürgerstraße, Paul, und erzähle mir, was Du dort erblickst! Geh in die feuchten Keller, in die baufälligen Hinterhäuser in Christianshavn, und dann komm nur mit einem Kubikzoll reiner Luft in Deinen Lungen zurück, und ich will Dich vergolden. Kennteſt Du „Klein-Kopenhagen", „die weiße Rose", „die Jolle", „die Wetterwolke" oder „das Schiff", dann würdest Du nicht so reden, wie Du es thust. Wärest Du so lange Armenarzt gewesen wie ich, hättest Du jene Wohnungen gesehen, wo man nur Finsterniß, Gestank und Unzucht kennt, wo jeder Winkel, jeder Zoll bis zum Dachgebälk in Anspruch genommen ist, wo die Kinder nicht einzeln, sondern rudelweis zur Welt kommen, wo die Armen ein Leben, schlimmer als die Juden im Ghetto, führen, wo man nur Stroh statt Matratzen, Kälte statt Decken kennt, wo Kreidestriche die einzigen Wände sind, die Männer, Frauen,

halberwachsene Mädchen und nackte Kinder von einander scheiden — fürwahr, Du würdest zu einer andern Erkenntniß gelangen und Dich würde mit mir vor dem Jammer grausen, der jetzt bevorsteht."

„Glaubst Du denn nicht," fragte ich, „daß die Epidemie dazu beitragen wird, die Leute aus ihrer Nachlässigkeit empor zu rütteln, und daß die Armenverwaltung Alles thun wird, die Noth der Unglücklichen zu lindern?"

„Die!" sagte mein Vater mit einem Ausdruck, als bekäme er plötzlich etwas Ekelhaftes in den Mund, „die wird den Teufel thun. Du bist so jung in der Welt, Paul, daß Du vielleicht glaubst, eine Armenverwaltung dächte, ich will nicht sagen an wollene Decken und ordentliche Nahrung, sondern nur an Licht und Luft. — Nein, weißt Du, woran man denkt," fuhr er mit gesenkter Stimme und einem Ausdruck von Trauer in seinen Zügen fort, „man denkt an Särge, aber so billig wie möglich. Man hat schon gleich zweihundert bestellt. Das ist eine weise Sorge für das Menschenleben, namentlich wenn man es vorzieht, die Todten in den Leichenhäusern verfaulen zu lassen, weil die Särge hier in Kopenhagen, welche schleunigst fertig sein könnten, eine Kleinigkeit mehr kosten, als bei dem Sarglieferanten der Verwaltung in Roeskilde. Es ist eine Proletarierkrankheit, die nicht wagt, Conferenzräthe anzugreifen. Das ist ja ein großer Trost, und die Verwaltung hat schon ausgerechnet, daß das allgemeine Hospital bald dreihundert Insassen weniger zählen wird, das

ist ja eine reine Einnahme von fünftausend Reichsbankthalern! Ist das nicht eine gesegnete Krankheit?"

„Du bist zu bitter, Vater," sagte ich. „Die Behandlung, welcher Du ausgesetzt gewesen bist, macht Dich geneigt, die Dinge in einem schwärzeren Lichte zu sehen, als sie vielleicht in Wirklichkeit haben."

„Ja, nicht wahr?" versetzte er mit einem bitteren Lächeln, „es ist Einem Unrecht geschehen, und so ist man natürlich ein Krakehler. Man hat die Sache der Armen vertreten und ein paar hohe Herren vor den Kopf gestoßen, — gleich ist man ein ausschweifender Philantrop, Socialist, Communist, Saint-Simonist, oder was ihnen nur einfallen mag; man hat darauf aufmerksam gemacht, daß unsere Gesundheitspflege schlecht, unsere Gossen stinkend, unsere Kanäle ungesund, unser Trinkwasser vergiftet und unsere Luft verpestet sind, — gleich ist man ein unvernünftiger Schreihals, der Unmögliches hier auf Erden verlangt. Ich erlebe nicht den Tag, wo die Stadt die ersten Güter des Lebens, Licht, Wasser und Luft, erhält; ich habe diese Sache angeregt und falle als ihr Vorkämpfer; aber zum Ersatz werde ich auch nicht all' die Noth, den Jammer und das Elend sehen, welche jetzt auf uns einzustürmen beginnen. Dir steht ein harter Kampf bevor, mein Junge! Aber Du bist jung und hast Kraft, ihm zu trotzen; ich bin alt und in Folge des Alters vielleicht etwas feige! Ich sehne mich nach Rast, nach Ruhe, nun, die läßt wohl nicht lange auf sich warten."

Er wandte sich, um nach der Thür zu gehen, die in sein Schlafgemach führte. Als er mir mit seinem ruhigen „Gute Nacht!“ die Hand entgegenstreckte, ergriff ich sie unwillkürlich und küßte sie. Er sah mich mit einem Blick voll Liebe und Vertrauen an und flüsterte noch einmal: „Gute Nacht, mein Junge!“ — aber seine Stimme klang gebrochen, wie von einem zurückgedrängten Schluchzen.

„Vater,“ sagte ich, indem ich seine Hand noch fortwährend in der meinen hielt, „es liegt noch Etwas im Hintergrunde, Etwas, das Du mir verheimlichst. Es kann nicht dieser ungerechte Abschied allein sein.“

„Nun, und wenn es so wäre?“ erwiderte er ausweichend.

„So sagst Du es mir, nicht wahr?“ versetzte ich und zog ihn wieder zum Sopha zurück. „Es lastet Dir Etwas auf dem Herzen; erzähle es mir, und setze Vertrauen in mich, Du hast ja niemals Grund gehabt, es zu bereuen.“

„Paul,“ sagte er, „es giebt Dinge im Leben, die wir Aerzte unbedingt zu verwerfen genöthigt sind, weil sie so sehr allem gesunden Menschenverstande widerstreiten, daß es fast Wahnsinn wäre, daran zu glauben; es giebt Dinge innerhalb des Bereiches der Arzneikunst, von denen ein Arzt zu reden sich kaum erlauben darf, die er beständig abweisen muß, weil sie barer Unsinn sind, welcher aber doch beständig wieder auftaucht und Glauben bei der Menge findet, weil dieser Unsinn hin und wieder einmal eintrifft. Hast Du je Etwas von Tutelle in Paris gehört?“

„Nein," antwortete ich, „nicht daß ich mich entsänne."

„So hast Du überhaupt Nichts davon gehört," sagte er und nahm Platz neben mir auf dem Sopha; „hättest Du davon gehört, so würdest Du Dich dessen ganz sicher erinnern."

Er saß einen Augenblick da mit einem unbestimmten Ausdruck im Antlitz, als schäme er sich dessen, was er erzählen wollte; seine Züge nahmen allmählich mehr und mehr einen geistesabwesenden Ausdruck an, als habe er sich gänzlich in die Erinnerungen verloren, welche der bloße Name Tutelle in ihm hervorgerufen. Ich betrachtete ihn schweigend. Dies auffallende Sichversenken in eine andere Welt hatte ich früher nie bei ihm wahrgenommen, und endlich legte ich ihm meine Hand auf die Schulter. Er fuhr empor, fast wie aus einem Traume, starrte einige Augenblicke vor sich hin, und sagte dann mit leiser Stimme:

„Siehst Du, es war in Paris im Winter Zweiunddreißig; ich war dort mit Felslöv, demselben, von welchem ich Dir so häufig erzählt habe. Ich war im Theatre français gewesen und hatte mit ihm verabredet, daß wir uns nach der Vorstellung bei einem Restaurateur treffen wollten, der in der Nähe des Pontneuf wohnte. Als ich dort hinkam, war Felslöv fortgegangen, aber einer der Kellner erzählte mir, daß er vor einer halben Stunde dagewesen sei, und ihn gebeten habe, mir mitzutheilen, daß er erst etwas später zurückkommen werde. Ungefähr eine halbe Stunde nachher, als ich längst mit meiner Mahlzeit fertig war und schon die Restau-

ration verlassen wollte, kam Felslöv hereingestürmt. Er sah bleich und verstört aus, warf in großer Eile seinen Mantel und Hut ab, und ergriff darauf, wie in Zerstreuung, das Caraffon mit Cognac, welches ich neben mir stehen hatte, schüttete fast den ganzen Inhalt in ein Glas, und leerte dasselbe, ohne ein Wort zu reden.

Ich sah ihn verwundert an; denn er war ein sehr nüchterner Mensch und genoß Abends fast niemals spirituöse Getränke.

„Kümmere Dich nicht darum," sagte er und schellte dem Aufwärter; „es hat Nichts zu bedeuten. Der Henker soll die Diät holen, wenn man nur noch zwei Monate zu leben hat."

„Bist Du toll?" rief ich, als er auf's Neue die Hand nach der Caraffe ausstreckte.

„Ja," sagte er mit einem heiseren Lachen, „oder vielleicht eher auf dem Wege, es zu werden. — Garçon, Ananaspunsch! ein großes Glas für mich und ein kleines für den Herrn dort!"

„Ich trinke heute Abend nicht mehr, Felslöv," sagte ich und erhob mich. „Komm jetzt mit nach Hause und fange nicht wieder die tollen Streiche an."

„Der Teufel hole die ganze Welt!" rief er und ergriff gierig das große Glas, welches der Aufwärter ihm hinstellte. „Wenn man, wie ich, weiß, daß es bald mit Einem aus ist, so möchte der Henker sich Etwas versagen. Ich habe es früher toll getrieben, das ist wahr, und ich habe wieder damit auf-

gehört, das ist ebenfalls wahr; aber weißt Du, weshalb ich damit aufhörte? Weil ich bange war, daß es mir den Tod brächte. Jetzt dagegen, wo Alles, was ich thue, gleich gut oder schlecht ist, soll der Tod mich nicht um das Leben betrügen. Zwei Monate! das sind einundsechszig Tage; nein, Tod und Hölle! es sind nur achtundfünfzig, der verdammte Februar hat ja zwei weniger. Nun, in der Zeit will ich mich amüsiren!"

Er trank sein Glas fast ganz aus und schellte dem Aufwärter, um ein neues zu bestellen. So hatte ich ihn nie zuvor gesehen.

„Was ist Dir, Felslöv, hast Du Gespenster gesehen?" fragte ich, als ich sah, daß jeder Versuch, ihn zum Heimgehen zu bewegen, nutzlos sei.

„Nein," antwortete er, „aber ich habe Tutelle gesehen, und das ist fast eben so gut. Ach was, es ist Alles Lügenkram!" unterbrach er sich plötzlich und schlug auf den Tisch; „es ist Geschwätz und dummes Zeug, Niemand weiß ja, was kommen wird. Glaubst Du wohl an Magnetismus, Aabye?"

„Herr Gott! armer Kerl!" sagte ich. „Ist es jetzt so weit mit Dir gekommen, daß Du Dich betrinken mußt, weil ein Mägdlein Dir Schrullen in den Kopf gesetzt hat? Das hätte ich nie von Dir gedacht."

„Nein, ich auch nicht," rief er mit unheimlichem Lachen. „Erinnerst Du Dich, was sagt Bellmann?

Scheint das Grab dir allzu tief zu sein,
Nun, wohlan, so trink ein Gläschen Wein;
Hinterher noch eins mehr, dann noch zwei oder drei,
So ist's mit der Angst vorbei."

„Hör' auf, Felslöv, hör' auf!" beschwichtigte ich ihn, „bedenke, daß man in einer Pariser Restauration nicht singen darf. Laß jetzt das Trinken und erzähle mir, was Dir passirt ist; hörst Du?"

„Beides läßt sich recht wohl mit einander vereinen," sagte er und nahm das neue Glas entgegen, welches der Kellner ihm brachte. „Erinnerst Du Dich des wunderlichen Kauzes mit dem mageren Gesichte, der blauen Brille und der alten grünen Mütze, der jeden Tag auf dem Pont neuf sitzt und sein einförmiges: „La science pour un sou, monsieur! Toute la science pour un sou, madame!" („Die Wissenschaft für einen Sou, mein Herr! Die ganze Wissenschaft für einen Sou, Madame!") den Vorübergehenden zuschreit?"

„Der mit dem großen Kaleidoskop?"

„Je nachdem," erwiderte Felslöv. „Bei schlechtem Wetter sitzt er dort mit einem Kaleidoskop, bei Sonnenschein mit einem alterthümlichen Mikroskop, und Abends mit einem großen Teleskop, durch welches er den Leuten die Flecken im Monde oder den großen Kometen zeigt, Alles für einen Sou. La science pour un sou!"

„Der große Komet?" sagte ich; „es ist ja gegenwärtig keiner am Himmel."

„Nein," antwortete Felslöv, „aber an seinem Himmel sind so viele, wie er dort haben will; er ist toll, das habe ich erst heute Abend erfahren."

„Hast Du denn mit ihm gesprochen?" frug ich.

„Jawohl," sagte Felslöv, abermals trinkend; „oder richtiger, er hat mit mir gesprochen, so daß ich die Tollheit nicht wieder aus dem Kopfe los werden kann. — Als ich hieher ging, um Dich in der Restauration zu treffen, stand der arme Kerl auf dem Pont neuf und packte sein großes Teleskop ein. Daran that er Recht; denn es fror bitterlich, es begann zu schneien, und der Himmel war so bedeckt, daß man durch die grauen Schneewolken weder die Sonne noch den Mond erblicken konnte. Ich gab ihm ein paar Sous, indem ich an ihm vorüberging, der vor Kälte zusammenschauerte."

„Tausend Dank," sagte er, indem er die Objectivgläser hervorsuchte, die er in die Tasche gesteckt hatte; „will der Herr nicht den großen Kometen sehen, den ganzen Kometen für einen Sou?"

„Was ist es für ein Komet?" frug ich lächelnd, „er ist ja heute Abend nicht da."

„Es ist mein eigener Komet," sagte er flüsternd, indem er mit seinen steifen, verfrorenen Fingern das Objectiv anzuschrauben versuchte. „Es ist mein eigener Komet, den ich selbst entdeckt habe, den aber Arago mir gestohlen und der Akademie der Wissenschaften geschenkt hat, wofür er statt meiner ihr Mitglied wurde."

Ich blickte den Mann kaum an und sagte lachend: „Das war ja häßlich von ihm."

„Häßlich!" rief er aus und faßte mich mit seiner langen mageren Hand am Knopfloch. „O mein Herr, das war viel mehr als häßlich, es war niederträchtig; aber so sind sie alle, diese gelehrten Herren der Akademie. Ich habe für sie gearbeitet, mich abgequält und gerechnet, bis der Kopf mir fast in Stücke sprang. Und was habe ich dadurch erreicht? Nichts als Hohn, Undank und Verachtung. Sie stießen mich fort, nachdem sie mich benutzt hatten. Leverrier lief mir mit dem äußersten Planeten davon, mit Neptun, den ich lange vor ihm entdeckt, und von dem ich ihm dummer Weise die Berechnungen zum Durchsehn gegeben hatte. Toute la science pour un sou, monsieur!"

Es war kein Zweifel, der Mann war vollständig toll und ich hatte ihn so eben verlassen, als ich von Emile Durand, dem jungen französischen Mediciner, eingeholt wurde, welcher Dir neulich einen so guten Eindruck machte. Das Gespräch kam ganz natürlich auf den Astronomen auf dem Pont neuf, und obschon Durand einräumte, daß derselbe jetzt an einer vollständigen Monomanie leide, ist es doch, nach seiner Ansicht, fast unzweifelhaft, daß sein Unglück aus früheren Jahren und zum Theil aus ähnlichen Ursachen wie denjenigen, von welchen er phantasirte, sich herschreibt. Er war in früheren Jahren ein ausgezeichneter Mathematiker und hatte sich später auf die Astronomie geworfen; er hatte eine Arbeit, die nach seiner

Aussage manches Neue enthielt, der französischen Akademie zur Beurtheilung eingeliefert. Das Manuscript war verloren gegangen oder vielmehr vertauscht worden, denn er bestand darauf, daß das ihm zurückgesandte nicht sein eigenes, sondern ein anderes sei, das er gegen Bezahlung für einen jüngeren Gelehrten abgeschrieben, der später ein bedeutendes Werk herausgab, worin seine Entdeckungen benutzt worden. Die Sache wurde niemals ganz aufgeklärt, aber gewiß ist, daß mit diesem Tage sein unglücklicher Zustand begann, in den er immer tiefer und tiefer hinein gerieth. Jetzt kann man ihn beständig auf dem Pont neuf treffen, wo er mit einer gewissen Ironie die ganze Wissenschaft für einen Sou feilbietet, und in einem gewissen Sinne hat er Recht: denn all' seine Mühe und Arbeit im Dienste der Wissenschaft hat ihm nur Aerger und Verdruß, und nicht ein Zehntel der Sousstücke eingebracht, die er jetzt dadurch verdient, daß er Maden im Käse oder Vulkane im Monde zeigt."

„So wird er zuletzt wohl Hungers sterben?" sagte ich, als Durand seinen Bericht geendet hatte.

„Ach nein," erwiderte er lächelnd; „er hat ganz andere Ressourcen im Hinterhalte, und gerade von der Art, wie sie in einer großen Stadt wie Paris immer Glück machen werden. Er hat eine Pflegetochter, ein junges Mädchen von kaum sechzehn Jahren, welche Tutelle heißt; sie ist sehr schön."

„Ah so!" rief ich lachend.

„Nein, Sie irren sich vollständig," sagte Durand, „sie ist

die Tugend selbst, und nicht auf diese Art kommt Vater Bernot zu Vermögen. Er hat ein verborgenes Talent bei ihr entdeckt, das er zu entwickeln verstanden hat, und das seinen Aufenthalt auf dem Pont neuf fast überflüssig macht. Sie ist Hellseherin und soll eines der besten Media in Paris sein. Wenn Vater Bernot es verstände, die Sache systematisch zu betreiben, so würde er ein schwer reicher Mann werden; aber mag es nun aus Unlust sein, das junge Mädchen öffentlich vorzuführen, oder weil er nicht die Wissenschaft entwürdigen will, wie er sich ausdrückt, genug, er hält keine öffentlichen Sitzungen, sondern begnügt sich damit, sie Freunden und Bekannten gegen die lumpige Bezahlung von fünf Francs zu zeigen. Wir hatten sie ein paar Mal bei den physiologischen Vorlesungen, sie ist besonders empfänglich, kann ich Ihnen versichern."

Wir standen am Eingang der Restauration, und Durand verließ mich lachend. Ich ging hinauf; Du warst nicht dort, und die Vorstellung mußte mindestens noch eine halbe Stunde dauern. Ich mochte nicht allein droben sitzen und ging wieder hinab, nach dem Pont neuf zu, während Durand's Worte mir beständig durch den Kopf summten. „Sie ist sehr empfänglich," wiederholte ich bei mir selbst; „was meinte Durand eigentlich damit? War es eine Zweideutigkeit? Sie ist schön, und der Vater ist vielleicht mehr originell als toll. Eh bien, hier giebt's vielleicht ein kleines Abenteuer zu bestehen; fünf Francs sind ja kein Edelhof."

Während dieses kurzen Selbstgespräches hatte ich den Pont neuf erreicht, aber Vater Bernot war nicht zu erblicken. Ich schlenderte über die Brücke und bog in eine der ersten Straßen des Quartier latin. Das Glück war mir günstig; denn durch eines der Fenster einer kleinen Kneipe sah ich Vater Bernot still versunken in den Genuß einer kleinen Kreidepfeife sitzen, während ein Glas warmen Getränkes vor ihm auf dem Tische stand."

„Nun, und dann?" frug ich, da Felslöv inne hielt und vor sich nieder sah.

„Dann," hob er finster wieder an, „dann, — ja dann ging ich mit dem tollen Menschen in eine Kammer im fünften Stocke hinauf und bekam die Pflegetochter zu sehen. Sie war niedlich, die keine Tutelle, fein und zierlich, aber ein wahrer Satan. Alles, wonach ich sie frug, stimmte, als hätte ich selbst die Antwort gegeben, keine Antwort war unklar oder zweideutig, und zuletzt — —"

Felslöv war todtenbleich geworden, seine Augen stierten mich starr an, als ich wiederholte: „Zuletzt?"

„Fragte ich sie, wie lange ich leben würde," schrie er wüthend, „und sie antwortete, ohne daß sich ein Zug in ihrem Marmorantlitz veränderte: „Le troisième mars vous serez mort!" („Den dritten März werden Sie todt sein!") Das ist Alles. Wir haben heute den dritten Januar, es sind gerade zwei Monate. Komm, laß uns nach Hause gehen; ich glaube, ich bin auf dem Wege, toll zu werden von dem unsinnigen

Gewäsch, oder es ist der Ananaspunsch, welcher zu wirken beginnt."

Er warf eilig den Mantel um, ergriff seinen Hut und stürzte hinaus; als wir zu einer kleinen Seitenstraße kamen, bog er plötzlich in dieselbe ein, winkte mir mit der Hand, und verschwand, indem ich ihn singen hörte:

„Die schönste Nymphe, die Dir lacht,
Nimm unter Deinen Arm!"

Seit jenem Abend war eine große Veränderung mit Felslöv vorgegangen, ja, ich kann wohl sagen, ein vollständiger Wechsel in all' seinen Gewohnheiten und Neigungen. Er war in seinen ersten Studentenjahren etwas auf Abwege gerathen, zum Theil durch unglückliche Verhältnisse, wie mir sehr wohl bekannt war. Jetzt schien die frühere Periode plötzlich mit vermehrter Stärke zurückgekehrt zu sein; denn er stürzte sich in das Pariser Leben mit einem Eifer und einer Gewaltsamkeit, die sehr bald seine so schon etwas geschwächte Gesundheit zerstören mußten. Niemals traf ich ihn, wie früher, in seiner Wohnung, selten in den Hospitälern, wogegen er ein täglicher Gast im Jardin Mabille, in der Closerie des Lilas, dem Chateau des fleurs und ähnlichen Orten war. Der Carneval näherte sich; das Volk, das noch siegestrunken von der Julirevolution war, trieb sich mit größerer Lebhaftigkeit und Freiheit, als früher, in der bunten Welt der Maskenbälle umher, und schien vor lauter Jubel und Lust vergessen zu haben, daß der Tod das Maskenrecht nicht respectirt; da verbreitete sich

plötzlich das Gerücht, daß die Cholera, diese neue asiatische Seuche, welche Niemand kannte und von deren Schrecken man stark übertriebene Berichte erhalten zu haben glaubte, sich Paris nähere, und daß bereits mehrere Todesfälle in der Vorstadt St. Antoine vorgekommen seien. Anfangs kümmerte sich Niemand darum; die sorglosen Pariser machten Bonmots über die Krankheit, welche in den illustrirten Zeitungen, im „Figaro" und „Charivari," als ein Gerippe in russischer Tracht dargestellt wurde, das seine furchtbare Knute von kleinen Todtenköpfen schwang, aber doch erschrocken vor den Bataillonen französischer Aerzte zurückwich, die mit wollenen Leibbinden als Fahnen, Wärmflaschen statt Tornistern auf dem Rücken und mit Klystierspritzen in den Händen sie in die Flucht jagten. Bald jedoch kam man auf andere Gedanken. Wie ein Blitz flog sie mit furchtbarer Gewalt in die verschiedenen Quartiere der Stadt, verbreitete sich mit reißender Schnelle, und tödtete im Verlauf weniger Stunden so plötzlich und so sicher, daß Leute, die froh und munter in Carnevalstracht zur großen Oper gegangen waren, um an allen Orgien der Ausgelassenheit Theil zu nehmen, inmitten der Masken starben, in ihren letzten Augenblicken Gelächter, Jubel und Lärm vernehmend, die nur von den Polkas und dem Cancan des brausenden Orchesters übertäubt wurden. Da ergriff eine fast wahnwitzige Angst die jubelnde Bevölkerung von Paris, die Stimmung schlug um, und als endlich der Scherz, das Lachen und die Töne der Tanzmusik vor dem

ernsten Geläute der Todtenglocken von Notre-Dame und den übrigen Kirchen der Stadt verstummten, gestaltete sie sich zu einer wahren Panik; man glaubte, wie in den Tagen der Pest, die Brunnen seien von den Juden vergiftet, die Aerzte von den Reichen bestochen, und es fanden Auftritte statt, bei denen die blutigen Handlungen unwissender Pöbelmassen in trauriger Art die Zahl der Opfer noch vermehrten.

Von Begierde erfaßt, die neue Seuche kennen zu lernen, und theils auch aus Pflichtgefühl, hatte ich mich der Zahl der französischen Aerzte angeschlossen und war in beständiger Thätigkeit; zuerst im Hôtel Dieu und nachher in einem der großen Cholera-Lazarethe, die man bald zu errichten genöthigt war. Von Felslöv sah ich gar Nichts mehr und glaubte halbwegs, daß er sich aus dem Staube gemacht und seine Gliedmaßen bei Zeiten in Sicherheit gebracht habe; dagegen traf ich täglich mit einem andern dänischen Arzte, Peter Möller, zusammen, der eben nach Paris gekommen war und sogleich seine Dienste angeboten hatte. Felslöv hatte nach jenem Abend in der Restauration mit keinem Worte von Dem geredet, was bei dem tollen Vater Bernot vorgefallen war, und die vereinzelten Male, wo ich ihn getroffen und diese Begebenheit zur Sprache gebracht hatte, war er beständig mit einer scheuen Aengstlichkeit zurückgewichen, die er hinter dem einen oder andern ausgelassenen Scherze zu verbergen suchte. Die schweren Pflichten, die mir als Cholera-Arzt oblagen, die angestrengte Arbeit und die beständige Anspannung hatten die Er-

innerung an jene kleine Geschichte ganz in die Flucht geschlagen; sie war zu unbedeutend, als daß sie in meinem Haupte hätte Platz finden können bei dem Andrang der Gedanken, die mich damals erfüllten. Müde und ermattet wanderte ich eines Abends vom Lazarethe zurück, ohne nur zu wissen, daß es der famose dritte März sei, jener Tag, welcher Felslöv als sein Todestag bezeichnet worden war. Die Luft war kalt und rauh, ein feiner Regen rieselte unaufhörlich herab, und die Windstöße, die ab und zu durch die Straßen fuhren, erinnerten weit mehr an einen nordischen Novembertag, als an ein herannahendes Frühjahr. Die Straßen waren öde und leer; Alles, was sich hatte flüchten können, war fort, und Die, welche die Noth oder Verhältnisse zum Dableiben gezwungen hatte, hielten sich an einem so feuchten Abend hinter den Mauern ihrer Häuser verschanzt. Als ich über den Pont neuf kam, erblickte ich durch das Dunkel eine dürre, magere, etwas gekrümmte Gestalt, und der wohlbekannte heisere Ruf: „La science pour un sou, monsieur! Toute la science pour un sou, madame!“ klang mir wieder in die Ohren. Die Erinnerung an Felslöv schoß mir plötzlich durch den Kopf; ich wandte mich um und sah Vater Bernot unter der Laterne stehen mit seiner alten grünen Mütze auf dem Kopfe und einem Bündel Papiere in der Hand.

„Wo ist denn Ihr Teleskop heute Abend, Monsieur Bernot?“ frug ich und drückte ihm ein Paar Sous in die Hand.

„Ach,“ antwortete er, „mit dem Teleskop geht es nicht in

dieser Zeit. Die Leute machen sich Nichts daraus, sich über den Himmel belehren zu lassen, jetzt wo eine Seele nach der andern in denselben hinauf wandert. Auch mit dem Mikroskop will es nicht mehr gehen. Ich zeigte eine Zeit lang Cholerafliegen, und das ging sehr gut; die Leute waren sehr begierig, die wahre Ursache der Krankheit zu sehen, und ich verdiente so viele Soustücke, daß ich sie kaum in meiner Tasche heimtragen konnte. Aber dann wurde es von der Polizei verboten; man verbot mir meine Erfindung und lief mit den Cholerafliegen davon, gerade wie Arago mir den neuen Trabanten stahl, den ich unter dem Ringe des Saturn entdeckt hatte, der aber jetzt vermittelst der zunehmenden Attraktionskraft längst auf den Planeten herabgestürzt sein muß, weshalb es gar nicht verwunderlich ist, daß Andere sich vergebens bemüht haben, ihn wieder aufzufinden. Sie sagten, daß meine Cholerafliegen nur dazu dienten, den Leuten Fliegen in's Hirn zu setzen, und jetzt hat ein Deutscher meine Entdeckung gestohlen und ein großes Werk in drei Foliobänden darüber geschrieben. Ich bin ein Opfer unablässiger Verfolgungen, mein Herr, ich habe die glänzendsten Ideen, aber Niemand will an sie glauben, und doch stehlen die Menschen sie mir. — Ich bin sehr unglücklich."

Er stierte geistesabwesend vor sich hin, und schwang das kleine Papierpäckchen wie ein Pendel hin und her.

„Was haben Sie dort?" frug ich ihn.

„Das ist eine neue Idee," sagte er, „aber nicht von mir

selbst; deshalb taugt sie nicht eben viel, aber ich verdiene doch Geld damit. Es sind Abbildungen des Auftretens der Cholera in den verschiedenen Ländern; — nicht wissenschaftlich, sondern in rein volksthümlicher Behandlung; vier Sous für den Bogen, mein Herr."

Ich trat unter die Laterne und sah die Bilder flüchtig durch. Es waren große Holzschnitte; die meisten, schlecht und plump kolorirt, stellten Scenen von dem Auftreten der Cholera in Moskau, St. Petersburg, Wien und Berlin vor; aber keiner war die vier Sous werth, welche dafür verlangt wurden.

„Haben Sie keine von Paris?" frug ich.

„Nein, mein Herr, noch nicht," erwiderte er mit einem unheimlichen Lächeln; „aber ich habe eine Idee, eine Idee, die sich vortrefflich bezahlen wird. Wenn dies Bild in den Handel kommt, wird es mit fünf Francs per Stück bezahlt werden, und ich werde ein ungeheures Honorar dafür erhalten, — falls man es mir nicht stiehlt," fügte er hinzu, indem er dicht an mich herantrat.

„Dies Bild wollen Sie mir also nicht zeigen?" sagte ich, einen Schritt zurücktretend, denn sein Blick hatte etwas unheimlich Lauerndes.

„Doch," antwortete er, „denn Sie können mir dabei helfen, und Sie werden mich nicht verrathen. Sie sind Däne, und die Dänen sind ehrliche Leute, das weiß ich aus Erfah-

rung. Ich bedarf eines Eisbären, mein Herr; wollen Sie mir versprechen, mir eine gute Zeichnung eines Eisbären zu verschaffen, so will ich Ihnen das Bild zeigen."

„Ich werde Ihnen morgen einen zeichnen," sagte ich lächelnd, „obwohl mir scheint, daß Sie ebenso gute Bilder hier in Paris werden erhalten können, falls Sie nicht vorziehen, selbst einen nach demjenigen zu zeichnen, den Sie im Jardin des plantes finden."

„Ach, mein Herr," rief er aus, „der ist nicht echt, das ist ein Ungeheuer, ein wahres Monstrum, das der Conservator nach einer Zeichnung von Guérin-Meneville fabricirt hat; das ist ein zahmer Bär, den man mit Seehundsfell überkleidet und in eine Waschbalje gesetzt hat. Ich weiß es nur zu gut, die ganze Geschichte ist ein wissenschaftlicher Humbug; Milne-Edwards, Valenciennes, ja selbst Cuvier sind nicht besser als die Andern. Alles ist Humbug und literarischer Diebstahl."

„Ja, gewiß, gewiß!" antwortete ich, um von ihm loszukommen, „das weiß ich wohl. Ich werde Ihnen morgen eine Zeichnung schicken; denn Sie werden doch nicht verlangen, daß ich mitten in der Nacht hier auf dem Pont neuf stehen und Eisbären für Sie zeichnen soll?"

„Nein, nein," rief er eifrig und hielt mich am Rocke fest; „aber kommen Sie mit mir nach Hause; ich wohne nur wenige Schritte von hier. Ich werde Ihnen mein Bild und meine ganze Sammlung physikalischer Instrumente zeigen,

wenn Sie nur mit mir nach Hause gehen und mir einen Eisbären zeichnen wollen."

Unter anderen Umständen wäre ich auf eine Einladung dieser Art kaum eingegangen; aber Felslöv's Abenteuer stand mir vor der Seele, und ich hatte Lust, diese Tutelle und die wunderliche Umgebung zu sehen, in der sie unzweifelhaft leben mußte. Ich nahm also die Einladung an und folgte Vater Bernot, der mit eiligen Schritten über die Brücke dem Quartier Latin zusteuerte. Durch ein Labyrinth von Gassen und Gäßchen, die kein Ende zu nehmen schienen und die in hohem Grade Vater Bernot's Angabe widersprachen, daß er in nächster Nähe des Pont neuf wohne, erreichten wir endlich ein ziemlich hohes Haus, welches die Eigenthümlichkeit hatte, weder eine Pforte noch eine Hausthür zu besitzen. Vater Bernot bückte sich und pochte mit einem Schlüssel zweimal an einen der Läden, was die Wirkung hatte, daß sich die Kellerthür zehn Minuten später öffnete, um eine ekelhafte weibliche Kröte, mit gelber Gesichtsfarbe und filzigem Haar, den dicken Körper in das möglichst geringe Quantum weiblicher Kleidungsstücke eingehüllt, erblicken zu lassen. Sie knurrte sehr vernehmlich darüber, in ihrer Nachtruhe gestört worden zu sein, und unter dieser keineswegs melodischen Musik, die Vater Bernot vollständig zu überhören schien, tauchten wir eine Kellertreppe hinab und kamen durch einen stinkenden Kellerraum eine andere hinauf. Vater Bernot zündete eine kleine Laterne an und führte mich über einen Hof, der ein Schachbrett von Rinn-

steinen zu sein schien, um ein Hintergebäude zu erreichen, vor welchem sich ein ganz kleines Stückchen Himmel erblicken ließ, auf dem ein einzelner hellstrahlender Stern durch die jetzt zerrissenen Wolkenmassen blinkte. Wir stiegen irgend Etwas hinan, das Anfangs entfernte Aehnlichkeit mit einer Treppe hatte, worauf es in eine Hühnersteige überging, um zuletzt in einen der Krähentritte auszulaufen, die ich sonst nur bei Windmühlen und auf Flaggenstangen angebracht gesehen habe. Bei jedem Absatze, wenn man anders den schmalen Wendungen diesen Namen geben konnte, machte Vater Bernot Halt und hielt mir die Laterne mit den vornehmen Worten entgegen: „Encore une étage, s'il vous plaît, monsieur!“ („Noch eine Etage, wenn ich bitten darf, mein Herr!“), worauf er unverzagt weiter stapfte und es mir anheim gab, den Hals auf die behaglichste Manier, die mir zu Gebote stand, zu brechen. Endlich machten wir aus dem guten Grunde Halt, weil das Haus nicht höher war, und als ich aus einer Bodenluke hinunter sah, während Vater Bernot die Thür öffnete, kam es mir vor, als schaue ich in einen grundlosen Brunnen hinab. Ich hörte den Klang einer Guitarre, die sogleich verstummte, als wir das Thürschloß berührten, und einen Augenblick nachher stand ich in einem sehr geräumigen Erkerzimmer, das nach beiden Seiten Fenster hatte. Ich sah mich verwundert um; denn nach einem solchen Aufgange, der mir vollauf Gelegenheit geboten, meinen Leichtsinn zu bereuen, hatte ich erwartet, in ein elendes Loch geführt zu werden, und

nicht in eine Umgebung, wie ich sie hier vorfand. Auf einem kleinen Tische, der mit einer reinlichen Serviette bedeckt war, stand, außer einer traulich schimmernden Lampe, ein splendides Abendbrot, das offenbar für Vater Bernot bestimmt zu sein schien, und erkennen ließ, daß er kein Verächter eines guten Essens sei. Längs der Wände standen Regale, theils mit verschiedenen Büchern, meist älteren wissenschaftlichen Werken, theils mit physikalischen Instrumenten und Modellen zu verschiedenen Maschinentheilen. Einzelne alte Kupferstiche waren hie und da angebracht, und auf dem Consol über dem offenen Kamin, worin ein lustiges Feuer brannte, thronte mit stiller Würde eine vortreffliche Büste des Archimedes. Das große Kaleidoskop nebst seinen Brüdern vom Pont neuf ruhte in einem Winkel und schien dort über die unfreiwillige Verbannung zu trauern, zu welcher sein Eigenthümer es verurtheilt hatte. Was mich jedoch am meisten überraschte, war die unverkennbare Ordnung und Reinlichkeit, ja der behagliche Geschmack, womit Alles arrangirt war. Nicht ein Fleck auf den zahlreichen Messing-Instrumenten, nicht ein Stäubchen auf den dicht aufgestellten Büchern, Blumen und Pflanzen im Fenster, schneeweiße Leinen-Ueberzüge über den altmodischen Möbeln, alles dies ließ erkennen, daß ein weibliches Wesen in der Nähe sein müsse, und ich war nur in Zweifel, ob der Zipfel eines stahlgrauen Kleides, den ich bei meinem Eintritt hinter einem dunkelgrünen Vorhang hatte verschwinden sehen, Tutelle zugehörte, oder ob es außer ihr

noch ein weibliches Wesen gab, das es ertragen konnte, mit einem tollen Manne eingesperrt zu leben.

Vater Vernot setzte sich ohne weitere Komplimente an den gedeckten Tisch, und da er sah, daß ich, statt den mir angebotenen Stuhl zu nehmen, es vorzog, die Titel seiner Bücher zu besehen und die Mechanik seiner Modelle zu prüfen, so begann er von Neuem mit mir zu reden, während er dabei ein Gericht nach dem andern verschwinden ließ.

Mochte es nun die Folge des Weines sein, oder mochte er mit dem steigenden Interesse sich selbst vergessen, genug, er begann in seiner Unterhaltung weit mehr Verstand zu entwickeln, als ich ihm eigentlich zugetraut hatte, so daß ich schließlich in Zweifel war, ob sein Wahnsinn periodischer Natur, oder ob derselbe nur eine Maske sei, die er bei seiner Ankunft auf dem Pont neuf anlege, um dadurch Mitleid zu erwecken und Soustücke anzulocken.

Endlich war seine Mahlzeit beendet, und ich erinnerte ihn mit ein paar Worten an sein Versprechen. Er stierte mich mit seinem gewöhnlichen Ausdruck vom Pont neuf an und sagte: „Wünschen Sie, ihn mit Bleistift, Tusche oder rother Kreide auszuführen?"

„Ich wünsche erst Ihr Bild zu sehen," sagte ich kurz.

Er sah mich mit demselben lauernden, mißtrauischen Blicke an, den ich auf der Brücke bemerkt hatte; in diesem Augenblick schien es mir wieder, daß der Mann vollständig toll

sein müsse, und um der Sache ein Ende zu machen, sagte ich mürrisch: „So geben Sie mir einen Bleistift!“

Er näherte sich seinem Schreibtisch, dem einzigen Möbel im Zimmer, auf welchem Alles bunt durcheinander lag, und nachdem er lange in den dort liegenden Papieren umhergekramt hatte, kehrte er mit ein paar Bleistiften und einem Stück Zeichenpapier zurück. Ich setzte mich auf's Sopha, ergriff einen Bleistift und zeichnete aus dem Gedächtnisse einen Eisbären, der auf allen Vieren kroch.

„Sehr gut,“ sagte er, die Zeichnung mit Kennermiene betrachtend, „aber er taugt leider doch Nichts, ich muß einen Eisbären haben, der auf dem Sopha sitzt.“

„Auf dem Sopha?“ rief ich verwundert aus. „Sind Sie toll?“ hätte ich fast hinzugefügt, aber ich verschluckte die Antwort.

„Auf einem Sopha, einem Canapee oder was Ihnen sonst gefällt!“ fuhr er eifrig fort; „er muß bequem sitzen, die Beine weit von sich gestreckt, und aus einer kleinen Kalkpfeife rauchen, — oder eine Cigarette, wenn Sie das vorziehen.“

„Das kann ich nicht zeichnen,“ sagte ich und erhob mich, „ich bin kein Künstler.“

„Ja, gewiß sind Sie das, Sie zeichnen ja vortrefflich; erweisen Sie mir den Dienst, sonst kann ich Ihnen meine neue Idee nicht zeigen.“

Ich nahm abermals den Bleistift zur Hand, und obschon

es mir große Schwierigkeit verursachte, den Bären in der angegebenen Stellung auszuführen, that ich doch, wie er verlangte, indem ich die Umgebung nur flüchtig andeutete.

„Bravo, bravo, brillant!“ rief er, mit gierigem Blick jeder Linie folgend; „ich glaube, den kann ich brauchen, wir wollen gleich mal sehen.“

Er nahm an meiner Seite Platz, ergriff den Bleistift und begann zu zeichnen. In einem Nu war das Sopha in ein elegantes Canapee verwandelt, hinter welchem eine reiche Draperie mit Spiegeln und Gaskronen zu beiden Seiten herabwallte. Er machte noch einige kühne Striche, und vor dem Eisbären stand ein Tisch mit einigen leeren Champagnerflaschen und den Ueberresten eines reichen Mahles; noch einmal kritzelte er auf dem Papier, und als er das Haupt wieder erhob, sah ich ein junges Mädchen in Debardeurcostüm wollüstig hingestreckt auf dem Canapee ruhen, die entblößte Brust an den Zottelpelz des Eisbären gelehnt, den sie mit ihrem linken Arm umschlang, während die große Tatze des Bären auf ihre rechte Schulter herabhing.

Ich sah ihn verwundert an, der mißvergnügten Blickes die Zeichnung betrachtete, und ausrief:

„Nein, es taugt Nichts; ich hatte es mir anders gedacht. Jetzt habe ich Ihre schöne Zeichnung mit meiner Pfuscherei verdorben. Sie müssen mir einen neuen zeichnen; einen Eisbären, welcher tanzt.“

„Nein, danke,“ sagte ich, meinen Hut ergreifend, „jetzt

bin ich es müde, zum Narren gehalten zu werden. Möchten Sie so gut sein, mich hinaus zu lassen? es ist ja schon spät in der Nacht."

Ich ergriff, trotz seines Widerstrebens, die Thür und hatte sie schon halb geöffnet, als ich das Haupt eines jungen Mädchens hinter dem grünen Vorhange hervorgucken sah. Sie warf einen verstohlenen, neugierigen Blick in das Zimmer, und derselbe traf mich mit einem fast flehenden Ausdruck. Ich stutzte über diesen unerwarteten Anblick; denn sie war eine vollkommene Schönheit und in jenem wunderlichen Alter, das zwischen dem Kinde und dem erwachsenen Weibe liegt. Schwarze krause Locken umwallten ein feines blasses Gesicht, und spielten mit dem weißen Flortuche, das ihren Hals umgab. Ihre großen schwarzen Augen, die vielleicht etwas zu weit hervortraten, blitzten von einem seltsamen Feuer, und ihre stark gebogene Nase mit den großen, weit offenen Flügeln, deutete nebst ihren schwellenden Lippen auf eine südlichere Herkunft und eine damit in Verbindung stehende Leidenschaftlichkeit.

Dieser Anblick bestimmte mich; ich ging rasch wieder zum Tische, ergriff den Bleistift und sagte mit einer entschiedenen Betonung: „Wohlan, ich zeichne Ihnen noch einen Eisbären; aber merken Sie sich, das ist der letzte."

„Ja, gewiß," sagte er und legte mir mit geschäftigem Eifer ein neues Stück Papier hin. „Sie erinnern sich doch, mein Herr, was Sie mir versprachen, — einen Eisbären, aber einen, welcher tanzt."

„Jawohl," antwortete ich; „soll es ein seriöser Bärentanz sein, oder möchten Sie ihn etwas wild haben?"

„Etwas wild," sagte er, indem er sich mit augenscheinlicher Freude die Hände rieb, „etwas sehr wild, je toller desto besser. Am liebsten sollte er auf dem einen Hinterbeine stehen, das andere hoch in die Luft schleudernd, die Haltung etwas hintenüber, und mit den Vordertatzen sich unter den Armlöchern kratzend."

„Das ist eine schwierige Aufgabe," sagte ich lächelnd, „ich werde es jedoch versuchen."

Ich machte ein paar Entwürfe und bei dem dritten gelang es mir, die Stellung einigermaßen natürlich zu gestalten.

„Bravo!" rief er aus, indem er das Papier ergriff und es entzückt anstarrte. Ganz vortrefflich, ganz so, wie ich es mir gedacht habe — erlauben Sie mir einen Augenblick."

Er setzte sich wieder auf's Sopha, nahm mir den Bleistift aus der Hand und fügte geschwind einige Berichtigungen in der Zeichnung des Bären nebst einer Menge von Kreuz- und Querstrichen hinzu, deren Bedeutung mir noch nicht recht verständlich war. Darauf reichte er mir das Papier und rief mit unverhohlener Autorfreude: „Was sagen Sie dazu?"

Ich stierte verwunderungsvoll auf das Papier; mit festen, bestimmten Strichen war dort, obwohl nur in flüchtiger Skizzirung, ein Hintergrund angedeutet, welcher der großen Oper entnommen war, mit Pfeilern, Draperien, Spiegeln und Gasflammen. Mein Bär hatte eine der bekannten Studenten-

mützen auf den Kopf bekommen und war, mit einer kurzen Kalkpfeife im Munde, in den wildesten Cancan mit einer kleinen, jungen Pariserin verstrickt, die in Columbinentracht mit schelmisch herausfordernder Miene und zierlichen Pas vor dem ernsthaften Bären cancanirte, auf dessen verdrossenem Gesichte alle Widerwärtigkeiten des Lebens sich spiegelten.

„Ich begreife nicht," sagte ich, „weshalb Sie beständig an meinen Zeichnungen herumkritzeln; denn was Sie hier gemacht haben, ist nichts Naturgeschichtliches, sondern paßt höchstens für den „Charivari!""

„Für den „Charivari!"" wiederholte er mit spöttischem Ausdruck. „Was fällt Ihnen ein, mein Herr? Mein Bild wird mich in der ganzen Welt berühmt machen, wenn nur nicht der Eine oder Andere mir die Idee stiehlt."

„Sie befürchten doch Nichts von mir?" sagte ich lächelnd; „habe ich vielleicht so gut gezeichnet, daß Sie mich für einen Concurrenten halten?"

„Nein, nein," sagte er kopfschüttelnd, „Dänemark kann meine Ideen nicht gebrauchen, es ist ein zu kleines Land dafür, meine Ideen gehören Frankreich, wie ich selbst, und nur meine Landsleute können mich mit Vortheil bestehlen. Jetzt sollen Sie sehen."

Er ging zu der alten Schatulle und zog eine flache Schieblade heraus, aus welcher er sehr vorsichtig eine Zeichnung nahm, die in Seidenpapier eingehüllt war. Dann schraubte er die Lampe höher, schob den Schirm zurecht, und als er

das Bild in die rechte Beleuchtung gebracht hatte, sagte er stolz: „Ja, hier ist es.“

Ich sah das Bild an, das mit unverkennbarem Talente gezeichnet war, und sagte:

„Das ist ja ein Carnevalsball, aber ich verstehe das Ganze nicht recht; Alles scheint mir in Aufregung und Verwirrung begriffen zu sein, und die Leute entfliehen nach allen Seiten.“

„Es ist der Ausbruch der Cholera in Paris,“ sagte er mit pathetischer Stimme, „wie ich ihn am ersten Abend erlebte. Sehen Sie, mein Herr, wir sind in der Opéra comique. Die Lichter blinken, die Musik erbraust, die Tanzenden drehen sich wirbelnd herum, alle Nationalitäten mischen sich durcheinander: ernsthafte Engländer, langweilige Holländer, steife Spanier, gelehrte Deutsche und goldspendende Russen. Sehen Sie, der Ball ist in vollem Gange, man denkt nur an Lust und Freude, an Champagner und l'amour. Hier hält ein Polichinell seine Reden, dort tanzt man italienisch mit Tamburin und Castagnetten; im Vordergrunde hält man unsern Herrgott in einem Cancan zum Narren, weiter zurück setzt man kühnen Sprunges über die Beschwerden der Welt hinweg, und läßt die Damen auf den Schultern von Harlekinen und schmeerbäuchigen Mönchen reiten. Da entsteht plötzlich eine Todtenstille im Saale, die Instrumente des Orchesters sind wie verhext, einige wollen gar keinen Klang geben, andere bringen nur mißtönige Dissonanzen hervor. Auch mit dem Champagner und den Austern ist es wunderlich bestellt, die

Pfropfen des ersteren wollen nicht in die Luft knallen, obschon er gährt und zischt, und die Austern schließen sich hartnäckig in ihrem Gefängnisse ein, obschon sie durch ihren Geruch verrathen, daß sie seit lange dem Leben Valet gesagt haben. Die Menge wird verwundert und verwirrt, die Gaskronen erbleichen, und ein Halbdunkel beginnt den Saal zu erfüllen. Da hört man, Mark und Bein zerschneidend, die Töne einer einzigen Violine, die hoch oben auf der Gallerie gespielt wird. Jammer und Todesgewinsel ächzt in diesen Tönen; sie machen das Blut erstarren und die Pulse stocken. Bald klingen sie wie das Seufzen des Windes im Röhricht am Ganges, bald wie der rasche Hufschlag des arabischen Pferdes, bald wie der Gesang der Pilgrime, wenn sie von Mekka und Medina durch die Wüste wandern. Jetzt verändert sich die Melodie, — hören Sie? — sie klingt wie das gewaltsame Plätschern des Schaufelrades im Mittelmeer, wie die heisere Stimme des zusammengepreßten Dampfes, wie der kreischende Pfiff der Signalpfeife einer Locomotive. Sie spielte bisher ein fortissimo, aber jetzt dämpft sie den Klang ihrer Geige zum piano, fast bis zum pianissimo. Hören Sie, mein Herr? es ist der Schrei des Jammers, der Verzweiflung, der getäuschten Erwartungen, den man hört, bis er durch Trotz und winselndes Beten hindurch zum letzten hinsterbenden Todesseufzer herabsinkt. Begreifen Sie? Diese magere, abgezehrte Gestalt mit der Violine in ihrer Hand und dem jauchzenden Hohne in ihren Zügen ist die Cholera, welche den Nationen Europa's

aufspielt, und es ist der Tanz des Lebens, welcher hier endigt. Sehen Sie, wie sie mit wildem Grausen nach allen Seiten entfliehen, um den Ausgang zu gewinnen? Frauen und Schwache werden unter die Füße getreten, die buntfarbigen Fetzen fliegen nach allen Richtungen, das Gold hat keinen Werth mehr, denn es ist nur das Leben, worauf es ankommt. Aber nicht Alle gelangen hinaus; Einige bleiben, wo der Blitz sie getroffen hat, und sie sterben, sie verlassen die Maskerade des Lebens in derselben Mummerei, mit der sie ihre Sünden bedeckt haben. Sie fahren von dannen unter Gelächter, Sterbegeheul und Opernmusik. Sehen Sie den Advokaten hier in der Ecke, und oben auf ihm den hochgelahrten Doctor Farniente? Wie Marionetten liegen sie dort neben den Buckligen, Polichinellen, dem leichenblassen Pierrot und dem bunten Harlekin. Sehen Sie die niedliche kleine Columbine? Sie ist rücklings auf ihren Liebhaber gefallen, ihre Kleidung ist etwas in Unordnung gerathen, und die Maske ist halb herabgeglitten von dem bläulich blassen Antlitz, welches aussieht, als sei es in einem Augenblick um hundert Jahre älter geworden. — Ist es nicht ein ergötzliches Bild, mein Herr, und wohl seine fünf Francs werth? Nicht wahr: Vive le champagne, l'amour et la folie, es ist eine echte Scene aus der großen Opéra comique des Lebens!"

Während er mir diese Erklärungen gab und mit großer Lebhaftigkeit jede einzelne Figur des Bildes erläuterte, funkelten seine Augen auf's Neue von einem so unheimlichen Lichte,

daß mir dabei ganz sonderbar zu Muthe ward. Er sah mit seiner langen, dürren Gestalt, mit den mageren, weit ausgestreckten Händen und dem abgezehrten, runzlichten Gesichte fast selber aus wie jene unheimliche Figur, welche auf der Gallerie die Violine spielte. „Wozu wollen Sie nun den Bären gebrauchen?“ fragte ich, „das Bild ist ja ganz fertig.“

„Nicht ganz, nicht ganz,“ erwiderte er mit einem unheimlichen Lachen und deutete auf eine kleine, nicht ausgefüllte Stelle links im Vordergrunde. „Sehen Sie, ich habe auf dem Bilde alle die Nationalitäten zusammengestellt, welche das große Paris alljährlich mit magnetischer Kraft zu sich hinlockt. Sie sehen, ich habe sie alle in ihrer Nationaltracht abgebildet. Nur hinsichtlich der Dänen war ich ungewiß, wie ich sie in solcher Art darstellen sollte, daß Jeder sie gleich erkennen könnte. Ich habe niemals ihre Nationaltracht gesehen; vielleicht haben sie gar keine, und so kam ich auf den Einfall, ihre wichtigsten Hausthiere an ihre Stelle zu setzen. Wenn die Pariser ein Bild mit einem Seehunde, Wallfische oder Eisbären sehen, so wissen sie gleich, daß es Etwas aus Dänemark vorstellt. Jetzt sollen Sie sehen, wie es sich ausnehmen wird.“

Rasch schnitt er meine Zeichnung aus dem Papiere heraus und legte sie auf den leeren Raum.

„Nein,“ sagte er, „sie ist zu groß und schadet dadurch dem Ensemble. Warten Sie einen Augenblick, ich werde sie umzeichnen.“

Als er mir das Papier zurückgab, tanzte der Bär im Vordergrunde auf die ausgelassenste Weise seinen Cancan mit der kleinen flotten Pariserin, welche denselben anführte. Er hatte Etwas an der Zeichnung des Kopfes verändert und einige menschliche Züge hineingelegt; man konnte nicht darüber in Zweifel sein, es war Felslöv's Gesicht, es war Felslöv, der als Bär auf dem Bilde dargestellt war.

Ich bemerkte dies, und er antwortete lächelnd:

„Ja gewiß, ich will nicht leugnen, daß ich an diesen jungen Dänen gedacht habe, der mich vor einiger Zeit besuchte und meine Apparate besah. Ich habe ihn später ein paarmal in der großen Oper und in der Opéra comique gesehen, wo er beständig mit Mademoiselle Leonie tanzte, welche ich hier gezeichnet habe."

„Mademoiselle Leonie!" rief ich verwundert; „es ist doch nicht die berühmte Leonie, von welcher so viel die Rede war?"

„Eben die," belehrte er mich. „Sie ist ein reizendes Frauenzimmer, eines der schönsten, die man in Paris finden kann; aber sie lebt nur für ihre Launen. Den einen Tag begegnet man ihr im Gehölz von Boulogne, wo sie in ihrem Phaeton mit dem einen oder andern englischen Lord, deutschen Herzog oder russischen Bojaren spazieren fährt, und desselbigen Abends kann man sie in einer Quadrille der Closerie des Lilas mit dem einen oder andern jungen Studenten treffen, auf welchen zufällig ihr Blick gefallen ist. Gegenwärtig amüsirt sie sich mit Ihrem Eisbären."

„Sagen Sie mir," versetzte ich, während er seine Zeichnung wieder sorgfältig einpackte, „wissen Sie sonst Etwas von diesem jungen Dänen? ist er öfter bei Ihnen gewesen, als an jenem Abend?"

„Nein," erwiderte er kurz.

„Ich glaube doch," antwortete ich spöttisch. „Da Sie ihn so gut kennen, daß Sie sogar noch jetzt, nach Verlauf von nahezu zwei Monaten, sein Gesicht zu zeichnen vermochten; da Sie seine Wege ausspionirt haben und seine Verbindungen kennen, müssen Sie freilich ein besonderes Interesse für ihn hegen, und es setzt mich daher nicht mehr in Erstaunen, daß Sie ihm an dem Abend, wo er Sie besuchte, so gut haben Bescheid sagen können."

„Hat er Ihnen erzählt, was hier vorgefallen ist?" frug er, indem er mir einen Schritt näher trat und mir scharf in die Augen sah.

„Nein," antwortete ich, „er hat mir die Sache nicht in ihren Einzelheiten erzählt, aber so viel weiß ich, daß Sie ihn mit Ihrer Charlatanerie in Angst gejagt haben, und daß seine jetzige Lebensweise damit in Verbindung steht."

„Charlatanerie!" wiederholte Vater Bernot mit einem eigenthümlichen Lächeln. „Ach, mein Herr, Sie wissen nicht, was Sie reden. Charlatanerie! Ja, weshalb nicht? Alles, was die Gelehrten nicht verstehen und begreifen können, ist ihnen natürlich Charlatanerie, bis die bewegende Ursache davon erkannt wird, dann ist es eine Entdeckung. — Hören Sie,

was ich Ihnen sage, mein Herr, und achten Sie wohl darauf. Der Tag wird erscheinen, wo diese Charlatanerie solchen Aufschwung nehmen wird, daß sie die gewohnte Ordnung der Welt aus den Angeln hebt. Der Tag wird erscheinen, wo man weder Schranke, noch Entfernung mehr kennt, weil das Wort auf magnetischen Schwingen rings über die Erde fliegen wird. Die Zeit wird kommen, wo man mit der Geschwindigkeit des Blitzes die fernsten Sterne des Firmaments besucht, weil man es versteht, den Geist von dem schweren Substrat loszulösen, welches ihn hier auf Erden festhält, — weil man im Stande sein wird, jenen allein mit der Schnelligkeit des Gedankens entfliegen zu lassen und ihn durch Hülfe des Magnetismus zurückzurufen. — Ja," fuhr er fort, indem er zu mir hinsprang und mir die Hand auf die Schulter legte, „die Zeit wird kommen, wo man nicht mehr in Frieden seine eigenen Gedanken haben kann, wo sie nicht mehr zollfrei sein werden, weil der Stärkere und Höherbegabte sie lediglich durch die Kraft seines Willens den seinigen zu unterwerfen und sie für sich arbeiten zu lassen vermögen wird. Hätte ich in den Zeiten gelebt, die da kommen werden, so wäre ich nicht bestohlen, in meinem Rechte gekränkt und verfolgt worden, wie es jetzt geschehen ist; denn vor kleineren Geistern habe ich mich beugen müssen, nur weil sie die materielle Gewalt auf ihrer Seite hatten; aber in den Zeiten, von welchen ich weissage, werden Reichthum, Macht und Einfluß zwar nicht verschwinden, aber sie werden dem Begabtesten zufallen, kraft des Grund-

satzes, daß es die Herrschaft des Geistes ist, welche dann allein siegen wird. Das ist meine neueste Idee, mein Herr. Ich arbeite Tag und Nacht, um diese Aufgabe zu lösen; ich habe schon viel erreicht, aber ich werde die Aufgabe vollständig lösen, — wenn nur Keiner mir meine Idee wegstiehlt."

Ich zuckte die Achseln, und obschon ich ein leichtes Grausen über seine exaltirten, fast wahnwitzigen Worte nicht zu unterdrücken vermochte, sagte ich kalt:

„Sie vermengen da ganz verschiedenartige Kräfte zu einem chaotischen Wirrwarr, worin kein Sinn und Verstand ist. Die elektromagnetische Kraft, welche durch ihre Leitung strömt, ist etwas ganz anderes, als die Thätigkeit des Gehirns, deren Frucht der Gedanke ist; es sind Kräfte, welche man durchaus nicht miteinander in Vergleich setzen kann."

„Versteht sich, mein Herr!" rief er aus und ließ seine Hand schwerer auf meinem Arme ruhen. „Das meinen Sie und Ihre Zeitgenossen; aber ich versichere Sie, und es ist das Grundprincip meiner Idee, daß diese Kräfte durchaus gleichartig sind, und daß, gerade wie man jetzt die Elektricität in Gestalt eines knisternden Funkens entbinden kann, man in künftigen Zeiten auf dieselbe Art im Stande sein wird, den Gedanken und die ganze geistige Thätigkeit freizumachen und hinzusenden, wohin man will. Ich weiß wohl, daß Sie mich so gut wie alle Andern für toll halten, denn ich habe nur mit Einem geredet, der meine Ansicht theilte."

„Und wer war das?" frug ich spöttisch.

„Ein junger Amerikaner, Samuel Morse, der mich in diesem Jahre in Paris besuchte, bevor er nach Amerika ging. Ich arbeite jetzt an meinem Theil der Aufgabe, und er an dem seinigen. Sie sollen sehen, wir werden wunderbare Dinge von drüben zu hören bekommen."

„Und wie weit sind Sie mit dem Ihrigen gekommen?" frug ich in demselben Tone.

Meine sarkastische Haltung schien ihn zu irritiren, denn er versetzte stolz: „So weit, daß ich einen Geist, den ich kenne, unter meine Herrschaft zu zwingen und ihn, wohin es mir beliebt, zu senden vermag, damit er Botschaft zurückbringe."

„Vermögen Sie ihn auch in die Zukunft zu entsenden?"

„Bis zu einem gewissen Grade," antwortete er ruhig.

„Sie müssen entschuldigen," versetzte ich, „daß ich das Experiment zu sehen wünsche, bevor ich daran glauben kann; aber," fügte ich lächelnd hinzu, „das werden Sie wohl kaum gestatten, aus Furcht, daß ich mit Ihrer Entdeckung davon laufe."

Schweigend betrachtete er mich einen Augenblick, als wollte er mein Gesicht studiren, dann wandte er sich nach dem dunkelgrünen Vorhang um und rief mit befehlender Stimme: „Tutelle, komm herein!"

Ich hörte sich Etwas im Zimmer nebenan bewegen und gleich darauf eine sanfte Stimme in fast klagendem Tone erwidern: „Ich bin schon zu Bett gegangen, Vater."

„Komm trotzdem herein, so schnell Du kannst," rief er abermals.

„Es wundert mich," sagte ich, „daß Sie, der Sie im Begriff stehen, so große Probleme zu lösen, sich auf dem Pont neuf ihren Unterhalt und ihren Erwerb suchen."

„Ausflüchte," erwiderte er, „nichts als Ausflüchte, um die Gelehrten der Akademie auf eine falsche Spur zu leiten. So lange ich dort stehe und für ein Soustück mein Mikroskop zeige, bin ich Nichts für sie, höchstens lachen sie über mich. Zöge ich mich dagegen zurück, um in aller Ruhe und Stille an der Ausführung meiner großen Ideen zu arbeiten, so würde ich gleich von ihren Sendlingen und Spionen umringt sein, und meine Ideen würden Europa von der Akademie in einer halb rohen Form vorgelegt werden, lange bevor ich selbst mit ihrer Durcharbeitung fertig geworden. Das ist der eine Grund, mein Herr, weshalb ich mich beständig dort aufhalte, aber ich habe noch einen anderen Grund, ich studire dort die Art und Weise, wie die Menschen sich gegen den Unglücklichen, den Verlassenen benehmen. Lavater hat sein großes Werk über die Physiognomik geschrieben und durch diese den wirklichen Charakter des Menschen zu ermitteln gesucht; ich habe eine ungeheure Arbeit vor, denn ich werde —"

Hier wurde er in seiner langen Erklärung durch den Eintritt des jungen Mädchens unterbrochen, das auch sogleich meine ungetheilte Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Sie war klein von Wuchs, mit ausgezeichnet feinen und wohlgeform-

ten Händen, und das weiße Nachtgewand, worin ihre zarte Gestalt gehüllt war und welches sie ängstlich über der Brust zusammenhielt, gab ihr in Verbindung mit ihrer jungfräulichen Schüchternheit und dem zarten Roth, das ihre Wangen bei meinem Anblick färbte, einen erhöhten Reiz. Was mich jedoch am meisten verwunderte, war etwas seltsam Träumerisches oder richtiger gesagt Umflortes in ihrem Blick; es war, als seien diese schwarzen Augen mehr dazu bestimmt, in sich selbst hinein, als in die Welt hinaus zu schauen, und nur selten, und dann langsam und mit einer gewissen Anstrengung, erhob sie die langen Wimpern, die gleichsam eifersüchtig über den dunklen Diamanten, die sie beschirmten, Wache hielten.

„Jetzt sollen Sie sehen, jetzt sollen Sie sehen!" rief Vater Bernot, indem er sich erst die Hände rieb und dann rasch einen niedrigen Lehnstuhl zum Tische hinrollte. „Setze Dich dort, Tutelle. Das ist ein fremder Herr, ein dänischer Arzt, der hergekommen ist, um zu sehen, wie weit ich es gebracht habe."

„Vater," sagte sie mit klagender Stimme und einem flehenden Ausdruck, „verschone mich heute, ich bin so müde."

„Papperlapapp, setze Dich dorthin," rief er barsch und deutete auf den Lehnstuhl. Sie ließ sich in denselben niedersinken, indem sie einen bittenden Blick auf mich warf, der ich die größte Lust hatte, diese Scene abzubrechen; aber die Hellseherinnen waren damals in Paris noch nicht so in der Mode,

wie jetzt, und dies, in Verbindung mit dem, was Felslöv begegnet war, bewirkte, daß ich als ein anscheinend gleichgültiger und ruhiger Zuschauer stehen blieb. Vater Bernot schrob die Lampe, welche trüb geworden war, in die Höhe, und stellte wie zufällig den Conductor der großen Electrisirmaschine zwischen die Lampe und das junge Mädchen. Dann setzte er sich auf einen höheren Lehnstuhl ihr gegenüber und begann sie mit einem unverwandten, stieren Blicke zu betrachten.

Ich habe einmal in meiner Armenpraxis einen widerlichen Vorfall mit einer Frau erlebt, von der behauptet wurde, sie habe ihr Pflegekind durch wiederholte Krampfanfälle getödtet, welche sie dadurch hervorrief, daß sie unverwandt und im Halbdunkel auf das eingeschüchterte und geängstigte Kind hinstierte. Ohne Zweifel verhielt es sich wirklich so, und nur mit den grau-grünen, stechenden Augen dieser Frau kann ich den Blick vergleichen, den Vater Bernot unverwandt auf das junge Mädchen richtete. Sie schien sich dadurch genirt zu fühlen, dann und wann durchzuckte ein leichtes Zittern ihre Glieder, und mehrmals fuhr sie mit der Hand über ihr Gesicht, wie um eine Mücke oder ein anderes Insekt zu verjagen, das sie wahrscheinlich vor ihren Augen tanzen sah. Darauf sank sie mehr und mehr zusammen, die Hände fielen kraftlos auf ihren Schooß, das Haupt lehnte sich zurück, der hübsche kleine Mund öffnete sich halb, und die jetzt weit geöffneten Augen stierten ohne Leben, Bewegung und Sehkraft starr in das Zimmer hinaus.

„Wenden Sie keine Bestreichungen an?“ frug ich Vater

Bernot, der jetzt aufgehört hatte, zu stieren, und an der Lampe herumstocherte, der es an Oel zu fehlen schien.

„Nein,“ antwortete er und erhob sich, „das überlasse ich den Charlatanen; Sie werden immer die Charlatane an diesen Faxen erkennen, die gar keine Bedeutung haben. Für mich sind der Gedanke und der Blick hinreichend; jetzt ist ihr Geist frei!“

Er hielt die Lampe dicht vor ihr Auge; die Pupille war stark erweitert, wie bei einer Todten, und ganz unempfänglich für Lichteindrücke. Er erhob zuerst ihren einen Arm, darauf den andern, und sie blieben unbeweglich in der Stellung, die er ihnen gegeben, als seien sie dem alles beherrschenden Gesetz der Schwere entzogen. Dann trug er sie wie ein Kind auf das Sopha, wo er sie mit den Worten hinlegte: „Nun, mein Herr, haben Sie Lust, sich überzeugen zu lassen?“

Ich hatte damals noch durchaus Nichts von dem gesehen, was später unter dem Namen Mesmerismus, Hypnotismus und thierischer Magnetismus so viele Federn in Bewegung gesetzt und manches sonst gesunde Hirn verwirrt hat. Kein Wunder daher, daß mir etwas unheimlich zu Muthe war, denn es ist immer eine eigene Sache, in der Nacht allein mit einem Manne zu sein, der toll ist, und mit einem Frauenzimmer, das im Begriffe steht, es gleichfalls zu werden. Ich ermannte mich jedoch; denn der vorherrschende Gedanke in mir war, mich nicht betrügen zu lassen. Ich ergriff ihre Hand, um ihren Puls zu fühlen; mit einem gewissen Grauen ließ

ich sie rasch wieder fahren; die Hand war schwer wie Blei, kalt wie Eis, und der Puls kaum zu fühlen.

Er drückte ihr die erhobene Hand wieder auf das Sopha herab und rief triumphirend: „Was sagen Sie nun?“

„Daß sie an einem kataleptischen Anfalle leidet, den Sie dadurch hervorzurufen vermögen, daß Sie sie in nervöse Aufregung versetzen,“ antwortete ich, des festen Willens, mich nicht besiegen zu lassen.

„Ja, gewiß,“ rief er mit höhnischer Geberde, „es ist Katalepsie, die kennen wir ja so gut; das sagte auch Ihr Landsmann, als er hier war. Aber warten Sie ein bischen, wir werden gleich sehen! Haben Sie nicht das Eine oder Andere bei sich, worüber sie Ihnen Auskunft geben könnte?“

Ich öffnete meine Brieftasche, und das erste, worauf mein Blick fiel, war ein kleines Billet von Felslöv. Ich knitterte es zusammen, damit er die Adresse nicht sehen könne, und reichte es ihm hin; er gab es sofort dem jungen Mädchen in die Hand, die er fest zudrückte, darauf ergriff er ihre andere Hand und frug mit einer eigenthümlich scharfen Betonung: „Was habe ich Dir da gegeben?“

Ein konvulsivisches Zittern überflog ihre Züge, bevor sie die Lippen öffnete, und mit klangloser Stimme antwortete sie: „Einen Brief.“

Ich lächelte und zuckte mit den Schultern; diese Antwort hätte man auch ohne Magnetismus erhalten können.

„Von wem?“ frug er strenge, ohne sich um meine geringschätzige Miene zu bekümmern.

„Von einem Verstorbenen,“ sprach sie mit derselben klanglosen Stimme.

„Das ist nicht der Fall,“ rief ich, erfreut darüber, sie schon bei der zweiten Antwort auf einem Irrthume zu ertappen. „Derjenige, welcher diesen Brief geschrieben, lebt und befindet sich im besten Wohlsein.“

Vater Bernot schüttelte mit ungläubiger Miene den Kopf, und indem er ihr die Hand auf die Herzgrube preßte, frug er: „Siehst Du klar?“

„Ja,“ antwortete sie, „vollkommen.“

„Wann und wo ist die Person gestorben, welche den Brief geschrieben hat?“ frug er.

„Diese Nacht um 12 Uhr im Lazareth St. Lazare,“ antwortete sie.

Ich fuhr zurück, als sei ich von einem unsichtbaren Schlage getroffen worden; es war der dritte März — jetzt fiel mir das ein.

„Woran ist er gestorben?“ rief ich aus, indem ich, ohne Vater Bernot zu beachten, die Hand des jungen Mädchens ergriff.

Sie antwortete mir nicht und schien ganz unempfänglich für meine Stimme; aber Vater Bernot schob mich bei Seite und sagte etwas ärgerlich, ohne von meiner Aufregung Notiz zu nehmen:

„Natürlich an der Cholera; woran sollte er sonst gestor-

ben sein. Es kommen ja nur Cholerapatienten in das Lazareth St. Lazare."

Ich stand wie in regungsloser Erstarrung, dennoch aber bemüht, das Gefühl wach zu erhalten, daß ich es mit einem Paar ausgelernter Taschenspieler zu thun hätte, und doch wirkte Etwas auf mich ein, das mich mit Grausen erfüllte, die Wahrnehmung von etwas Unbekanntem, das ich nicht zu beherrschen vermochte.

„Wünschen Sie noch eine Probe?" frug Vater Bernot mit einem höhnischen Lächeln.

„Ja," antwortete ich, „denn die Wahrheit dieser Aussage kann ich nicht constatiren; ich weiß nicht, ob die betreffende Person wirklich diese Nacht gestorben ist; aber hier ist etwas Anderes; sagen Sie mir, was es ist?"

Ich zog aus meiner Tasche ein kleines, schweres Päckchen, das in mehrere Bogen Papier eingewickelt, von Watte umgeben und endlich in Wachstuch eingeschlagen war, rundum zusammengenäht und an beiden Enden versiegelt. Hier war ich sicher, daß weder der kluge Vater Bernot noch sein schlaues Werkzeug mich zum Besten haben konnten.

„Was ist das?" frug Vater Bernot wieder und legte das schwere Päckchen in des jungen Mädchens Hand, welche durch die Last fast zur Erde gezogen wurde.

„Ein Stein," sagte sie leise.

Ich lächelte abermals; auch zu dieser Antwort bedurfte es keines magnetischen Schlummers.

„Was für ein Stein?“ frug Vater Bernot, indem er ihr das Päckchen auf die linke Seite der Brust legte.

Sie fuhr zitternd zusammen, als die kalte schwere Masse sie berührte, und antwortete gleich darauf:

„Ein Kalkstein; gelbgrau mit rothen Adern, wie bei einem Schleifsteine.“

„Beschreib ihn,“ herrschte er sie an.

„Es ist ein dreieckiger Stein,“ erwiderte sie zögernd und gleichsam nach den rechten Ausdrücken suchend. „Zwei seiner Seiten sind eben, wie mit einem Messer abgeschnitten; aber die dritte ist brüchig und rauh. Auf der Oberfläche des Steines an der unebenen Seite sehe ich einen feinen und scharfen Eindruck, wie von einer großen Blume, die auf einem kurzen Stengel sitzt. Unter diesem Eindruck ist an der einen Ecke ein kleiner Zettel aufgeklebt, worauf Etwas geschrieben steht—“

„Was steht darauf geschrieben?“ frug er barsch, als sie plötzlich inne hielt. „Lies es, spute Dich!“

„Ich kann nicht,“ sagte sie matt, „es liegt mir wie ein Nebel vor den Augen.“

„Versuche es,“ rief Vater Bernot, indem er, ohne meine Gegenwart zu beachten, ihr Nachtgewand aufriß und das Packet unter ihre entblößte linke Brust schob.

Sie zitterte noch stärker als zuvor, aber sie antwortete rasch und fast augenblicklich: „Pentacrinus clavatus Geoffr.“

Ich stierte ganz verstört Vater Bernot an, der Verstand wollte mir still stehen gegenüber diesen Resultaten, deren Gül-

tigkeit und reelle Existenz ich nicht zu leugnen vermochte, die ich aber weit entfernt war, erklären zu können. Ich empfand völlig jene Stupidität der Verblüfftheit, von welcher man sich beim Anblick eines geübten Taschenspielers ergriffen fühlt; aber obschon ich nicht an das glauben wollte, was ich gesehen, begann doch ein Gefühl in mir aufzudämmern, daß hier etwas mehr als Taschenspielerkunst vorhanden sei, daß vielleicht ein lange vorher berechneter Betrug stattfinde und daß Vater Bernot meine Wege ausspionirt habe, wie er es schon früher bei Felslöv gethan.

„Wünschen Sie noch mehr Beweise?" frug Vater Bernot in einem halb sarkastischen, halb einschmeichelnden Tone.

„Nein, ich habe genug von dieser Charlatanerie," brummte ich, ärgerlich darüber, beständig mit meinem Verstande gegen diesen ehernen Wall unverständlicher Dinge anzurennen. „Sie können mir zeigen, was Sie wollen, ich glaube doch kein Titelchen davon."

„Nein, natürlich," erwiderte er mit einem fast traurigen Lächeln. „Die Welt ist dieselbe, wie vor zweitausend Jahren, und das Wort, welches der größte aller Philosophen damals sprach, gilt noch jetzt. Selbst wenn sie die Todten aus den Gräbern aufstehen, die Gichtbrüchigen geheilt und den Blinden das Licht wiedergeschenkt sähen, selbst dann würden die Menschen nicht glauben. Warum sollten Sie denn besser sein, als die Anderen, Sie, der Sie zu den Schriftgelehrten gehören?"

„Lassen Sie mich selbst einmal den Versuch machen,“ sagte ich, „und wenn es dann zutrifft, will ich Ihnen glauben.“

„Ich darf Ihnen nicht versprechen, daß es gelingen wird,“ antwortete er. „Das Medium kennt Sie nicht, und da Sie sich ihm feindlich gegenüberstellen, so wird der Rapport immer schwierig sein.“

„Gewiß, ich verstehe Sie,“ sagte ich spottend; „das ist das alte Mittel, sich aus der Affaire zu ziehen. Sie und ich haben keine Abrede im Voraus getroffen, und ohne eine solche sieht es schlimm für das Experiment aus.“

„Nun wohlan,“ erwiderte er, wie nach einem inneren Kampfe; „versuchen Sie es denn selbst; ich habe das niemals früher erprobt, und was Sie gesehen haben, kann nicht dadurch abgeschwächt werden, daß vielleicht die eine oder andere Antwort mißlingt.“

Er ergriff meine Hand und legte sie in die ihrige, nachdem er zuerst das kleine Päckchen fortgenommen und es mir zurückgegeben hatte. „Fragen Sie jetzt,“ sagte er, „aber in einer so kurzen und bestimmten Form wie möglich, und wiederholen Sie die Frage unverändert, falls sie nicht beantwortet wird.“

Ich umfaßte die Hand des jungen Mädchens, welche zuerst eiskalt gewesen war, jetzt aber in der meinigen zu brennen schien, und frug: „Woher habe ich diesen Stein?“

Es erfolgte keine Antwort, und ich wiederholte meine Frage laut und bestimmt. Vater Bernot stand etwa zehn

Schritte von mir entfernt neben der Thür und betrachtete uns mit einem Ausdruck, der ebenso erwartungsvoll wie mein eigener war.

Plötzlich fühlte ich ihre Hand in der meinigen zittern; die Muskeln ihres Mundes kamen in zuckende Bewegung, als bemühe sie sich zu reden, sei aber noch nicht dazu im Stande.

„Woher habe ich diesen Stein?“ wiederholte ich zum dritten Male.

„Von Monsieur Derolle, Naturalienhändler in der Rue St. Honoré No. 38,“ antwortete sie mit schwacher Stimme, als koste es sie große Qual, diese Antwort zu finden.

Dieselbe war vollkommen richtig; ich verlor jedoch nicht den Muth, sondern fragte rasch: „Hat er mehr von derselben Art?“

„Ja, noch drei,“ antwortete sie, ohne sich zu bedenken.

Derolle hatte mir gesagt, das Exemplar, welches ich erhalten, sei das letzte, welches ihm von einer größern Sammlung aus der Rheingegend geblieben; aber das konnte vielleicht nur ein Handelspfiff sein, und ich frug daher: „Wie viel habe ich dafür bezahlt?“

„Fünf und siebenzig Francs,“ antwortete sie eben so sicher wie vorher.

Der Preis war richtig, und der schlaue Naturalienhändler hatte wahrscheinlich einen lügenhaften Vorwand benutzt, um mir den Stein so theuer zu verkaufen. Ich frug daher:

„Können Sie mir sagen, wo er die andern drei Exemplare aufbewahrt?"

„In einem Saale mit vielen großen Glasschränken," erwiderte sie; „sie liegen auf dem obersten Brette, und der Schrank trägt die Nummer 78."

Auch dies verhielt sich genau so; denn ich erinnerte mich deutlich, daß er eine kleine Treppe geholt hatte, um den Stein herunterzunehmen. Alles begann sich in diesem Augenblicke wirbelnd im Kreise um mich zu drehen; ich wußte kaum, ob ich wache oder träume, und fast gedankenlos fragte ich sie: „Wer bin ich und wo wohne ich?"

Sie nannte meinen Namen und fügte unverweilt die lange Adresse hinzu: „La cité, quai des orfèvres, au coin de la rue de Harlay No. 5."

„Was thue ich hier in Paris?" hob ich wieder zu fragen an.

„Sie sind bei dem neuen Lazareth in der Nähe des Palais de Luxembourg angestellt und pflegen die Kranken," sagte sie mit schwächerer Stimme als zuvor.

„Ist mein Leben dort gefährdet?" frug ich; denn ich begann unwillkürlich an die wunderbaren Dinge zu glauben, die um mich her vorgingen.

„Nein," antwortete sie, „hier nicht."

„Wo denn?" frug ich, indem ich mich in meiner Aufregung fast ganz zu ihr hinab beugte.

Sie antwortete nicht, und ich mußte das schicksalsschwangere: „Wo denn?" wiederholen.

Sie schien müde zu sein oder aufwachen zu wollen; denn es wurde ihr, gerade wie früher, schwer, die Worte zu finden, und erst als ich ihr zum dritten Mal dieselbe Frage zuflüsterte, erwiderte sie mit langsamer und gebrochener Stimme:

„Wenn Sie das nächste Mal der Epidemie begegnen.“

Um diese ihre letzte Antwort zu vernehmen, die fast unhörbar war, hatte ich mich so tief zu ihr hinabgebeugt, daß mein Gesicht wahrscheinlich das ihre berührt hatte, denn plötzlich fuhr sie mit einem wilden Schrei empor und stürzte dann mit dem Ausruf: „O mein Gott, ich sterbe!“ wieder auf das Sopha zurück. Das Blut strömte ihr gewaltsam aus Nase und Mund, ich machte eine Bewegung nach der Wasserkaraffe, die auf dem Tische stand, wodurch ich die Lampe umstieß, so daß sie klirrend zu Boden fiel und zerbrach. Verwirrt durch die plötzliche Dunkelheit und das Gekreisch, das sie in ihrem Krampfanfalle ausstieß, und fast betäubt durch den Wirrwarr von Gedanken, die auf mich einstürmten, merkte ich kaum, daß Vater Bernot mich am Arm ergriff und mich hinter den grünen Vorhang hinausschob.

„Kümmern Sie sich nicht darum,“ flüsterte er mir eilfertig zu, „die Sache ist nicht so gefährlich, wie sie aussieht. Es ist ein einfaches Nasenbluten, in Verbindung mit einem Krampfanfalle, an denen sie bei ihrer nervösen Constitution häufig leidet. Sie war heute Abend müde, das wußte ich, und ich hätte Sie nicht dürfen mit ihr experimentiren lassen. Gehen Sie gerade aus, so weit dieser Corridor reicht, Sie

werden links auf die Treppe stoßen. Nehmen Sie diesen Schlüssel mit, er wird Ihnen die Pforte öffnen, und Sie können mir ihn morgen auf dem Pont neuf zurückgeben; bis dahin leben Sie wohl."

Mit diesen Worten hörte ich ihn zurückgehen und rasch die Thür hinter sich schließen. Ich war einen Augenblick in Zweifel, ob ich ihn mit der Kranken allein lassen solle, und tastete mich darauf, selbst nervös und im höchsten Grade geistig angegriffen, die Treppe hinab, die er mir bezeichnet hatte, und die in ihrer soliden Eleganz durchaus keine Aehnlichkeit mit den baufälligen Stufen hatte, die ich hinangeklommen war. Als ich hinunter kam und mit einiger Mühe die große Pforte geöffnet hatte, welche einen geräumigen Hofplatz abschloß, erstaunte ich noch mehr über die Aussicht, die ich vor mir hatte. Vorn floß die Seine still und ruhig zwischen den hohen Quaimauern, gleich zur Linken hatte ich den Pont neuf, und fern zur Rechten erhob die Notre-Dame-Kirche ihre stumpfen Thürme zum nächtlichen Himmel — und alles dies, während ich mir einbildete, mitten im Quartier latin zu sein.

Langsam und in seltsamen Gedanken wanderte ich heim. Am Fuße meiner kleinen Lampe, die brennend auf dem Tische stand, lag ein Billet, in dessen Aufschrift ich sogleich die Züge Möller's erkannte. Ich erbrach dasselbe und las:

„Lieber Freund!

Es thut mir leid, Ihnen mittheilen zu müssen, daß Fels-

löv heute Nacht um 12 Uhr im Lazareth St. Lazare gestorben ist. Ich habe diese Worte auf Ihrem Zimmer geschrieben, wo ich Sie vergebens mehrere Stunden erwartete, und ich hoffe, daß Sie zum Begräbniß kommen werden, welches übermorgen um sieben Uhr auf dem Père la Chaise stattfindet. Wir sind nur drei Dänen, die ihm das Geleit geben können.

Ihr ergebenster

P. Möller."

„Du begreifst wohl kaum, lieber Paul," sagte mein Vater mit einem plötzlichen Uebergange, „wie solche alte Erinnerungen plötzlich wieder auftauchen und gleichsam lebendig werden können? Du wirst vielleicht lachen über die Erzählung eines alten Mannes und nicht verstehn können, wie so Etwas bei mir Wurzel fassen kann, den Du vielleicht am meisten von allen Menschen für vorurtheilslos und vernünftig gehalten hast. Ich vermag jedoch Nichts dagegen zu thun; diese Epidemie ängstigt mich, nicht meiner selbst wegen, denn ich habe schon meine Rechnung abgeschlossen, aber um Deinet- und Deiner Brüder willen. Mich dünkt, daß ich so wenig für Euch gethan habe."

„Vater!" rief ich aus, „wie kannst Du so reden? Was haben wir denn zum Lohne für Dich gethan? Jetzt kommt erst die Zeit, wo ich anfangen kann, Deine Wohlthaten zu vergelten. Wirst Du krank, so werde ich Dich pflegen; stirbst Du, so werde ich für meine Geschwister sorgen. Aber ich hoffe,

daß Nichts von Alledieſem eintreten wird; denn jetzt, wo Du Deinen Abſchied bekommen haſt und ich Deine Geſchäfte beſorgen kann, hoffe ich, daß Du mit Fritz und Albert fortreiſen wirſt, ehe die ſchlimmen Tage kommen.“

Mein Vater erhob ſich, legte mir die Hand auf die Schulter und ſagte halb ernſt, halb freundlich: „Gelbſchnabel, geh jetzt zu Bett, es iſt ſchon ſpät. Morgen reden wir weiter davon, aber Fritz und Albert müſſen meine angenehme Reiſegeſellſchaft entbehren; es gilt jetzt, an Anderes zu denken, als auf's Land zu ziehen.“

Mit jedem Tage, welcher verſtrich, empfand ich mehr und mehr die traurige Wahrheit in den Worten meines Vaters. Meine Brüder wurden fortgeſchickt, unſere alte, treue Haushälterin folgte ihnen nebſt unſerm einzigen Mädchen; denn es war ein Grundprincip meines Vaters, das Haus der anſteckenden Krankheit halber ſo viel wie möglich zu räumen. „Nur die, welche fort ſind, ſind in Sicherheit“, wiederholte er oftmals. Ich ſelbſt erhielt eine Anſtellung bei dem Bureau, das in der Kanonengießerei errichtet ward, und wo die Arbeit außerordentlich ermüdend und anſtrengend war. Wir nahmen dort täglich Hunderte von Anmeldungen entgegen, namentlich aus dem öſtlichen Viertel der Stadt, und ich, ſowie drei andere junge Aerzte waren ununterbrochen damit beſchäftigt, die Höhlen des Unglücks und die Wohnungen des Elends vom äußerſten Ende der Gothersgade bis hinaus nach Amalienborg zu durchſtreifen. Vom Morgen bis Abend, oder

vielmehr vom Morgen bis in die Nacht hinein, jagten wir in Hitze, Staub, Sonnenschein und Regen in den miserablen Wohnungen der Adels- und Bürgerstraße umher, wo die Seuche so bedeutende Opfer verlangte. Niemals gab es für uns einen Augenblick Ruhe oder eine Minute Rast; sobald wir auf's Bureau zurückkehrten, wurden wir von Neuem ausgeschickt, und manchen Tag verzehrte ich mein Frühstück, Mittag- und Abendessen entweder auf der Straße selbst, wenn die Noth es verlangte, oder in einem Thorwege, wenn der Dienst Einem so viel Zeit übrig ließ, daß man auf einer Haustreppe seine paar Zwiebäcke essen und den Portwein dazu trinken konnte, mit dem wir reichlich versorgt wurden. Indeß war derselbe wahrhaftig sauer verdient; denn was ich in einigen dieser Häuser sah, war so fürchterlich, daß selbst die kühnste Phantasie es kaum schlimmer sich hätte ausmalen können, und wäre nicht die Anstrengung und die körperliche Ermüdung so groß gewesen, daß sie Einen stumpf und gefühllos für Alles machte, was um ihn her vorging, so glaube ich schwerlich, daß Jemand es ausgehalten hätte.

Zwei Abende in jeder zweiten Woche waren Freiabende, und diese brachte ich stets bei meinem Vater zu, der trotz seines hohen Alters fortfuhr, seiner gewohnten Praxis nachzugehen, ohne sich um das verletzende Schreiben zu kümmern, welches die Verwaltung ihm gesandt hatte, und auf welches jetzt, wo man seiner bedurfte, keine weitere Maßregel folgte.

Diese Abende daheim, welche, ich will nicht sagen der Er-

holung, aber doch der Ruhe und vertraulichen Unterhaltung hätten gewidmet sein sollen, waren weit entfernt davon, diese Aufgabe zu erfüllen. Im Gegentheil, sie waren fast unheimlicher, als der Dienst auf dem Bureau; dort war Leben, Bewegung und Thätigkeit, hier hatte ich das Gefühl eines Soldaten, der nach einem langen Marsche auf dem Schlachtfelde still stehen und sich vom feindlichen Feuer bestreichen lassen muß, ohne dasselbe erwidern zu dürfen. Mein Vater, bei welchem ich in diesen Zeiten Zerstreuung und Trost suchen sollte, war fast beständig in einer solchen Gemüthsstimmung, daß er mir dieselben nicht zu gewähren vermochte. Nicht daß er sich ängstigte oder um seine persönliche Sicherheit besorgt war; denn ich habe Wenige gekannt, denen der Begriff „Furcht" so fremd wie ihm gewesen wäre, aber das Mitleid, welches er mit den Armen empfand, der Geist der Humanität, den er immer in so hohem Grade besessen hatte, und der jetzt von seinen Vorgesetzten so unverantwortlich gekränkt worden war, erfüllten sein Gemüth mit bitterem Kummer, und wenn Aerger besonders empfänglich für diese wie für jede andere Krankheit macht, so erhielten er und die anderen Aerzte im Dienste der Armen-Verwaltung ihr reichliches Theil davon; denn Aerger und Verdruß kosten kein Geld. Inzwischen war es mir klar, daß die Gesundheit meines Vaters auf die Dauer nicht so beschwerliche körperliche Anstrengungen in Verbindung mit beständigen Demüthigungen aushalten könne, und ich bat ihn wiederholt, doch wenigstens um ein paar

Wochen Urlaub nachzusuchen, aber er war unbeugsam und blieb.

Eines lauwarmen Juli-Abends kehrte ich vom Büreau zurück, wie gewöhnlich überangestrengt und fast nicht mehr im Stande, mich auf den Beinen zu halten. Vor einigen Tagen hatte ich einen dürren Verweis bekommen, weil ich eines Abends spät, als ich von einem Besuch in der Helsingörstraße zurückkehrte, mich an einem Laternenpfahl des Rondels auf dem Königs-Neumarkt ausgeruht hatte und dabei in Schlaf gefallen war, — ein Schlaf, der, obschon ich anfangs aufrecht an einem eisernen Pfeiler stand, doch damit endigte, daß ich auf der Steinbrücke weiter geschlafen hatte, wo man mich erst des nächsten Morgens um fünf Uhr fand, mit drei versäumten Meldungen in meinem Notizbuche. Seit jener Nacht, in der ich mich so vom Schlaf hatte überwältigen lassen, war ich nicht aus den Kleidern gekommen und hatte die Augen nicht zum Schlummer geschlossen; oder wie der ruhelose Schuhmacher von Jerusalem war ich von Thür zu Thür gewandert in einem Zustande, der weder schlafend noch wachend genannt werden konnte. Als ich nach Hause kam und in die öden Zimmer trat, war mein Vater noch nicht heimgekehrt; vergebens schritt ich, um mich wach zu halten, aus seinem Arbeitszimmer durch die leere Wohnstube in das Kämmerlein meiner verstorbenen Mutter, wo Alles noch in derselben Ordnung stand, in der es sich bei ihren Lebzeiten befunden. Vergebens öffnete ich ihr Lieblingsinstrument, das alte Forte-

piano, es war, als ob die Tasten durcheinander liefen, ich vermochte nicht eine Note, geschweige denn eine Melodie, zu finden. Ich ging in meines Vaters und mein eigenes Schlafgemach und blickte mit gedankenlosem Stieren auf die Brennholzscheite, welche neben dem Ofen aufgestapelt lagen, auf die krausen Thonverzierungen, die an demselben angebracht waren, auf den kleinen Tisch zwischen meines Vaters und meinem Bette, der ein ganzes Arsenal von Fliederthee, Kamillenblumen, Opium- und Kamphertropfen beherbergte; es kam mir in diesem Augenblicke so dumm vor, daß alles dies dort gänzlich nutzlos stünde. Im Falle der Noth war es ja doch nicht zu gebrauchen, das hatte ich längst erfahren. Ich setzte mich in den alten hochlehnigen Armstuhl vor dem Bette meines Vaters und stierte schläfrig auf die Medicamente, und während ich sie anstierte, hatte ich ein dunkles Gefühl, als sei die Zeit festgewachsen, so daß sie sich nicht mehr bewegen könne, und als sei sie doch lang, unendlich lang, so lang geworden, daß ihre einzelnen Minuten jetzt ganze Tage aufwögen, und als werde es nun immer so bleiben, bis man stürbe und in einen Zustand überginge, wo Alles grabdunkle Finsterniß, aber doch Rast und Ruhe sei.

Ich hatte eine dumpfe Empfindung, als sei die ganze Aufgabe für uns Menschen, zu sterben, aber so rasch, so leicht wie möglich, und ich fühlte mich fast versucht, die Hand nach den Opiumtropfen auszustrecken, die nur zwei Schritte von mir entfernt standen, um mit ihnen Schlaf, Vergessenheit und

Tod zu trinken. Ich beugte mich vor, um nach ihnen zu greifen, aber es schien mir, als ob sie beständig weiter und weiter zurückwichen, ohne daß ich sie zu erreichen vermochte, und als ich sie endlich erwischt hatte, lag mir die Flasche so groß und so schwer in der Hand, daß es weit über meine Kräfte ging, sie zu öffnen.

Plötzlich hörte ich Tritte im anstoßenden Zimmer, Tritte von vielen Füßen; ich fuhr aus meinem Schlummer empor, und saß noch vor mich hinstierend mit der Opiumflasche in der Hand, als mein Vater eintrat, von zwei mir unbekannten Männern unterstützt und von der Portierstochter begleitet, welche ein Licht in der Hand trug. Ich hatte noch keine Idee davon, wann ich in Schlaf gesunken war, oder wie lange ich geschlafen hatte, sondern nur ein unklares Bewußtsein, daß solches geschehen und daß mein Vater inzwischen krank nach Hause gekommen sei; denn er sah bleich, ungewöhnlich bleich aus und ließ sich fast von den Männern, die ihn begleiteten, tragen.

„Legt mich dort hin," sagte er mit schwacher Stimme, auf's Bett deutend. „Und Du, Paul," fügte er hinzu, indem er die Hand gegen mich ausstreckte, „beeile Dich, Etatsrath Thal zu holen, ich wünsche mit ihm zu reden."

„Bist Du krank," rief ich aus, indem mir die Wirklichkeit plötzlich klar wurde, „dann laß mich bei Dir bleiben und Dir helfen."

„Thor, der Du bist!" sagte er, und machte einen vergeb-

lichen Versuch, zu lächeln; „glaubst Du, daß Du helfen kannst, wo selbst Hippokrates sich bankerott erklären würde! Eile zu Thal, das ist Alles, was Du mit Deinen jungen Beinen thun kannst, ich wünsche mit ihm zu reden, aber spute Dich!"

Ich rannte auf die Straße und stand ein paar Augenblicke nachher vor dem Hause des berühmten Arztes, der ein intimer Freund und Jugendbekannter meines Vaters war. Die Thür stand offen, die Dienstboten liefen verwirrt die Treppe hinauf und hinunter, ohne meine Fragen zu beantworten. Ich trat unangemeldet in die Wohnstube, wo Weinen und Schluchzen mir erzählten, was ich schon geahnt hatte — Etatsrath Thal war vor einer halben Stunde gestorben, kurz nachdem er von einem Krankenbesuche heimgekehrt.

Verwirrt und betäubt lief ich eiligst zu einigen der nächstwohnenden Aerzte. Keiner war zu Hause, und Keiner, das wußte ich leider nur zu gut, vermochte in diesem Augenblick Hülfe zu gewähren. Ich kehrte mit der schmerzlichen Nachricht, die ich erhalten, zurück; und doch sollte ich meinem Vater dieselbe nicht überbringen — er war zwei Minuten, ehe ich wieder nach Hause kam, gestorben.

Ich will nicht versuchen, die Gefühle zu schildern, die mich durchstürmten, als diese Nachricht mir mitgetheilt wurde. Eine so reißende Schnelligkeit des Todes kam mir fast unglaublich vor, und erst als ich ihn kalt und regungslos im Bette liegen sah, die Hände über der Brust gefaltet und mit

einem Gesichte, das plötzlich um zwanzig Jahre älter geworden war, erst da empfand ich das Unglück in seiner ganzen Tragweite, und erst da schien ich vollständig erwacht und der Schlaftrunkenheit entrissen zu sein, in welcher ich die letzten Tage umhergetaumelt war. Ich saß die ganze Nacht — und es war eine unendlich lange Nacht — neben der Leiche, bald auf das melancholische Knarren der Wetterfahne lauschend, wenn der Nachtwind sie bewegte, bald auf das einförmige Ticken der Wanduhr, das nur allstündlich durch ihr Schlagen unterbrochen wurde. Alles war so dumpf, so dunkel und so still um mich her; es schien mir, als sei die ganze Welt ausgestorben, als sei ich der Mönch, der zur Zeit der Pest das abgesperrte und ausgestorbene Kloster verließ und seine Schuhe verschliß, bevor er Menschen in der Welt antraf. Dann und wann glaubte ich einen leisen Seufzer zu hören; dann fuhr ich mit einem Hoffnungsstrahl empor, ergriff die Lampe und stand in der furchtbarsten Spannung über ihn hingebeugt, um zu erspähen, ob noch ein Lebensfunke vorhanden sei. Wenn ich mich dann überzeugt hatte, daß ich durch den einen oder andern jener Laute getäuscht worden sei, die Nachts eben so gewöhnlich wie unerklärlich sind, wenn ich abermals mit schmerzlicher Aufregung auf diese ruhigen, festen und im Tode erstarrten Züge hingeblickt hatte, dann versank ich wieder in mein schwermüthiges Grübeln und dachte darüber nach, wie wenig das Leben doch eigentlich werth, und wie einfältig es eigentlich von uns Menschen sei, Aerzte zu

seiner Bewahrung zu halten, eine Dummheit, die nur durch meine eigene, selbst Arzt zu werden, übertroffen werden konnte. Wie elend und ohnmächtig ist man nicht in solchen Augenblicken, und wie tief fühlt man, daß der Tod ein Naturgebot ist, das fast nur der Wahnwitz zu bekämpfen sich abmühen kann!

Am nächsten Tage holte ich nach meines Vaters Wunsche einen Leichenwagen vom Hospitale, und gegen Abend, an einem stillen, warmen und schönen Juliabend, schritt ich selbst neben dem Wagen einher, welcher die Leiche nach der Kirchhofskapelle bringen sollte. Nach meines Vaters Gebot war ich der Einzige, welcher bei dieser Gelegenheit mitging, sowie ich auch die dritte Person bei dem eigentlichen Begräbnisse war, und als ich unter dem tiefen Schweigen des kleinen Gefolges die drei Schaufeln Sand auf den Sargdeckel fallen hörte, mußte ich unwillkürlich der Worte Möller's in dem Briefe an meinen Vater gedenken: „Sie kommen wohl zum Begräbnisse? Wir sind nur drei Dänen, die ihm das Geleit geben können."

An dem Abend, als ich die Leiche meines Vaters zum Kirchhofe hinausbrachte, war ich jedoch der Einzige, und ich erinnere mich wohl, wie sehr ich bei der Heimfahrt — denn ich war so matt und müde, daß ich kein Bedenken trug, neben dem Kutscher des Leichenwagens Platz zu nehmen — mich darüber wunderte, daß die Luft so frisch, die spiegelhellen Seen so glänzend seien, und die Stadt so ruhig vor mir im Abendroth liege, daß das Kreuz der Frauenkirche, dies

Segenszeichen, so blank und verheißungsvoll strahlen könne, während der Tod und die Pest innerhalb der Stadtmauern tobten.

Was ich bis jetzt erlebt hatte, war jedoch nur ein Vorspiel, eine Probevorstellung von jenem Drama des Todes, das sich einige Tage später vor mir entrollen sollte. Da die Seuche fortfuhr, immer größere Fortschritte zu machen, wurden jüngere Aerzte in der Kanonengießerei angestellt, während ich als praktisirender Candidat veranlaßt wurde, eine außerordentliche Stelle als Choleraarzt am allgemeinen Hospitale zu bekleiden. Die Bedingungen waren glänzend: Zehn Thaler per Tag, außer der Verpflegung, konnten wohl auch Andere in Versuchung führen, als Jemand, der drei Brüder zu versorgen hatte, und doch möchte ich den Dienst jener Tage nicht wieder übernehmen, wenn man mir auch noch so viel dafür böte. Die Tagesordnung begann um acht und endete um elf Uhr, so lautete wenigstens die Verfügung, aber bei dem Wärterpersonale des Hospitals begannen sich schon Zeichen einer allgemeinen Auflösung zu äußern, und dies zwang die Vorgesetzten, um sechs oder sieben Uhr Morgens sich einzufinden, um oft nicht vor ein oder zwei Uhr Nachts heimzukehren. Selbst mir, der so daran gewöhnt war, seinen Vater klagen und Vorwürfe gegen diese Hospitalverwaltung richten zu hören, selbst mir stehen die Dinge, welche ich damals hörte und sah, noch als Etwas vor Augen, was man nicht glauben würde, wenn man es nicht selbst erlebt hätte. Niemals, wenn

ich auch noch so alt werden sollte, vergesse ich den ersten Stuben-Rundgang, welchen ich dort draußen machte. An dem frischen, klaren und sonnenhellen Morgen war ich über den Wall und die Esplanade hinausgewandert, und schon die Luft, die mir entgegenschlug, als ich die Thür des Hospitals öffnete, war so erstickend, daß ich unwillkürlich zurückfuhr; und wie düster und unheimlich diese Kaserne sich auch jederzeit ausnimmt, mit ihren schmutzigen, baufälligen Treppen, ihren geweißten, endlosen Corridoren, die in wahnwitziger Verwirrung sich einander so kreuz und quer durchschneiden, daß man die Doppelnummern auf den Thüren nur zu gut begreift, ist es doch Nichts gegen den Anblick, den das Hospital unter den damaligen Umständen bot. Man denke sich Stuben, so überfüllt und voll gepfropft, daß die Patienten bisweilen keine hundert Cubikfuß Luft hatten, um ihre Lungen zu füllen; man denke sich diese Luft so schwer, so stinkend und so gräßlich inficirt, daß jeder Kranke, der hineinkam, starb; man denke sich diese Sterbenden, denen aus Mangel an den nothwendigsten Requisiten die Kopfkissen oft unter dem Haupte fortgerissen wurden, um für die neuen Ankömmlinge verwandt zu werden, und man erhält doch nur ein schwaches Bild von den Umständen, unter denen wir wirkten. Man muß noch die Angstrufe und das Geschrei Derjenigen hinzufügen, die sich in den fürchterlichsten Krämpfen wanden; das seufzende Gestöhn und Röcheln Derer, die im Begriff standen, von einem Leben zu scheiden, das ihnen zu Jammer und Elend geworden war; die versteinerte Ruhe und

Resignation der Verzweiflung, welche bei denjenigen Kranken herrschte, die noch nicht von der Pest ergriffen worden, die aber, wie die Gefangenen in den Kerkern des Wohlfahrtsausschusses, jeden Morgen den Augenblick erwarteten, wo der Schließer eintreten würde, um die Namen Derer zu verlesen, welche heute unter dem Beil der Guillotine verenden sollten. Dazu kam noch die merkwürdige Gleichgültigkeit, welche die Armenverwaltung Denen gegenüber an den Tag legte, die ihrer Sorge anvertraut worden; denn außer der summarischen Bestellung der zweihundert Särge geschah nur außerordentlich wenig von dem, was die Aerzte zum Besten der Patienten für nöthig hielten. Man nahm das Wärterpersonal aus der Schaar der Letzteren; ja man trieb es so weit, daß weibliche Patienten in einer Stube von männlichen Wärtern gepflegt wurden, wogegen die Verwaltung, wahrscheinlich um dies Mißverhältniß in's Gleiche zu bringen, in einer anderen Stube männliche Patienten von weiblicher Bedienung warten und pflegen ließ. Ohne Rücksicht darauf zu nehmen, was für Personen man bekam, zahlte man diesen zwölf Schillinge täglich, ja, um das Aeußerste zu sagen, man veränderte nicht einmal zu Gunsten der Kranken das tägliche Speise-Reglement, worin Kohl, Erbsen und Speck nebst der bekannten spartanischen Suppe des Armenwesens die Hauptrolle spielten. Da es, trotz der erwähnten Vorsorge, an Särgen fehlte und das gewöhnliche Leichenhaus gefüllt war, so nagelte man einige Bretter vor den Hospitalshof nach der Amalien-

straße zu, und stapelte die Leichen im Thorwege auf, ohne sich um den Verwesungsgestank zu bekümmern, den sie verbreiteten.

Der Dienst eines Arztes ist bei jeder Epidemie hart und beschwerlich, aber er wird fast unerträglich, wenn die Vorgesetzten, unter denen er wirkt, aus halsstarrigem Trotz und im Bewußtsein ihrer Macht sich dem widersetzen, was Vernunft und Menschlichkeit gebieten. Allmählich begann sich unter den Insassen des Hospitals der Glaube zu verbreiten, daß man mit Absicht einen so schlechten Zustand aufrecht erhalte, um dadurch unter dem Personal aufzuräumen. „Wir sollen ja sterben, und es giebt hier ja Keinen, zu dem wir klagen können, als der liebe Gott!“ sagte mir eines Abends eine alte Frau, als ich das Hospitalsthor verließ, und mich weinend von ihrem Sohne verabschiedete, der auf der königlichen Porzellanfabrik angestellt war. Das waren schwere Worte, die man anhören mußte, und doch that man Nichts, nichts Anderes als sich die Ohren dagegen verstopfen; doch ja, man that gewissermaßen mehr, denn als die Epidemie endlich abzunehmen begann und im Erlöschen begriffen schien, gab die Armenverwaltung Befehl, daß die Patienten von Vartou, wo die Epidemie so eben ausgebrochen war, nach dem allgemeinen Hospital hinausgeschafft und dadurch unter Verhältnisse gebracht werden sollten, die man in der Stadt als todbringend ansah, und die auf jeden Fall nur dazu beitragen konnten, daß die kaum erloschene Seuche mit erneuter Gewalt wieder auftrat.

Wenn ich an die Scenen zurückdenke, die ich während meines täglichen Aufenthaltes im Hospital erlebte, so wundere ich mich fast darüber, daß die Stränge nicht rissen, und daß diese schwachen, kranken und unglücklichen Menschen sich nicht, von der Raserei der Verzweiflung getrieben, offen empörten und die Thore des Hospitals sprengten, um sich über die Stadt zu verbreiten. Anfangs starben uns Alle, das Hospital sah aus wie ein Schlachtfeld. Später retteten wir Einzelne, aber nur dadurch, daß wir Tag und Nacht auf den Beinen waren; denn sobald wir uns entfernten, versuchte das dienende Personal entweder auszureißen oder noch schlimmere Dinge zu thun. An Noth und Elend gewöhnt, durch Laster und Ausschweifungen verhärtet, und unbarmherzig aus Gewohnheit, erlaubten sie sich Dinge, deren bloße Möglichkeit Einem undenkbar erscheint. „Nimm ihm den Leichenzettel ab," hörte ich eines Abends eine Wärterin rufen, als der Sterbende eine schwache Bewegung machte, um das Zeichen abzureißen, das ihm noch nicht gebührte, „aber mach' ihn wieder fest, wenn Du zurückkommst, dann ist er geliefert."

Von den trüben und traurigen Gedanken erfüllt, die ein solcher Zustand in Demjenigen hervorrufen muß, der in der Armuth etwas Anderes als ein Verbrechen sieht, erschöpft von den Anstrengungen des Tages, niedergedrückt durch den Gedanken an meines Vaters Tod und an die auf mir ruhenden Verpflichtungen, die ich mit dem besten Willen kaum zu erfüllen vermochte, wanderte ich eines Abends gegen zehn Uhr

über den Wall von dem traurigen Hospitale meiner fast ebenso traurigen Wohnung zu.

Es war ein stiller Abend mit einer seltsam lauen, schweren und drückenden Luft, die nur dann und wann durch einzelne heftige Windstöße in Bewegung gesetzt wurde, daß die alten Bäume der Esplanade sich unter der unsichtbaren Hand beugten, welche sausend durch ihre Wipfel fuhr. Als ich auf den Wall kam und, um die Lungen von dem Staube rein zu halten, der auf der Straße umherwirbelte, über die Bastionen ging, sah ich einen Himmel, so schwarz und drohend, wie ich ihn selten bei uns zu Hause gesehen habe. Ein Wolkenberg schien sich über den andern zu thürmen und sie standen schwer und unbeweglich wie riesige blauschwarze Felsklippen, die nur am äußersten Saume von den Strahlen der bereits untergegangenen Sonne gelblich gefärbt wurden. Alles war so still, so merkwürdig still, während ich über den öden Wall ging; nur die breiten Blätter der Ahornbäume flogen hin und wieder raschelnd empor, wenn ein Windstoß des herannahenden Sturmes sie hohl brausend durchfuhr. Ich konnte den Wiederhall meiner eigenen Tritte vernehmen, als ich bei der Kaserne in Sölvgaden vorüberkam; ein vereinzelter ausgesperrter Hund heulte drunten am Walle, die Schildwacht an der Rosenborger Bastion stand halb schlafend in ihrem rothen Mantel, den sie schon gegen das heraufziehende Wetter umgehängt, — da erklangen plötzlich die eigenthümlichen langgezogenen Töne der Reveille, erst gedämpft, weit

entfernt von der Hauptwache her, dann laut und lebhaft von der Kaserne zu meinen Füßen. Es lag ein wunderbar erweckender Klang in diesen Tönen, erst in dem muntern Allegro, dann in den rufenden, lockenden und langsam hinsterbenden Tönen, welche nachfolgten. Ich blieb stehen und lauschte. Ich weiß nicht, ob es Andern wie mir ergeht, aber ich kann nicht umhin, diesen Tönen zu lauschen, und wenn ich sie höre, taucht eine Reihe von Erinnerungen in meiner Seele empor. Ich erinnere mich ihrer so gut von dem alten Laboratorium auf Christianshavn; damals war ich ein Kind, und wenn die Reveille erklang, wußte ich, daß die Anstrengungen des Tages zu Ende seien, und daß die Ruhe mich erwarte. Wie manchen Abend habe ich sie draußen vom Kastell oder von Kronborg's Mauern über den Sund erklingen hören, wenn ich am stillen Sommerabend von Hornbäk oder Gilleleie mit meiner Botanisirkapsel auf dem Rücken nach Haus schlenderte; wenn ich sie dann vernahm, wußte ich, daß ein trauliches Daheim nahe sei, und daß liebe, frohe und freundliche Gesichter mich erwarteten. Ich habe sie vom Dannevirke, von Düppel und von Fridericia erklingen hören, als ich die Armee als Unterarzt begleitete, und da winkten sie manches Mal zu einem frohen, lustigen Gelage nach einem ermüdenden Marsche, oder einem anstrengenden Lazarethdienste. Damals umgab mich doch Leben und frohes Getümmel; es konnte den Tod gelten, aber es war ein Tod unter Gottes freiem Himmel, unter dem Hurrah der Ka-

meraden, bei dem Flattern der Fahnen und bei den Klängen des „tappre Landsoldat“; — aber jetzt! Ein ohnmächtiger Kampf mit einem allmächtigen Feinde, ein Kampf, wo man gegen eine Macht kämpfte, die mit vergifteten und unsichtbaren Kugeln schoß, das war schlimmer, tausend mal schlimmer.

Ich wandte mich um und wollte weiter gehen, als ich fühlte, daß sich eine Hand auf meine Schulter legte, und eine bekannte Stimme rief mir zu:

„Was Henker, Aabye, lebst Du noch? Ich glaubte, Du wärest längst abgerutscht.“

Ich drehte mich um und erkannte einen früheren Studiengenossen, einen jener gefeiten, eisenharten Gesellen, welche ihren lustigen Sinn bis zum letzten Augenblicke bewahren, und selbst nicht den Muth verlieren würden, wenn der Tod den Kopf zur Thür hereinsteckte, um ihnen seine Aufwartung zu machen.

„Weshalb sollte ich nicht leben?“ antwortete ich in demselben scherzhaften Tone. „Das Leben ist ja ein gut Ding, wie der Matrose sagte, als er den Kopenhagener aus dem Wasser zog.“

„Jawohl,“ antwortete er, „und deshalb hängt man daran bis zum letzten Momente, wie der Kopenhagener es that. Wenn ich mich erkundige, ob Du noch lebst, kleiner Aabye, so geschieht es eigentlich nur aus zwei Ursachen; zum ersten, weil Du auf dem allgemeinen Hospital angestellt bist, das augenblicklich starke Anlage zu haben scheint, ein sehr absonder-

liches zu werden, und zum zweiten, weil ich glaubte, daß solch ein Kastor- und Pollux-Paar wie Du und Jessen nicht lange ohne einander leben könnten."

„Was meinst Du?" rief ich aus, „Jessen ist doch nicht —?"

„Alle Teufel!" sagte er; „das wußte ich wahrhaftig nicht; ja, Jessen ist futsch, er ist geliefert, wenn ich mich so ausdrücken darf."

„Wann starb er?" frug ich, indem ich auf der Wallanhöhe stehen blieb.

„Gestern Morgen, draußen im Frederiks-Hospital," antwortete er. „Um vier Uhr wurde er von der Krankheit befallen und starb um sieben; das kann man eine prompte und reelle Expedition nennen."

„Hatte er viel zu leiden?" frug ich mit bebender Stimme.

„Ja, ganz infam," antwortete er. „Nach dem ersten Anfalle bat er die Wärterin, ihm einen Skalpel zu geben, der auf seinem Tische lag, damit er sich eine Ader öffnen könne; aber sie begann zu schreien, das dumme Thier, lief hinaus und sagte dem Oberarzte, er wolle sich das Leben nehmen. So mußte er denn die ganze Tour durchmachen. Es thut mir übrigens wirklich leid um Jessen; er war etwas sentimental, aber sonst ein recht netter Kerl. Na, wohin willst Du? Ich logire drunten in Gothersgaden; ich soll morgen um sieben Uhr auf dem Bureau sein, und habe keine Lust, einen Kübel Wasser auf den Kopf zu kriegen."

Ich ging tief ergriffen weiter — Jessen todt, mein bester,

mein intimster, mein einziger Freund dahin, gestorben, ohne daß ich es nur geahnt hätte! Jessen todt — das war ja fast eine Unmöglichkeit; weshalb sollte er gerade dahingehen, der so vortreffliche Anlagen hatte zu leben, und so wenige zu sterben?

Es war erst zwei Tage her, seit wir einander auf der Straße getroffen, von den betrübenden Fortschritten der Krankheit geredet und einander gelobt hatten, im Herbste, wenn die Krankheit vorüber sei, alles Versäumte nachzuholen. Unwillkürlich mußte ich an die unheimliche Scene am Söllerödsee denken; durch Ideen-Association eilten meine Gedanken zu der engen Gasse im Quartier Latin; ich glaubte in meiner erhitzten Phantasie deutlich meinen verstorbenen Vater bei der seltsamen Begegnung mit Vater Bernot zu erblicken, und ich hörte seinen Ruf: „La science pour un sou, monsieur! Toute la science pour un sou, madame!"

Halb wie im Traume schwankte ich meine Haustreppe hinan, und trat wieder in die schweigenden, öden Zimmer, wo ich mir fast wie ein einsames Gespenst vorkam, das im Grabe nicht mehr Ruhe noch Frieden hat. Ich schloß die Fenster gegen den herabströmenden Regen und setzte mich gedankenvoll in die dunkelste Stubenecke, um mich ungestört meinen traurigen Betrachtungen zu überlassen. Aber es war, als ob ein böser Dämon mich verfolge; selbst das Dunkel durfte ich nicht einmal in Ruhe genießen, ein greller Blitz nach dem andern zuckte über den Himmel, und in dieser wech-

selnden Beleuchtung von schwärzester Finsterniß und bläulich bleichem Geflimmer kam unsere alte Wohnstube mir nicht allein unheimlich, sondern fast schauerlich vor. Ich war in einer Grabesstimmung — oft hatte ich über dieses Wort gelacht und gefunden, daß es sei, was mein Freund vom Walle kadaverlyrisch genannt haben würde — jetzt verstand ich diesen Ausdruck, fühlte die Berechtigung dieser Stimmung, aber mir war nicht einmal die Ruhe vergönnt, in derselben zu verharren. Ich zündete Licht an und suchte nach Lektüre; auf dem Tische lag, von meinem Buchhändler gesandt, eine Broschüre mit dem Titel: „Sicheres Schutzmittel wider die Cholera." Ich ergriff sie, schleuderte sie in den Winkel und ging mit dem Lichte hinaus, um den Briefkasten zu öffnen und die Todtenliste in der Abendzeitung anzusehen. Indem ich letztere entfaltete, fiel ein kleines Billet heraus. Die Adresse war von einer ungeübten und ungebildeten Hand auf dünnes, bläuliches Papier geschrieben, und der Brief mit einer Oblate geschlossen, die mit dem Finger festgedrückt war. „An Herrn Dockter N. Aabye" stand da; es war also ein Brief an meinen Vater. Ich erbrach ihn, der Inhalt war kurz; aber die zitternde Hand deutete darauf hin, daß der Adressat sich beeilen müsse. „Kommen Sie bald; ich bin sehr krank; ich glaub', ich sterbe" — diese drei kurzen Sätze waren der ganze Inhalt des Briefes, aber sie waren centnerschwer bei all' ihrer Kürze. Unter diesen paar Zeilen war links der Ansatz zu einer Art Nachschrift gemacht, die aber wieder

ausgestrichen war; rechts standen zwei fast unleserliche Namen. „Laura“ entzifferte ich jedoch aus dem einen.

Offenbar war es eine von meines Vaters alten Patientinnen, eine Arme, die sich an ihn wandte; wer aber diese räthselhafte Laura sei, vermochte ich nicht zu errathen; mein Vater hatte mir niemals von ihr gesprochen, und der Brief selbst enthielt nur den Namen, keine Adresse oder Wohnung. Ich war fast selbstsüchtig genug, mich darüber zu freuen, daß ich mein Gewissen auf diesem weichen Kissen zur Ruhe betten könne, als stark und heftig an der Thür geschellt wurde. Ich öffnete und erblickte einen alten vierschrötigen Seemann, triefend von Regen, und mit einem seltsam traurigen, verlegenen Ausdruck in seinem wettergebräunten, derben Gesichte.

„Mit Verlaub zu fragen, Sie sind wohl der Doctor?“ sagte er.

Ich bejahte es, und er fuhr fort:

„Mit gütigem Verlaub, ich möchte gern wissen, ob der Doctor nicht so gefällig sein will, mit mir nach Christianshavn hinaus zu kommen, und einmal nachzusehen?“

Etwas, das wie ein Schluchzen klang, erstickte die Stimme des alten Seemanns, und er fuhr sich mit der Hand über die Augen, als ich fragte:

„Wer bei Ihnen ist krank?“

„Niemand bei mir,“ antwortete er, „mit gütigem Verlaub, wenn ich so sagen darf; sie ist außerhalb des Hauses krank geworden, krank an einem Orte, wo sie in den verkehrten

Hafen gekommen ist, Herr Doctor, aber ich will das Mädel deshalb nicht sterben lassen, wenn ich so sagen darf."

Ich ließ den Mann in's Zimmer treten und durch weitere Erklärung ergab es sich, daß er Steuermann war, und in Nyboder wohnte; die Frau war todt; der Sohn diente zur See. Dann hatte er eine Tochter, „die leider am verkehrten Ende in den Port gelaufen, wenn ich so sagen darf, Herr Doctor," und sie war jetzt in Dronningensgade auf Christianshavn, wo sie Logis genommen, erkrankt.

Es lag etwas seltsam Rührendes in dem strengen Moralitätsgefühl des alten Seemannes einerseits, und dem Schmerz über seine unglückliche Tochter andererseits. Offenbar hatte er sie seit langer Zeit ihren eigenen Cours steuern lassen, und der Schmerz hierüber schien den alten Mann ebenso sehr zu quälen, wie der Schmerz über ihr Vergehen. Jetzt da sie krank, verlassen, arm und elend war, schien das ganze Mitleidsgefühl, das er früher in sich verschlossen und zurückgedrängt hatte, plötzlich mit einer Gewalt hervorzubrechen, die er nicht zu beherrschen vermochte, und die ihn fast in eine fieberhafte Stimmung versetzte.

Nach den Symptomen, die er beschrieb, und nach dem Stadium, welches die Krankheit schon erreicht hatte, war jedoch nicht viel Hoffnung mehr übrig. Ja, es war so wenig Hoffnung, daß es fast thöricht erschien, dorthin zu gehen; dennoch ergriff ich, trotz meiner Todesmüdigkeit und trotz des herabstürzenden Regens, meinen Hut und Mantel und eilte mit

dem alten Manne auf die Straße hinab; — schon daß ich Etwas zu thun bekam, daß meine Gedanken nur eine andere Richtung erhielten, war mir eine Erquickung nach den Gefühlsaufregungen dieses Abends.

Schleunig, und fast ohne ein Wort zu reden, eilten wir zum Alten Markte, wo ich ihn mit mir in eine Droschke steigen hieß, die uns in raschem Galopp zur Langen Brücke beförderte. Hier brach das Ungewitter jedoch mit seiner vollen Gewalt los, und Diejenigen, welche behaupteten, daß die Cholera sich aus Mangel an Electricität entwickele, konnten hier Gelegenheit in Ueberfluß erhalten, sich vom Gegentheile zu überzeugen. Blitz folgte auf Blitz, die zuckenden Strahlen fuhren mit einem Donnergetöse herab, das bald rechts über Kallebodstrand und Amager hinaus, bald links über der Stadt, dem Hafen und dem Sunde wiederhallte. Plötzlich blieb unser Pferd stehen und bäumte sich fast mitten auf der Brücke empor; es war dem Kutscher unmöglich, es vorwärts zu treiben, selbst ein Droschkengaul kann in Verhältnisse gerathen, wo er annimmt, daß es besser sei, umzukehren, als vorwärts zu gehen. Wir stiegen aus und ließen den Kutscher umwenden, so gut es ging, und da es mir plötzlich einfiel, daß die Christianshavner Apotheke eine ansehnliche Strecke von der Wohnung der Patientin entfernt lag, so hieß ich den alten Bootsmann wieder einsteigen, um nach der Apotheke zu fahren und daselbst ein paar Einkäufe zu machen, bevor er mit mir dort zusammenträfe. Ich selbst arbeitete mich, den Hut über die

Augen gedrückt und mich dicht in den Mantel hüllend, gegen den Regen und den rasenden Sturm längs der öden und finstern Reeperbahn vorwärts. Die Blitze blendeten und verwirrten mich, der Sturm zerriß mir den Regenmantel in Fetzen, den Hut konnte ich kaum auf meinem Kopfe festhalten, der Regenschirm war jetzt selbstverständlich nicht zu gebrauchen — es war ein verzweifelter Marsch für einen Menschen, der in den letzten vierzehn Tagen allnächtlich nur vier Stunden Schlaf sich gegönnt hatte, und das Alles um einen Menschen zu retten, der nach meiner Ansicht nicht zu retten war, und der, selbst wenn man ihn dem Leben zurückgab, in demselben vielleicht nur ein Geschenk sehen würde, das er lieber nicht angenommen hätte. So oft ich eine der alten qualmenden Thranlampen erreichte, deren röthliches Flimmern meinen Weg nur matt erhellte, mußte ich anhalten, um Athem zu holen und neue Kräfte zu sammeln; hätte mir nicht das Andenken an meinen Vater so lebhaft vor Augen gestanden, und wäre es nicht eine seiner Patientinnen gewesen, so glaube ich fast, daß ich wieder umgekehrt wäre, obschon es einem der ersten Grundsätze widerstritt, die er mir eingeprägt hatte.

Endlich erreichte ich den bezeichneten Ort und stand vor einer hohen Steintreppe, die zu einer niedrigen und schmalen Hausthür führte, deren oberste Hänge sich gelöst hatte, so daß sie jetzt im Winde hin und her klapperte. Es war ein sonderbar hohes, schmales und finsteres Haus; viele Etagen waren über einander gestapelt, es sah fast aus, als ob die obersten

die untersten hinabdrückten und als ob das Gebälk, müde des beständigen Druckes, Verlangen trüge, die Mauersteine hinaus zu schieben und diese sammt den Bewohnern des Hauses auf die Straße zu schleudern. Dazu sah das Haus so düster, schwarz und unheimlich aus, daß mir plötzlich einfiel, es habe Aehnlichkeit mit einem Sarge, der aufrecht in die Höhe gestülpt sei und jetzt, im Gefühl seiner unbequemen Stellung, große Lust habe, sich vornüber zu neigen und sich köpflings in die Erde hinein zu wühlen, wohin er gehöre. Mein Blick fiel auf die feuchte, modrige, mit grünem Moose bewachsene Keller-Etage, deren einziger Bewohner ein Plakat zu sein schien, auf welchem die Worte „Logis für Seeleute" standen. Von dort schweifte er auf die niedrige Parterre-Etage, deren kleine Fensterscheiben im Winde klirrten, und die mit ihren rothen Gardinen und verschiedenen Transparent-Schildern sich als Café und Billard ankündigte. Dann glitt er die schwarze Mauer hinan, deren eingefugte Glassplitter beim Strahl der Blitze flimmerten, zum ersten, zweiten, dritten, vierten und fünften Sahl hinauf, wo er in einem Chaos entzwei geschlagener Fensterscheiben, zertrümmerter Dachsteine und gähnender Dachrinnen verschwand, die sehnsüchtig nach den Untertheilen ausschauten, welche sie in einer helleren und schöneren Jugendzeit besessen. Hätte man ein Comité geldgieriger Hauswirthe zusammengebracht, und ihnen die Aufgabe gestellt, ein Haus zu construiren, das geeignet sei, die größtmögliche Anzahl von Menschen auf dem kleinstmöglichen Flächenraume krank zu

machen, zu vergiften und zu ersticken, so glaube ich doch nicht, daß sie mit all' ihrer Erfindungsgabe und all' ihrem Nachdenken etwas so raffinirt Unheimliches, ausgesucht Düsteres, durch und durch Verlumptes zu Stande gebracht hätten, wie der schwarze Kasten war, der in diesem Augenblicke vor mir stand. Ein Blitzstrahl beleuchtete nochmals das Haus, während ich dasselbe betrachtete, und mein Blick fiel auf ein kleines, weißes viereckiges Schild, mit einer Zeichnung in der Mitte, die einer Rattenfalle ähnlich sah. Sie sollte eine Wolke vorstellen, die Blitze nach allen Seiten verspie, und darunter stand mit altmodischen, schiefen Buchstaben: „Die Wetterwolke“ — jetzt wußte ich, wo ich war.

Ich ging die Steintreppe hinan und trat in eine Art Corridor, der in einen Hofraum hinaus führte, welcher einem Schweinekoben glich, und aus welchem mir ein erstickender Gestank entgegenschlug. Ich klopfte an die Thür des Kaffeehauses, Niemand antwortete; ich öffnete die Thür, eine melancholische Glocke war die einzige Stimme, die meine Ankunft begrüßte, kein Mensch war zur Stelle. Ich schritt durch die kleine Billardstube und strauchelte über Bälle und Queues, die in öder Verwirrung umhergeschleudert waren.

Mich durch das Dunkel vorwärts tastend, an Tische und Stühle stoßend, Flaschen und Gläser umwerfend, kam ich durch die Schenkstube in ein elendes Wohnzimmer, um von dort wieder durch die Küche in den Gang hinaus zu gelangen. Da Niemand auf mein Rufen und den Lärm achtete,

welchen ich vollführte, so versuchte ich, mich die schmale, kothige und stinkende Treppe hinanzutasten, die ein plötzlicher Blitzstrahl mir zur rechten Seite wies. Ich ergriff das Geländer und begann hinauf zu klimmen. Stroh und Lumpen lagen hie und da verstreut, und ein Paar Katzen, die zischend und mauend hinter einander her die Treppe hinabgepoltert kamen, waren alles Lebendige, dem ich begegnete. Beim ersten Sahl blieb ich wieder stehen und versuchte mich bei dem schwachen Licht zu orientiren, das durch die kleinen, bleigefaßten, grünlichen Scheiben fiel, die fast ganz von der Treppenwindung verdeckt wurden. Ich taumelte umher, donnerte an die Thüren, halb erstickt von dem mephitischen Gestank, der die Treppe erfüllte und der zunahm, je höher ich die Treppe hinaufstieg; aber ich hörte nur den hohlen, dumpfen Wiederhall meiner Stiefelabsätze, welche die Thür bearbeiteten.

Niemand kam, um mir aufzumachen, Niemand schien die mindeste Rücksicht auf mich zu nehmen. Dieselbe Scene wiederholte sich beim zweiten Sahl, nur wäre ich hier fast hinuntergestürzt, da ein großes Stück des Geländers abgebrochen war, und ich in der Dunkelheit meine Füße in dem Stroh, den Hobelspänen und alten Lumpen verwickelt hatte, die gerade an dieser Stelle haufenweise umherlagen; der Gestank war entsetzlich, und es sah fast aus, als sei hier der eine oder andere große Gegenstand eingepackt worden, der beim Umzuge das Geländer zerbrochen hätte. Ich klomm zum dritten Sahle hinan und lehnte mich halb ohnmächtig an

den Thürpfosten, bevor ich anklopfte. Einen Versuch, frische Luft durch eines der kleinen, in Blei eingefaßten Fenster hineinzulassen, hatte ich aufgeben müssen, denn zum ersten ließ es sich nicht öffnen, sondern schien im Laufe der Zeit mit dem Rahmen zusammengewachsen zu sein, und als ich einige der kleinen Scheiben zerdrückte, wälzte sich ein Mißduft aus dem Hofraume empor, der mich veranlaßte, so rasch wie möglich zu retiriren. Nach einiger Anstrengung erwischte ich ein Tauende, das neben der Thür hing und als Glockenzug zu dienen schien. Ich zog daran, die Glocke gab einen dumpfen und schmetternden Klang, der fast einem schallenden Lachen zu gleichen schien, und dem sofort ein langgezogenes, heulendes Gejaule und ein vernehmliches Scharren an der Thür folgte. Jedesmal wenn ich schellte, wiederholte sich dasselbe, nur heulte der Hund stärker und kratzte, als gelte es Tod und Leben, von hier fort zu kommen. Ich stemmte die Schulter gegen die Thür und drückte, aber es hätte lange nicht so vieler Kraft gegen ein so baufälliges Bretterwerk bedurft; sie flog auf und ich taumelte in einen dunklen Raum, wo ich über den Hund stürzte, der mit lautem Geheul hinwegsprang und bellend die Treppe hinab flog, wo er durch die Hausthür verschwand.

Er hatte Grund dazu — nur der, welcher in einem Grabgewölbe gewesen ist, vermag die Luft zu schildern, welche mir hier entgegenschlug, als ich in den Unrath fiel, mit welchem die Diele förmlich übersäet war. Ohne des Dunkels und der steilen Treppen zu achten, stürzte ich hinaus, ohne zu be-

denken, daß es noch mehrere Etagen zu untersuchen gab. Die Luft auf der Treppe schien mir balsamisch gegen die, welche ich verlassen hatte und welche derartig war, daß selbst ein Hund nicht darin leben zu können schien. Ich setzte mich auf die Treppe, lehnte meinen Arm auf's Geländer und stützte meinen Kopf darauf, denn ich glaubte ohnmächtig zu werden. Dann wurde es mir klar, daß noch zwei Etagen übrig waren, und daß die Kranke, wenn eine solche überhaupt hier weilte, droben liegen mußte. Nur der Gedanke, daß ich eine unabweisliche Pflicht zu erfüllen hatte, trieb mich hinauf; aber es erging mir hier wie in den anderen Etagen: die Thüren blieben hartnäckig verschlossen, all' mein Rufen und Klopfen war vergebens, Dunkel und Oede herrschten überall.

Schon glaubte ich, daß ich gefoppt worden sei oder mich in der Wohnung geirrt habe; denn ich stand dicht unter dem Dache und hatte die vom Sonnenschein des Tages durchwärmten Dachpfannen fast gerade über meinem Kopfe, da entdeckte ich, daß die Treppe noch eine schmale Wendung machte, und daß von dort eine roh zusammengenagelte Holzleiter zu einem Loche hinauf führte, das vielleicht auf den Boden mündete, und wo sich möglicher, wenn auch nicht sehr wahrscheinlicher Weise dicht unter dem Giebelgebälk lebende Wesen befinden konnten. Mit großer Mühe und Beschwerde kletterte ich hinan und kam in eine Atmosphäre, so heiß, so schwer und erstickend, daß jeder normal beschaffene Mensch schon durch minutenlanges Verweilen darin Kopfschmerz be-

kommen mußte. Aegyptische Finsterniß herrschte in dem Gange, der mich aufnahm, und der so schmal war, daß ich fast mit meinen Ellbogen die Wände berührte, als ich hindurch schritt. Es war nach meiner Meinung durchaus unmöglich, daß ein Mensch hier leben oder athmen konnte, und ich wäre ohne weiteres Nachsuchen umgekehrt, wenn ich nicht geglaubt hätte, am Ende des Ganges ein sehr schwaches Licht zu bemerken, das hin und wieder aufflackerte, als drohe es zu erlöschen. Ich tastete mich dorthin und kam an eine kleine Holzthür, die halb offen stand, aus dem guten Grunde, weil sie sich nicht schließen ließ. Ich klopfte an und horchte; keine Antwort, kein Laut war zu vernehmen, aber das Licht erlosch. Ich glaubte, man habe es aus Furcht ausgelöscht, klopfte abermals und rief: „Es ist der Arzt; — ist es hier, wo man krank ist?" Ich vermeinte einen wimmernden Laut zu hören, wie von einem Kinde, aber sonst antwortete mir Niemand. Rasch stieß ich die Thür auf, trat ein und bemühte mich, das dichte Dunkel zu durchdringen, das über Allem ruhte, mit Ausnahme der einen Stubenecke, wo die lange Schnuppe eines ausgebrannten Talglichts einen röthlichen Schimmer verbreitete, wie von einem großen Johanniswürmchen, das auf der Diele lag. Vor mir befand sich ein ungewöhnlich kleines Fenster oder eine Glasluke, und bei dem schwachen Licht, welches durch diese hereinfiel, glaubte ich eine weiße Gestalt zu bemerken, die auf der Diele lag, unter die Dachecke gekauert und anscheinend in einer Stellung,

als ob sie abwehrend und erschrocken beide Hände gegen mich ausstrecke.

„Fürchten Sie sich nicht,“ sagte ich mit lauter Stimme, indem ich näher trat, „es ist ein Arzt, der herkommt, um nach Ihnen zu sehen.“

Keine Antwort.

„Leiden Sie viel? Haben Sie Krämpfe gehabt?“ frug ich, mich langsam der Gestalt nähernd und mich über sie hinbeugend.

Abermals keine Antwort: aber wieder derselbe wunderliche, halb wimmernde, halb klagende Laut, den ich gehört hatte, als ich draußen auf der Treppe stand.

„Verlieren Sie nicht den Muth,“ sagte ich und beugte mich hinab, um den Puls der Patientin zu fühlen. Ich erfaßte eine Hand, die steif und kalt wie Eis war.

In demselben Augenblick fuhr ein flammender Blitz über den Himmel, das elende Loch wurde taghell beleuchtet. Auf der Diele vor mir lag ein junges, fast nacktes Mädchen, ihr langes, blondes Haar war aufgelöst und ringelte sich unordentlich, mit Stroh und Hobelspänen verfilzt, um ein bläulich blasses, eingefallenes Antlitz, dessen große, offene Augen mir ohne Spur von Leben entgegen stierten. Ich fuhr mit einem Grauen zurück, das ich nicht beschreiben kann; kalter Schweiß perlte von meiner Stirn, und ein eisiges Gefühl rieselte von meinem Nacken über den Rücken hinab, und zwang mich fast, in die Höhe zu fahren. In diesem Augen-

blicke stand Alles klar vor mir: das Haus war ausgestorben — hier zu meinen Füßen lag das letzte Opfer, das in Jammer und Verzweiflung dahin gefahren war, ohne daß eine einzige freundliche Hand ihr Pflege gereicht, ohne daß ein einziges tröstliches Wort in ihrer Todesstunde zu ihr geklungen.

Ich stützte mich auf einen kleinen wackligen Tisch, mit einem Gefühl, das ich nicht zu schildern vermag; einen Augenblick glaubte ich, daß ich selber krank oder im Begriffe sei, wahnwitzig zu werden. Es war mir, als durchschwebten weiße, nebelhafte Gestalten das Gemach, und als hörte ich Klagetöne wie von Geistern, die voll Schmerz und Entsetzen einer Erde entflohen, wo Alles nur Tod und Herzlosigkeit war. Es blitzte mehrmals, und jedesmal, wenn der bläuliche Strahl das Gemach durchfuhr, konnte ich mein Auge nicht von der grausenhaften Gestalt abwenden, die vor mir ausgestreckt lag, und deren Züge ich, wie eine Ahnung mir sagte, früher schon gesehen und wohlgekannt hatte.

Ich war geradezu starr vor Schreck, und obschon ich wußte, daß ich Streichhölzer bei mir hatte, und daß Alles verschwinden würde, wenn ich nur eins derselben anzündete, erschien es mir doch als eine fast unmögliche Anstrengung, die Hand zur Westentasche zu führen und eins davon abzustreichen. Plötzlich erscholl ein furchtbarer Donnerschlag fast gerade über meinem Haupte, ein weißer Schatten flog von der Diele auf, mit einem Schrei, der sich im Rollen des Donners verlor,

huschte über meinen Arm und riß mit klirrendem Laut Etwas von dem Tische, auf den ich mich stützte. Ganz außer mir schoß ich zur Thür, riß die Streichhölzer aus der Tasche und zündete drei oder vier Stück auf einmal an. Ich wandte das Haupt weg, während der Schwefel abbrannte, bei dessen gedämpftem und unsicherem Lichte ich auf Nichts hinzublicken wagte; erst als die Flamme klarer in die Höhe schlug, drehte ich mich um und sah eine Katze, die von dem Tische mit einem Ausdruck wilden Schreckens in einen Winkel sprang, von wo sie abermals einen ihrer Klagelaute erschallen ließ. Ich näherte mich der Leiche mit unsicheren Schritten und hielt ihr die Flamme dicht unter die Nase, um mich zu überzeugen, ob noch irgend ein Lebenszeichen vorhanden sei. Die Flamme schlug ruhig und klar in die Höhe — die Flamme, welche ihr Leben genährt hatte, war längst erloschen. Die Streichhölzer waren aufgebrannt, und mit zitternder Hand zündete ich ein paar neue an, während ich neben ihr hinkniete. Als sie wieder aufflammten und ich mit größerer Ruhe ihre Züge betrachtete, wurde jeder Zweifel gehoben: es war ein junges Mädchen, für das mein Vater großes Interesse gehegt, das oft in unserm Hause genäht und das mein Vater vor einigen Jahren bei einem wohlhabenden Beamten in Dienst gebracht hatte. Ich kannte sie gut, ich war selbst ihr Arzt gewesen im Frederiks-Hospital, wo sie sich einer Krankheit halber befunden und wo sie unter den jungen Medicinern durch ihre Schönheit und kindliche Anmuth Aufsehen

erregt hatte. Sie war damals im Hospitale unter dem Namen „das Kind“ oder „Perlenzahn“ bekannt, zwei Namen, welche auf zwei ihrer hervorragendsten Eigenthümlichkeiten hindeuteten. Sie war eine meiner hübschesten Hospitalsbekanntschaften, und als ich sie zuletzt, vor etwa zwei Jahren, nach meiner Heimkehr aus dem Kriege, bei dem Justizrathe sah, wo sie diente, war sie das Leben, die Gesundheit und Munterkeit selbst. Ihr reiches, goldgelbes Haar, das in dicken Flechten einen schlanken und schöngeformten Nacken umgab, ihre hellblauen, glänzenden Augen mit dem kindlichen Ausdruck, ihr kokettes Näschen, die Wangengrübchen, der schelmische Mund und das kleine Grübchen im runden Kinn waren Schönheiten, die wohl Anbeter heranlocken konnten. Deren hatte sie auch gehabt, davon hatte ich allerdings reden hören; ich hatte sogar die Namen zweier der glücklichsten vernommen; aber daß es so weit mit ihr gekommen sei, daß sie so grauenvoll enden sollte, hatte ich mir niemals träumen lassen.

All' diese Gedanken gingen mir durch den Kopf, während ich umher tastete, um ein Endchen Licht zu finden, und als ich dieses angezündet, ihr die Augen zugedrückt und die Hände über der Brust gefaltet hatte, schickte ich mich an, das Zimmer zu verlassen. Da hörte ich abermals das leise Jammern und den winselnden Laut, und während ich von der Thür aus darauf hinhorchte, fiel mein Blick auf einen Brief, der auf dem Tische lag. Derselbe war an einen jener glücklichen Anbeter adressirt, einen jungen, reichen Mann, mit dem ich

zufällig etwas bekannt war, und der gewiß nicht diese Nacht so ruhig schlafen würde, wie es wahrscheinlich der Fall war, wenn er Zeuge dessen gewesen wäre, was ich gesehen hatte. Die Handschrift war dieselbe wie in dem Briefe an mich, und unter der Adresse stand: „Man bittet um schnelle Besorgung.“ Ich steckte ihn zu mir und wollte das Zimmer verlassen, als ich wieder denselben winselnden Laut vernahm, diesmal so hell und deutlich, daß ich mich unmöglich darüber täuschen konnte. Ich hatte ein paarmal geglaubt, daß es die Katze sei; jetzt kam es mir vor, als sei es der Schrei eines Kindes. Rasch näherte ich mich dem elenden Lager, schlug die Decke bei Seite, und neben der abgezehrten, leichenblassen Mutter regte sich ein kleines, hübsches und dralles Kind im Stroh und guckte mich und das Licht mit großen verwunderten Augen an. Behutsam nahm ich den Säugling, hüllte ihn sorglich in die zerlumpte Decke, deren die Mutter nicht mehr bedurfte, und erfreut, doch Ein Leben gerettet zu haben, schritt ich vorsichtig die finstern Treppen hinunter und lieferte meine kostbare Bürde auf der ersten Polizeistation ab, damit sie von dort nach dem Waisenhause gesandt würde.

In der Christianshavner Apotheke traf ich ihren Vater, der mit großer Ungeduld auf die Medicamente wartete, welche das Apothekerpersonal bei der großen Kundschaft kaum fertig liefern konnte. Mit wenig Worten erzählte ich ihm Alles; er schüttelte das Haupt und weinte. Ich hatte nicht das Herz, meinen ersten Plan auszuführen und ihn den Brief besorgen

zu lassen, den ich bei mir trug. Das Unwetter begann sich zu legen, die Nachtluft war kühl und frisch geworden; ich empfand nach den Erschütterungen, die ich zu überstehen gehabt, das Bedürfniß körperlicher Bewegung, und beschloß, selbst den Brief an seine Adresse in Bredgaden zu besorgen. Außerdem gelüstete es mich, jenen reichen Herrn aus seinem süßen Schlummer zu wecken und ihm zu erzählen, was ich gesehen, falls er nicht, was mich allerdings das Wahrscheinlichste dünkte, schon aus der Stadt geflüchtet war. Vor der Thür hielt ein Wagen; ein Kutscher und ein Diener standen in leisem Gespräch, und ein Dritter blickte durch die halb geöffnete Hausthür zu ihnen hinaus.

„Ist es der Arzt?“ frug der, welcher in der Thür stand; „ich fürchte fast, daß es zu spät ist.“

„Hm, ich komme wohl früh genug,“ antwortete ich bitter.

„Früh genug?“ wiederholte Jener verwundert. „Wissen Sie nicht, daß der Herr im Sterben liegt?“

„Die Nemesis!“ dachte ich bei mir selbst, und fragte kurz: „Wo ist er?“

Der Diener öffnete die Thür und führte mich in ein niedriges Seitengebäude zur Linken, eine Steintreppe hinan, durch einen Corridor und zwei oder drei reich ausgestattete Zimmer, und ließ mich dann draußen stehen, während er hinter einer dichten Portière verschwand, um mich zu melden.

Kaum kehrte er zurück und kaum war ich in meinem Kopfe fertig mit der Rede, die zu halten ich mir vorgenommen hatte,

falls der Patient sie anzuhören im Stande sei, als die Portière zurückgeschlagen wurde und ein junger Mann in der heftigsten Gemüthsbewegung heraustrat.

„Mein Gott, Herr Aabye, sind Sie es!“ rief er mir entgegen; „ich glaubte, es sei Etatsrath Trier, zu dem wir geschickt hatten.“

Ich stutzte, denn ich erkannte an der Stimme einen jungen Candidaten der Jurisprudenz, den ich oft im Gesellschaftsleben getroffen, und von dem ich wegen seines friedfertigen, biederen Wesens die beste Meinung hegte, den ich aber am wenigsten unter solchen Umständen und zu dieser Nachtstunde hier zu treffen erwartet hatte.

„Ist es Cholera?“ frug ich.

„Nein, nein,“ versetzte er mit einem Ausdruck des tiefsten Kummers, und zog mich an's Fenster; „es ist eine verzweifelte Sache, eine unglückliche Begebenheit, und ich bin Schuld an dem Ganzen.“

„Was ist es denn?“ frug ich verwundert.

„Ach Gott,“ antwortete er mit großer Verwirrung, „ich will Ihnen Alles anvertrauen; aber Sie müssen mir versprechen, die Sache zu verschweigen. Nehmen Sie an, daß hier ein Fehlschuß geschehen. Ein Fehlschuß, sehen Sie, diesen Anstrich muß man der Sache geben. Es handelt sich um ein Duell; er ist verwundet, ich glaube lebensgefährlich. O mein Gott, mein Gott! Alles ist meine Schuld.“

Er schien ganz betäubt und verwirrt; ich starrte ihn viel-

leicht eben so verwirrt an, denn ein Duell während einer Cholera-Epidemie, und obendrein wegen einer Mannsperson, hatte ich nicht zu erleben gedacht.

„Ein Duell!“ rief ich aus.

„Ach ja,“ antwortete er; „wir sind erst eben mit einem Fischerboote von der Insel Hveen gekommen; das Unwetter hat uns aufgehalten, und wir mußten warten, bis ein Wagen von Bellevue kam. Ich hatte ein Gedicht geschrieben! O, es war ein verzweifelter Einfall; es kann ihn das Leben kosten.“

Ich blickte ihn an und glaubte fast, daß er toll sei. Sich wegen einer Ehrensache schlagen, das lasse ich zur Noth gelten; sich wegen eines Frauenzimmers schlagen, nun, das mag hingehen; aber sich wegen eines Gedichtes schlagen, das war mehr, als ich begreifen konnte. Inzwischen war keine Zeit zu verlieren; ich hatte ganz „die Wetterwolke“, das Kind und meine wohleinstudirte Philippika vergessen, ich war wieder Arzt und bereit zu helfen.

Als ich in das Schlafzimmer trat, lag er bleich und anscheinend leblos in seinem Bette ausgestreckt. Eine alte Mulattin saß jammernd neben ihm und hielt seine blasse, weiße Hand in ihren schwarzbraunen Händen, während sie unaufhörlich wiederholte: „Schlimme Leute schießen Massa! Massa dodt! Massa dodt! Massa dodt! Ich sterben mit armer Massa!“

Mit großer Mühe gelang es uns, sie zu entfernen; sie schien ganz versteinert in ihrer Trauer und wollte mich zuerst

kaum die Wunde untersuchen lassen. So weit ich zu erkennen vermochte, war die Kugel dicht an der linken Seite des Brustbeins eingedrungen, an einer der Rippen herumgeglitten und dicht unter dem Rückenwirbel wieder herausgekommen, ohne daß ich jedoch angeben konnte, ob dieser verletzt sei oder nicht.

„Ist noch Hoffnung?“ frug der junge Jurist, der mit gespannter Erwartung der Untersuchung gefolgt war.

„Ich weiß nicht,“ antwortete ich, „denn — —“

In diesem Augenblick schlug die mächtige Glocke der Uhr von St. Peter. Schallend und laut klangen durch die Luft ihre zwölf ernsten Schläge, die, bevor noch die vibrirenden Töne verhallt waren, von Maria maggiore, von St. Andrea della Valle und den übrigen unzähligen Kirchen beantwortet wurden, bald in höheren, bald in tieferen Tönen, aber keine so machtvoll wie die ersten.

„Da zerbrach Norwegs Reich durch Deine Hand, o Herr!“ schrie Berthelsen triumphirend; „es ist ausgemacht, daß Werner seine Wette verloren hat — die Uhr ist zwölf!“

Es lag etwas Unheimliches in Berthelsen's kreischender Stimme; wir Alle hatten bei Aabye's Erzählung Werner vergessen, ja fast den Ort vergessen, an welchem wir uns befanden. Es war der erste Abend, daß wir von unserm alten

Obelisken heimkehren sollten, während Einer uns fehlte, und wir obendrein nicht wußten, wo dieser Eine sich befand. Wir beschlossen eine halbe, dann eine ganze Stunde zu warten; wir hörten die Uhr halb Eins schlagen, dann Eins, dann halb Zwei; wir spähten nach dem kleinen Gitterthore, wir horchten auf jeden Laut; aber das Thor wurde nicht geöffnet; und nur die Minerva-Eulen auf Trinità de' Monti unterbrachen die Stille der Nacht mit ihrem seltsam monotonen, schluchzenden Schrei, der sich in regelmäßigen Zwischenräumen vernehmen ließ. Endlich trennten wir uns, die Meisten schlugen den Weg nach dem Corso ein; Aabye, der alte Künstler und ich wanderten langsam heim gen Babuino.

„Noch eine Hoffnung ist übrig," sagte der Alte nach einer Pause, „er kann nach Ponte Molle hinausgegangen sein, hat aber auf dem Rückwege vermuthlich Lust bekommen, Berthelsen und uns Andern, die an seinem Muth und an seiner Mannhaftigkeit zweifelten, einen kleinen Schreck einzujagen. In diesem Fall ist er wahrscheinlich zur Porta Pinciana oder Porta Salara hereingegangen, und wir werden ihn dann in der Via Sistina in Ihrer Wohnung finden."

„Man merkt," sagte Aabye kopfschüttelnd, „daß Sie Henrik Werner nicht kennen. Er ist der bravste und trefflichste Bursche in Dänemark, aber was er sich einmal in den Kopf gesetzt hat, das führt er aus, und wenn er dafür durch's Feuer gehen müßte. Ich habe ihn eines Winterabends nach

einem Balle einen Knaben retten sehen, der auf dem Peblingesee durch's Eis gebrochen war, hauptsächlich, glaube ich, weil ein Matrose behauptete, daß Niemand ihn retten könne, und ich weiß, daß er auf der Landzunge von Skagen durch die Brandung geschwommen ist, um seinen Pudel zu retten, den dieselbe fortgerissen. Er giebt das Ziel nicht auf, das er sich einmal gestellt hat."

Wir standen vor Aabye's und Werner's gemeinsamer Wohnung. In einem einzigen Fenster brannte noch Licht, und als unsere Tritte durch die stille Straße erschallten, sahen wir Madame Rubicondi's wohlbekanntes Gesicht aus dem Fenster gucken.

„Sta signor Enrico in letto?“ („Ist Herr Henrik zu Bette?") rief Aabye hinauf.

„Non, signor! Signor Enrico non è venuto, è andato all' Falcone un mezz' ora dopo Ave Maria; ma quest' sera non è revenuto.“ („Nein, Herr! Herr Henrik ist nicht nach Haus gekommen, er ist eine halbe Stunde nach dem Ave Maria zu Falcone gegangen; aber er ist diesen Abend nicht wiedergekommen!")

„Da sehen Sie," sagte Aabye, sich zu uns wendend.

Der alte Künstler zuckte die Achseln. „Im glücklichsten Fall," sagte er, „wird es ein Spaß, der ein paar Hundert Scudi kostet, und Sie werden wahrscheinlich morgen Nachricht darüber erhalten; aber wenn er sein Leben für einen Pudel auf's Spiel setzen kann, so kann er wohl zur Noth auch ein

paar hundert Thaler für dasselbe bezahlen. Höher scheint er es ja selbst nicht zu taxiren."

Es lag, wie gewöhnlich, etwas Satirisches, fast Bitteres in den Worten des alten Künstlers. Doch drückte er Aabye's Hand mit größerer Wärme, und lüpfte seinen grauen Hut etwas mehr, als er pflegte, indem er uns verließ.

„Er hat Recht," sagte Aabye seufzend, indem er ihm nachblickte; „es ist ein kindischer Streich, den Werner verübt hat, aber es gehört doch der beherzte Muth eines Mannes dazu. Gott mag wissen, wann Werner sich einmal die Hörner abläuft! Der verdammte Berthelsen, daß er Werner auch gerade bei seinem falschen Ehrgefühl fassen mußte! das ist doch immer noch seine schwache Seite."

Darauf ließ sich Nichts erwidern; ich drückte Aabye's Hand und versprach lebhaft, ihm allen Beistand zu gewähren, den ich ihm bei meiner Kenntniß der römischen Verhältnisse geben könnte. Darauf schlenderte ich allein nach meiner Wohnung, und bald woben die Träume einen Schleier, der sowohl den Pont neuf, wie den Obelisken und den jungen Dänen auf der einsamen Campagna verhüllte.

Der nächste Morgen war, wie gewöhnlich, sonnenhell und wolkenlos. Auf dem Monte Pincio traf ich Aabye; er sah etwas matt und niedergeschlagen aus, und hatte offenbar die Nacht nicht viel geschlafen. Ich tröstete ihn, so gut ich vermochte, und wir beschlossen, unser Frühstück im Café del Greco einzunehmen. Wie gewöhnlich, waren die kleinen Tische sowohl in der vordern wie in der hintern Stube stark besetzt; wir zogen daher den Platz vor dem Hause in der lebhaften Via Condotti vor. Dicht neben uns saß eine kleine Gruppe Franzosen, und während Aabye und ich stumm unsern Café nero tranken und dazu die päpstlichen scelti schmauchten, horchten wir den lebhaften Stimmen, die um uns erklangen. Es waren französische Soldaten, die hier ihren Morgenimbiß einnahmen, und obschon sie nur die Uniform der Gemeinen trugen, ließ doch ihr ganzes Benehmen erkennen, daß der Keim zu Officieren in ihnen lag; wir hatten vielleicht künftige Marschälle vor uns. Es war die Rede von den Briganten und von der Unsicherheit, worin sie selbst die nächste Umgebung Rom's versetzten. Ich vernahm mehrmals den Namen Leon de Ville, und bei näherer Erkundigung erfuhr ich, daß die Angabe des Gendarmen vollständig richtig war. Leon de Ville war Lieutenant im Occupationscorps zu Rom; er war gestern Abend nach seiner Gewohnheit auf die Via Flaminia hinausgeritten, aber später nicht wieder zurückgekommen. Schon am selben Abend war dies dem französischen General gemeldet

worden, der ein paar starke Patrouillen das Terrain absuchen ließ, doch ohne den geringsten Erfolg. Man hatte dort in der Umgegend weder einen Schuß gehört, noch irgend einen Lärm verspürt, aber sein Pferd war herrenlos auf einer Wiese weidend gefunden worden. Er war spurlos verschwunden, und die französischen Soldaten beklagten in ihm den Verlust eines tapfern und liebenswürdigen Officiers. Einer von ihnen gehörte selbst zu seiner Compagnie und war unerschöpflich in Lobreden auf ihn.

Jetzt begann die Sache ernsthaft zu werden. Konnten die Briganten sich an einem Officier des Occupationscorps selbst vergreifen, ohne daß sich Etwas dagegen thun ließ, wie viel leichter konnte solches nicht einem jungen und unbekannten Dänen widerfahren, den der mächtige gallische Aar nicht unter seine Flügel nahm? Aabye beschloß sofort zum Consul zu gehen, um das Vorgefallene zu melden, und wir verabredeten, uns in der Via di Gallinaccio in unserm gewöhnlichen Speisehause zu treffen.

Als ich gegen zwei Uhr dort ankam, war der lange Tisch der Skandinaven fast vollständig besetzt. Alessio tummelte sich mit gewohnter Geschäftigkeit und der Evangelist bot emsig seine Cigarren an, denn die Mahlzeit war fast zu Ende. Mein Blick schweifte suchend den Tisch entlang, allein überall begegnete ich nur fragenden Augen. Aabye war nicht da. Ich setzte mich, und begann stumm meine Mahlzeit. Keiner der Andern fragte mich, es war, als ob ein drückender Sirocco

auf uns Allen laste. Plötzlich öffnete sich die Thür, und Aabye stürzte herein; auf seinem frohen Antlitz war sofort zu lesen, daß er gute Nachrichten bringe. Ohne ein Wort zu reden, eilte er zum Tische, und indem er Hut und Oberrock auf einen Stuhl warf, zog er ein Papier aus seiner Brusttasche, das er triumphirend auf den Tisch legte. Das Format und die Goldschnittkante desselben verriethen, daß es aus einem Notizbuche herausgerissen sei. Ich ergriff es und las:

„Berthelsen hat seine Wette gewonnen. Sei außer Sorgen um mich, ich komme heut Abend zum Obelisken.

Dein Werner."

„Das ist ein bischen kurz," sagte Aabye, während der kleine Zettel von Hand zu Hand wanderte, „aber zum Ersatz dafür ist es immerhin gut. Ich denke, wir erhalten heut Abend die nähere Aufklärung."

Erleichterten Sinnes schlenderten Aabye und ich gegen Sonnenuntergang zum schönen Monte Pincio. Wir hatten die französische Regimentsmusik angehört, die prächtigen Equipagen und mehr noch die schönen Römerinnen bewundert, die uns auf ihrer Corsofahrt vorbeifuhren, und standen jetzt vor der großen Anlage, wo am Osterfeste die Girandola abgebrannt wird und wo man die weiteste Aussicht über Rom hat, von der Peterskirche bis zum Colosseum. Die Sonne war im Begriff unterzugehen; die Pinien auf dem Monte Mario und in Doria Pamphili zeichneten sich scharf und bestimmt gegen den dunkelblauen Abendhimmel ab, und längs

der Hügel am jenseitigen Tiberufer glänzte der Horizont in allen Schattirungen von Hellgelb bis zum tiefsten Orange-roth. Drunten auf der Piazza sahen wir schon die Skandinaven sich versammeln; wir konnten deutlich Berthelsen demonstriren sehen; offenbar hielt er einen längeren Vortrag, der ab und zu durch Gelächter und Bemerkungen der Umstehenden unterbrochen ward. Auf dem Marmorlöwen, uns zugewandt, saß der alte Künstler; seine kräftige Gestalt und sein stark markirtes Gesicht nahmen sich trefflich aus in der monumentalen Umgebung.

„Lassen Sie uns hinuntergehen," sagte ich. „Heute soll der Alte uns Etwas erzählen; er erzählt vortrefflich, wenn man ihn dazu bringen kann; aber er macht's wie die großen Virtuosen, die nur vor einem auserwählten Kreise spielen, und am besten, wenn man ihre empfindliche Saite berührt."

„Und welches ist seine corde sensible?" frug Aabye.

„Die menschlichste von allen und eine, die uns allen gemein ist, Eitelkeit, oder richtiger Ehrgeiz. Bei ihm äußert sich derselbe in einem glühenden Hasse wider Alles, was Kritik heißt, und das ist nicht so verwunderlich, denn er hat Viel verdauen müssen, bevor er sich in seiner Stellung zu heben vermochte. Er liest niemals eine Zeitung, und seine eigene Kritik beschränkt sich fast immer auf die zwei Sätze: „Das ist gut," oder „Das ist Schund." Mehr bedarf es nach seiner Ansicht nicht."

„Dann ist er selbst ja der schlimmste Recensent von Allen,"

sagte Aabye lächelnd; „denn er gebraucht Vollkugeln, wo die Andern Hagel verwenden.“

„Gewiß! Er schlägt todt, wo die Andern nur schrammen, aber sein Urtheil ist dafür sicher und aufrichtig, weil es der Unmittelbarkeit des Gefühls entspringt, wogegen der Hagel unreifer Beurtheilung oder Kritik aus zweiter und dritter Hand, wie man ihn in unsern Journalen findet, eher lähmt als tödtet, öfter entmuthigt, als anspornt. Ihm schadet derselbe nicht mehr; er liest nicht das „Kopenhagener Wischiwaschi,“ wie er's benams't.“

Meine Vermuthung war vollkommen richtig gewesen; als wir uns der Gruppe näherten, machte Berthelsen den letzten schwachen Versuch, eine seiner gewöhnlichen paradoxen Behauptungen zu vertheidigen, nämlich die, daß jede Kritik berechtigt sei; an seiner Haltung konnte man jedoch deutlich sehen, daß er eine Niederlage erlitten hatte, als wir ankamen. Der alte Künstler saß noch auf dem Marmorlöwen, von wo er wie ein König die Versammlung überblickte; mit seiner Hand strich er seinen mächtigen grauen Bart, während ein ironisches Lächeln seine Lippen umspielte, als hätte er noch eine volle Ladung in Bereitschaft, falls der Geschlagene das Schlachtfeld nicht räumen wollte.

„Dies Wischiwaschi und Brennnesseln,“ sagte er, „wachsen prächtig zusammen; man kann Unrath auf beide werfen, sie gedeihen dadurch nur um so üppiger. Wenn die Nesseln sehen könnten, wie viele Blumen sie erstickt haben, so brüsteten

sie sich gewiß nicht so unverschämt, und dasselbe könnte passiren, wenn die Kritik eine Ahnung davon hätte, wie viele Werke sie zerstört hat."

„Das echte Talent bahnt sich doch immer seinen Weg," rief Berthelsen, „und wenn er durch Dornen und Disteln führte."

„Wieder ein Paradoxon! wieder einer jener falschen Trümpfe, die man auszuspielen versucht, obschon man weiß, daß Jeder sie stechen kann. Das echte Talent, sagen Sie? Das gewaltige, oder mit anderen Worten das Genie, bahnt sich freilich immer den Weg, so wahr die Eiche himmelan wächst, wenn ihr auch noch so viele Nesseln im Weg stünden. Aber ein Talent kann sehr wohl echt sein, wenn es auch Anfangs zart und schwach ist, und gerade in dieser Periode richten die Nesseln ihr Unheil an. Außerdem ist es so leicht, Nessel zu sein, und so schwer, Blüthen anzusetzen, daß man sich nicht darüber wundern kann, wenn die Meisten das Leichtere wählen."

„Haben Sie denn," frug Berthelsen mit kleinmüthigerem Tone, „ein wirkliches, echtes Talent gekannt, welches durch eine ungerechte Kritik zerstört worden ist?"

Die Züge des alten Künstlers nahmen einen halb ernsten, halb trüben Ausdruck an.

„Es ist schwierig," meinte er gedankenvoll, „zu sagen, was einen Menschen zerstört. Es ist niemals der einzelne Sturm, der den Baum zerstört, und wohl ebenso wenig zerstört jemals die Kritik allein den Künstler. Aber die ungerechte Kritik,

und natürlich nur von der ist hier die Rede, kann es dem Künstler schwer machen, emporzuwachsen, und ein einziger Wurm vermag einen Baum so zu benagen, daß es nur eines Windstoßes bedarf, um ihn zu knicken. Aufrichtig gestanden, glaube ich nicht, daß ich einen Künstler kenne, den die Kritik allein gebrochen hat, und das beweist zum Glück, wie ohnmächtig sie ist. Aber ich kenne Zwei, auf welche sie eine schädliche Wirkung geübt hat; der Eine ward lange Zeit in seinem Wachsthume zurückgehalten, bis er sich endlich empor arbeitete, dem Andern erging es wie dem Baume, der vom Winde geknickt wird."

„Und würde es unbescheiden sein," frug Berthelsen, „nach dem Namen dieser Gewächse zu fragen?"

„Nein, durchaus nicht," erwiderte der alte Künstler mit einem Anfluge von Bitterkeit, indem er sich mit Selbstgefühl emporrichtete: „der Erste war ich selbst, der Andere war — Malm."

„Ich habe nicht die Ehre, diesen Namen zu kennen," antwortete Berthelsen etwas verdutzt; er hatte offenbar nicht diese Antwort erwartet.

„Das ist sehr natürlich. Wie sollten auch Sie, der Sie schon in Ihrem zweiundzwanzigsten Jahre Recensent und Kunstkritiker sind, wissen, was vor dreißig Jahren hier in Rom geschah? Wie sollten Sie einen Namen kennen, den Sie weder im Conversations-Lexikon noch im Verzeichniß nordischer Künstler finden werden?"

Berthelsen schwieg; auch er hatte seine corde sensible, und

die war sein Alter. Außerdem war es ersichtlich, daß der kurze Name Malm ihn, der die Kunstgeschichte der letzten fünfzig Jahre so gut zu kennen glaubte, auf's höchste consternirte. Es entstand eine jener plötzlichen und peinlichen Pausen, in welchen die Romantik einen Engel durchs Zimmer fliegen läßt, während man eher glauben sollte, daß ein boshafter Dämon sich den Spaß mache, allen Lippen ein Schloß vorzuhängen. Mehr um diese Stille zu unterbrechen, als weil ich eigentlich erwartet hätte, daß der alte wortkarge Künstler Etwas mittheilen würde, das augenscheinlich sein eigenes inneres Seelenleben so nahe berührte, forderte ich ihn auf, Malm's Geschichte zu erzählen.

Er warf einen halb ärgerlichen, halb satirischen Blick von seinem erhöhten Sitze auf Berthelsen herab, der so ziemlich wie ein begossener Pudel mit eingekniffenem Schwanze aussah; dann beugte er sich über den blinkenden Strahl, der aus dem Löwenrachen in das große Bassin sprudelte, und erzählte uns Folgendes:

„Für den, welcher, wie ich, die Myrthen auf dem Monte Pincio dreißigmal hat blühen sehen, nimmt Rom und das Leben in Rom sich ganz anders aus, als für die Unzähligen, welche die Weinlese herablockt, und welche uns wieder verlassen, sobald die Sommersonne die rothen Mohnblumen

rings über die Campagna hervorlockt. Für Sie, meine Herren, ist der Aufenthalt in Rom an eine gewisse Reihe von Persönlichkeiten geknüpft und zum Theil durch dieselben bestimmt, so daß, wenn Sie einmal wieder heimgekehrt sind, Sie unwillkürlich diese Persönlichkeiten in den Kranz der hier unten gesammelten Erinnerungen verflechten. Ganz anders verhält es sich dagegen mit uns, den echten oder alten Römern. Wir sind stationär geblieben, wir sitzen wie die alten Austern fest auf der alten Bank, die wir als unsere Heimath betrachten, und von der aus wir die jungen Austern sich zwischen uns tummeln sehen, ehe sie an anderen Stätten seßhaft werden. Sie brauchen sich nicht zu räuspern, Berthelsen, es ist keine specielle Anspielung auf Sie, und falls Sie es wünschen, will ich gerne das Bild wechseln. Ich will also sagen, daß Rom ein Ruhepunkt für die Zugvögel des Nordens ist, eine Winterstation, wo sie Rast halten, ehe sie Neapel und Palermo erreichen, um von dort wieder zu ihren Tannen, Buchen oder Birken zurückzukehren. Aber drollig ist es für uns Alten, diese wechselnden Zugvogelschaaren jedes Jahr sich verändern zu sehen, und seltsame Vögel giebt es darunter. Fast alle Gattungen sind dort vertreten, sowohl Singvögel wie Goldvögel, lustige Vögel wie gelehrte Eulen, nicht zu reden von kritischen Schreivögeln, schnatternden Gänsen und Alles verdauenden Enten. Aber am wunderlichsten ist es anzusehen, wie diese Vögel mit einander gepaart sind: krähende Hähne mit girrenden Tauben, schlotterige

Wiedehopfe mit zierlichen Stieglitzen, plappernde Papageien mit tiefsinnigen Eulen, und prunkende Pfauen mit theologischen Putern; ich habe ein förmliches naturhistorisches Studium aus dieser, bis jetzt nur wenig bekannten Seite des Lebens in Rom gemacht, und sowohl Nutzen wie Vergnügen davon gehabt.

Es war also eines Jahres gegen Schluß des Septembermonats; ich war von einem Aufenthalt in den Gebirgen zurückgekehrt, und sollte jetzt das Leben in Gottes freier Natur mit der Civilisation von Norden, die Bauern und Hirten mit dem Studium der Ornithologie vertauschen. Wie gewöhnlich, ging ich zum Consul hinauf, um Einsicht in die Liste der neu angekommenen Zugvögel zu erhalten und im Gespräch mit ihm etwas genauer zu erfahren, ob sich einige ansprechende Persönlichkeiten darunter befänden, „Gesellschaftsvögel", wie wir sie zu nennen pflegten. Aber die Liste war dieses Jahr ungewöhnlich mager. Singvögel waren gar keine da, nicht einmal eine lyrische Lerche oder elegische Nachtigall. Die Meisten waren junge, mir unbekannte Kunstvögel, und der Rest sehr vornehme, sehr adlige und sehr langweilige Strichvögel mit dem Barons- oder Geheimrathstitel vorn und vergoldeten Schlüsseln hinterwärts; es schien offenbar ein harter Winter zu werden. Als ich fortgehen wollte, langte der Consul einen Brief hervor, reichte mir ihn lächelnd und sagte:

„Können Sie aus der Adresse klug werden, so erfahren Sie zugleich den Namen des zuletzt angekommenen Fremden."

Ich nahm den Brief und las nach einigem Studiren, denn er war dicht mit Poststempeln überdruckt: „An den jungen Malm, Rom.“

Das war eine sonderbare Adresse, kurz bei all' ihrer Undeutlichkeit, und undeutlich fast durch ihre Kürze. Unser braver Consul war ganz rathlos, was er mit diesem Brief anfangen solle, den sein Diener von Thür zu Thür bei sämmtlichen Skandinaven herumgetragen hatte, ohne irgend eine Aufklärung darüber erhalten zu können, wer dieser räthselhafte Malm sei. Auch ich vermochte kein anderes Licht in die Sache zu bringen, als was der Brief selbst ergab, nämlich daß er den Poststempel „Christiania“ trug und an einen Skandinavier gerichtet sein mußte, der wahrscheinlich noch nicht in Rom angekommen war.

Während wir noch darüber sprachen, klopfte es an die Thür, und auf das laute „Herein!“ erschien eine Gestalt, die ebenso merkwürdig wie die kurze Adresse des Briefes war. Es war ein junger, ziemlich großer Mann, fast vollständig in die Tracht der Bewohner von Thelemarken gekleidet: weiße wollene Jacke, Kniehosen und ein Ledergürtel um den Leib. Er hatte reiches, dunkelbraunes Haar, das glatt zurückgestrichen war und ihm in natürlichen Locken auf die Schultern fiel, eine hohe, breite Stirn, eine ziemlich große und etwas gebogene Nase, die nebst den starken, festschließenden Linien um den Mund, ihm einen Ausdruck von Kraft und Entschlossenheit verlieh. Das Merkwürdigste, und was mir gleich an

ihm auffiel, waren indeß seine Augen, die in starkem Contrast zu seinem brünetten Teint und fast schwarzbraunen Haar standen. Sie waren groß und dunkelblau, glänzend und ruhig in ihrem Ausdruck, und doch durchzuckte es sie fast wie ein Blitz, als sie auf den Brief fielen, den ich noch in der Hand hielt.

Er blieb bescheiden dicht an der Thür stehen und zupfte fast linkisch an dem grauen Filzhute, den er in der Hand trug.

„Ist ein Brief für mich da?“ frug er in dem eigenthümlichen Dialecte der Thelemarker.

„Darf ich um Ihren geehrten Namen bitten?“ antwortete der Consul zuvorkommend.

„Olaf Malm.“

„Bitte, hier; er ist kürzlich angekommen.“

„Danke!“

Der Consul und ich brachen Beide in Lachen aus, als die Thür sich schloß; es lag etwas so Kurzes und doch so Bestimmtes in der ganzen kleinen Scene, daß sie mich in gewisser Weise ansprach, während ich doch andererseits zugeben mußte, daß die Antworten etwas sehr karg für einen Fremden ausgefallen waren, der sonst so mancherlei Aufklärung zu suchen pflegt, wenn er zum ersten Male den Fuß auf römischen Boden setzt. Ich habe jedoch immer die Leute gern leiden mögen, die sich kurz fassen, denn ich hatte oftmals erfahren, daß sie meist um so thatkräftiger sind, und außerdem hatte die ganze energische und derbe Gestalt großen Eindruck auf mich

gemacht. Ich beschloß, diesen Edelfalken für den kommenden Winter zu meinem Studium zu machen, und die Gelegenheit ließ nicht lange auf sich warten.

Ich hatte in eben diesem Winter meine erste größere Bestellung erhalten, und mußte daher mein früheres ärmliches Studio mit einem helleren und geräumigeren vertauschen. Ich wußte, daß in der Nähe der Piazza del Barberina ein Atelier zu vermiethen sei, das ich mir lange gewünscht, das aber bisher meine Geldmittel weit überstiegen hatte. In einer schönen Morgenstunde ging ich hinauf, um mit dem Eigenthümer, Signor Diegi, zu reden und mich über die Miethe mit ihm zu verständigen. Ich hätte mir indeß die Mühe ersparen können; das Studio war schon seit acht Tagen an einen Norweger vermiethet, dessen Namen der unglückliche Italiener vergebens auszusprechen sich abquälte. Ich hoffte jedoch, vielleicht ein gütliches Uebereinkommen mit dem neuen Miether treffen zu können, der ein bedeutender Künstler sein mußte, da er gleich bei seiner Ankunft eins der theuersten Ateliers in Rom gemiethet hatte. Ich ging hinunter, öffnete die Thür des Studio, und Wer schildert meine Verwunderung, als ich in dessen Miether den wortkargen Besucher des Consuls, Olaf Malm, traf.

Er war allein im Studio. Letzteres war, wie die meisten römischen Ateliers, ein großes, viereckiges Gemach mit kahlen Wänden und mit einem großen Fenster, das auf einen draußen liegenden Garten blickte. In der einen Ecke lag ein

gewaltiger Haufen Thon, mitten auf der Diele stand ein leeres Cavalletto von gigantischer Größe; ein Scorpion war auf der Gartenthür, ein Crucifix auf der Thür, die in sein Wohnzimmer führte, festgenagelt — das war der ganze Schmuck. In der Mauer unter dem Fenster waren zwei oder drei Steine herausgenommen, so daß ein Sonnenstreif in das halbdunkle Studio fiel und eine vereinzelte, scharf begrenzte Lichtstelle auf dem Fußboden bildete. Unter dem Fenster hatte Malm mit Kohle ein seltsames Seeungeheuer, halb Delphin, halb Drache, gezeichnet, und es so eingerichtet, daß das Lichtloch in der Mauer das eine Auge des Ungeheuers bildete. Er selbst stand in der Mitte des Studio und war bei meinem Eintritt auf eine ganz eigenthümliche Art beschäftigt. In seiner ausgestreckten rechten Hand hielt er nämlich einen der losgebrochenen Mauersteine, und indem er sicheren Auges die Entfernung maß, schleuderte er denselben, wie einen Discus, mit merkwürdiger Gewandtheit durch das Mauerloch, so daß der Stein in den Garten verschwand. Er war so beschäftigt mit diesem Spiele, daß er Zeit hatte, die beiden andern Steine dem ersten nachzusenden, bevor er mein Eintreten gewahr wurde. Seine Sicherheit im Werfen und die Plastik seiner Haltung bei diesem bedeutungslosen Spiele waren so merkwürdig, daß ich unwillkürlich in die Worte ausbrach: „Sie haben gewiß den Discuswerfer studirt, nicht wahr?"

„Den Discuswerfer?" wiederholte er langsam. „Ich weiß nicht, was das ist."

„Es ist eine bekannte Statue aus dem Vatican. Die Alten warfen auf dieselbe Art wie Sie nach dem Ziele; nur bedienten sie sich dabei keines Mauersteines, sondern einer runden Scheibe, welche sie Discus nannten."

„Das wäre ja putzig," rief er belustigt; „so hätten die Alten also auch Kau gespielt."

„Was ist denn das?" frug ich wiederum.

„Wie! Sie kennen das Kau nicht?" rief er verwundert. „Gleich sollen Sie sehen!"

Mit diesen Worten lief er zur Gartenthür hinaus und kam einen Augenblick nachher mit einem ganzen Arm voll Mauersteinen zurück. Im Handumdrehen hatte er in der einen Ecke des Ateliers eine Pyramide aufgeschichtet, und indem er nach der entgegengesetzten Ecke zurückging, ergriff er ein wuchtiges Stück eines alten Marmorblocks, offenbar ein Ueberrest der Arbeiten eines früheren Miethers. Der schwere Stein flog wie ein Ball aus seiner Hand durch die ganze Länge des Studio, und traf mit klirrendem Laut die Pyramide, die in hundert Stücke zersplitterte.

„Das nennt man Kau," sagte er ernst, „aber ich spiele es am liebsten im Garten, denn die Fensterscheiben sind so zerbrechlich."

Ich war mehr und mehr verwundert. Ich hatte erwartet, in einem so theuren Studio den einen oder andern bekannten Künstler, umringt von Skizzen, fertigen und halb ausgeführten Arbeiten, zu treffen, und statt dessen fand ich einen Un=

bekannten, der das Local vielmehr zum Spielplatze, als zum Studio, gemiethet zu haben schien. Ich war daher überzeugt, daß er meinen Vorschlag annehmen würde, und theilte ihm denselben in kurzen Worten mit.

„Nein," antwortete er, „dies Atelier können Sie nicht erhalten. Es ist das größte, das ich finden konnte, und dennoch ist es fast zu klein für die Arbeit, welche ich vorhabe."

„Würde es unbescheiden sein," sagte ich etwas ärgerlich, „Sie zu fragen, was Sie denn darzustellen gedenken, da Sie ein so großes Local gewählt haben?"

„Nein," antwortete er, und wieder zuckte es wie ein Blitz oder fast mehr noch wie ein Nordlichtstrahl in seinen dunkelblauen Augen. „Ich will die Giganten darstellen, welche den Olymp stürmen."

„Alle Wetter!" rief ich aus, „ja, dann müssen Sie freilich Platz haben. Aber wenn Sie den Pelion auf den Ossa gestülpt haben werden und Zeus droben im Olymp sitzt, so ist es eine Frage, ob die Decke hier hoch genug ist."

Er schien meinen Spott gar nicht zu bemerken, im Gegentheil maß er die Entfernung nachdenklichen Blickes und sagte:

„Daran habe ich selbst schon gedacht; es mag vielleicht knapp genug gehen. Aber Pelion und Ossa, was ist das?"

„Das waren zwei Berge, welche die Giganten auf einander thürmten; aber trotzdem erreichten sie nicht den Olymp, und Zeus schleuderte sie mit seinen Donnerkeilen wieder in die Tiefe zurück."

„Zwei Berge?“ frug er nachdenklich; „das habe ich niemals gewußt.“

„Haben Sie denn nicht die Skulpturensammlung auf dem Vatikan gesehen?“

„Nein.“

„Auch nicht die auf dem Capitol?“

„Nein.“

„Aber vielleicht die in der Villa Medici?“

„Nein, ich habe Nichts gesehen. Ich bin erst vor vierzehn Tagen nach Rom gekommen, und ich brauchte zwölf Tage, um ein Studio zu finden, das groß genug sei, um den Plan auszuführen, der mir so lange am Herzen gelegen. Aber jetzt, nachdem ich mit Ihnen gesprochen, glaube ich, daß er Nichts taugt.“

Bei diesen Worten blickte er wehmüthig in dem leeren Gemach umher, und sein Gesicht trug den Ausdruck eines Menschen, der von einer lieben, lange genährten Hoffnung Abschied nimmt. Ich wußte selbst aus Erfahrung, was es heißen will, seiner Illusionen beraubt zu werden; freundlicher gestimmt ergriff ich seine Hand und sagte:

„Hören Sie meinen Rath, Malm, es wird Sie nicht gereuen. Geben Sie dies Atelier auf, oder behalten Sie es, ganz wie es Ihnen beliebt; aber machen Sie es nicht, wie so mancher nordische Künstler, der als ein Narr nach Rom geht und als ein Narr wieder heim kommt. Machen Sie es nicht, wie Die, welche blos nach Rom kommen, weil hier billiger

zu leben ist, und weil man hier bessere und minder kostspielige Modelle findet. Bedenken Sie, daß dieser Fleck Erde, der mit Ueberresten der Vorzeit wie gepflastert ist, Tausende von Künstlern hat geboren werden und vergehen sehn. Bedenken Sie, daß die Kunst eine Vorzeit hat, und daß wir auf den Schultern dieser Vorzeit stehen; machen Sie sich mit dieser Vorzeit bekannt, studiren Sie dieselbe, leben Sie sich ordentlich darin hinein. Besuchen Sie den Vatican und das Capitol, die Villa Medici und die Villa Ludovisi. Ich selbst werde Sie gern begleiten und Sie umherführen. Ist's Ihnen Recht, so gehen wir gleich zum Capitol und danken den Göttern, daß so viel gerettet worden ist."

Malm's Züge drückten gleichzeitig Zweifel und Verwunderung aus. Augenscheinlich war ihm ein ganz neuer Ideenkreis aufgegangen.

„Kostet es viel Geld," frug er schüchtern, „alles Dies zu sehen?"

„Geld? Keinen Schilling; der Zutritt ist Jedem gestattet. Das Capitol ist bis zwei Uhr geöffnet. Wie viel Uhr ist es jetzt?"

Der wehmüthige Ausdruck in Malm's Zügen wich einer strahlenden Freude.

„Ich habe nicht viel Geld," sagte er leise. „Ich bin mehrmals am Vatican gewesen, aber ich wagte nicht einzutreten, weil eine Schildwache vor dem Thore stand, und ich fürchtete, daß man mir mehr abverlangen würde, als mir zur

Verfügung stand. Ich habe auch keine Uhr," setzte er zögernd hinzu, „aber ich kann Ihnen wohl sagen, wie spät es ist." Mit diesen Worten ging er zum Fenster und zog einen Holzpflock aus einem Loche, das er hoch oben in die Mauer gebohrt hatte; ein zweiter Sonnenstreif fiel in's Zimmer und traf einen kleinen, in Grade eingetheilten Halbkreis, den er mit Kohle auf die gegenüberliegende Wand gezeichnet hatte.

„Das ist unseres Herrgotts Uhr," sagte er lächelnd, „aber es ist meine eigene Erfindung. Die Uhr ist etwas über Eins."

„Ja, dann wird es zu spät, heute dorthin zu gehen, und morgen habe ich um die Zeit ein Modell zu mir beordert, aber Sie können gut allein hingehen."

Ich drückte ihm die Hand. „Bekomme ich also das Atelier?" frug ich lächelnd.

„Ich möchte es Ihnen gern abtreten, aber es geht nicht. Ich habe mich nun einmal hier eingelebt, und ich glaube nicht, daß ich an einer anderen Stelle Etwas schaffen könnte. Außerdem vermag ich mich nicht von meinen Fröschen zu trennen."

„Von Ihren Fröschen?"

„Ja, von meinen Fröschen und meinem Garten; sie gehören mit zum Studio. Folgen Sie mir, so will ich Ihnen Beides zeigen."

Bei diesen Worten zog er mich mit kräftiger Hand zur Gartenthür. Draußen war ein kleiner, sehr schmaler

Hofraum, dann kam eine Hecke von blühenden Rosen und Geisblatt, die sich um ein einfaches, von dem bekannten römischen Rohr gebildetes Stakett schlängelten. In der Mitte des letzteren führte ein kleines Pförtchen in das Heiligthum. Der Garten selbst war nicht groß, seine Mittelpartie bildete ein Rasenplatz, auf welchem eine Stein-Cisterne angebracht war; dichte Myrthenhecken umrahmten dieselbe auf beiden Seiten, und vor diesen standen einzelne Orangenbäume mit Blumen und halbreifen Früchten; ein paar hohe Rosenbäume, mit Blumen überfüllt, hielten gleichsam Schildwacht in den hintersten Ecken des Gartens, und zwischen diesen zog sich wieder ein hohes Gitterwerk hin, das fast gänzlich verborgen war unter Weinranken und Weinlaub, aus welchem schwere, bläuliche Traubenbüschel hervorlugten.

„Ja, das Alles gehört mir," sagte er freudestrahlenden Blickes, indem er einen Halbkreis mit der Hand beschrieb; „ist es nicht prächtig? Ich habe Erlaubniß, von alle diesem zu essen, und hier, hier habe ich meine Frösche."

Er zog mich auf den Grasplatz und führte mich zu der Cisterne hin.

„Sehen Sie," sagte er, auf ein paar breite Wasserlilienblätter deutend, „da sitzt das Ehepaar; ich habe sie selbst draußen in der Campagna eingefangen; sie sind viel größer, als bei uns zu Hause. Jetzt sollen Sie die Brut sehen, die ist das Alleramüsanteste."

Er entblößte seinen nervigen Arm und fuhr mit demselben in das Bassin hinab.

„Sehen Sie, da ist der Eine,“ sagte er, „der ist bloß Kopf und Schwanz! Wer sollte glauben, daß daraus ein ordentlicher Frosch werden könnte? Aber hier ist ein Anderer, der hat schon Hinterbeine bekommen, und dort schwimmt Einer, der fast aussieht, als wenn er erwachsen wäre, aber er hat doch noch ein Stück von dem Schwanzende. Ich habe mich in Norwegen oft über sie amüsirt, aber dort findet man sie nur im Frühjahr, hier scheinen sie zweimal zu laichen.“

Wir verließen den Garten und gingen in das kleine Zimmer neben dem Studio, das Malm als Wohngemach diente. Dort standen ein paar unbedeutende Skizzen aus Thon, die Bauernjacke und ein Ränzel hingen an der Wand, und daneben ein geschnitztes Messer in einer breiten, metallbeschlagenen Scheide. Was aber am meisten meine Aufmerksamkeit anzog, waren zwei große Cartons, die jeder auf einer besonderen Wand angebracht waren. Der erste stellte eine kleine Sumpfpartie vor, dicht mit Schilf, Teichrohr und Wasserlilien bewachsen. Auf einem Blatte der letzteren saß ein riesiger Frosch, der seine Hände rang und mit Entsetzen und Abscheu in die Tiefe starrte. Es war offenbar die Froschmutter, denn unter dem Blatte, drunten im Wasser, sah man ein Gewimmel von kleinen Froschjungen, die in ihrer Kaulquappengestalt umherschwammen und zu der Mutter hinaufzustreben schienen. Auf einem andern Lilienblatte dicht daneben war der Frosch-

vater angebracht, er war in seiner Hitze etwas über die Blattkante hinausgetreten; man sah, daß das Blatt unter seinem Gewicht schwankte, so daß er im nächsten Augenblick unfehlbar in's Wasser plumpsen mußte. Mit der einen Hand deutete er auf seine Nachkommenschaft, die so geringe Aehnlichkeit mit Vater und Mutter hatte, während er mit der andern seiner verzweiflungsvollen Ehehälfte eine drohende Geberde machte. Es war ein mit unübertrefflicher Laune ausgeführtes Bild. Man fühlte, daß der betrogene Vater in die Worte: „Falschheit, dein Name ist Weib!" ausbrechen wollte, aber man sah zugleich, daß er just in demselben Augenblick unter seine erschreckte Brut hinabstürzen, und sein Ausruf im Wasser ersticken würde. Schilf und Rohr hatten dem Vater einen Floh in's Ohr gesetzt; das sah man an ihren malitiösen Physiognomien, und je mehr man das Bild betrachtete, desto deutlicher merkte man, daß hier eine großartige Intrigue gespielt worden sei. Die Sumpfschlingpflanzen schmiegten sich liebeschmachtend an die breiten Rohrkolben und deuteten schadenfroh auf den unglücklichen Ehemann; die Wasserlilien lächelten halb schelmisch, halb verschämt und schlossen ihre Kelche, während selbst der Sumpf, genauer betrachtet, ein einziges großes Gesicht zeigte, das mit schadenfroher Lust grinzte.

Auf der anderen Wand war die Versöhnung dargestellt. Die jungen Frösche krabbelten in ihrer neuen Gestalt an's Land und drängten sich um das Ehepaar, das sich in seliger Freude in die Arme gestürzt war. Der Wasserspiegel war

glatt und ruhig und zeigte ein einziges, gutmüthig lächelndes Antlitz. Die boshaften Sumpfschlingpflanzen ließen halb verwelkt betrübte Gesichter herabhängen. Die Wasserlilien streckten ihre Blumenkelche ganz aus dem Wasser hervor und nickten lächelnd dem Ehepaare zu; ja selbst ein steifer, ernsthafter Storch, welcher drohend im Hintergrunde angebracht war, schien die allgemeine Freude nicht stören zu wollen, oder vielleicht wartete er nur, daß die Jungen erst größer würden.

„Ist das Ihr Entwurf für den Kampf der Giganten?“ frug ich lächelnd. Aber meine Frage gereute mich fast, denn über sein fröhliches, offenes Gesicht flog ein Schatten von Mißmuth, indem er antwortete:

„Nein, das ist nur solches Zeug, was ich Abends kritzele, wenn ich nichts Anderes zu thun habe.“

Das war mein zweites Zusammentreffen mit Malm; ich sah, daß ich auf einen Vogel gestoßen, aus dem nicht so leicht klug zu werden war. Es verging geraume Zeit, gewiß gegen drei Wochen, worin ich Nichts von ihm sah; ich wußte, daß er arm sei, und hörte ihn von allen Seiten als einen menschenscheuen Sonderling beurtheilen; es wunderte mich daher nicht, daß er sich von der Kunstgenossenschaft zurückzog.

Eines Tages im October machte ich einen kleinen Abstecher nach Genzano, um den Marmorstaub abzuschütteln. Am Abend gegen Sonnenuntergang wanderte ich längs der Ufer des Nemisees, um Ariccia zu erreichen, wo ich übernachten wollte. Es war ein selten schöner Herbstabend, das

Laub prangte in allen Farben, und der Nebelschleier, welcher sich aus dem See zu erheben begann, nahm die wunderbarsten Gestalten an. Bei einer plötzlichen Wendung des Fußsteiges sah ich einen jungen Mann auf einem Felsstücke sitzen, das Antlitz gedankenvoll auf beide Hände gestützt. Ich ging näher, er sprang auf — es war Malm. Er schien bei meinem Anblicke sehr verlegen und beschämt zu sein. Den Lauf eines kleinen Bächleins, das zum See hinabrieselte, hatte er mit Steinen und Lehm aufgestaut, so daß es einen Miniaturwasserfall bildete; ein umgestürztes Kau lag etwa fünfzig Schritte von ihm entfernt — vielleicht waren es diese Zerstreuungsmittel, die seine Beschämung erweckt hatten.

„Nun," fragte ich, mich neben ihm hinsetzend, „haben Sie den Vatican und das Capitol besucht? Haben Sie sich tüchtig umgesehen, seit wir einander zuletzt sprachen?"

„Ja," antwortete er erröthend, „ich war an beiden Orten, und zwar sehr oft; aber ich habe nur zwei Gruppen gesehen, für mehr war keine Zeit."

„Und welche waren es?" frug ich verwundert.

„Der sterbende Fechter und die Laokoongruppe."

„Und Anderes haben Sie nicht gesehen?"

„Nein. Jedesmal, wenn ich dorthin kam, mußte ich vor ihnen stehn bleiben, und wenn ich sie recht gründlich betrachtet hatte, fehlte mir die Lust, mehr zu sehen. Sie waren so herrlich."

„Und Ihr Plan mit den Giganten?" frug ich lächelnd.

„Mein Plan!“ wiederholte er seufzend, indem er sich hinabbeugte und mit dem Finger in dem feuchten Sande kritzelte; „ich habe keine Pläne mehr, ich bin zu Nichts nütze. Die Antike hat Alles für uns gethan; ich bin überflüssig. Donnerstag reise ich nach Haus; ich wollte nur Remi sehen, bevor ich fortzöge.“

In seiner ganzen Haltung und Stimme lag Etwas, das mich tief ergriff; ich fühlte, hier sei etwas Tüchtiges, das nicht zu Grunde gehen dürfe. Was ich sagte, weiß ich nicht mehr, aber ich verwandte mehr als eine Stunde, um ihn von seinem verzweifelten Vorhaben abzubringen. Er schüttelte aber das Haupt und sagte:

„Es hilft Nichts, es nützt Nichts, ich bin nur ein Kind, ein erwachsenes Kind gegen die Andern. Was wollte ich auch hier unten? Weshalb blieb ich nicht bei meiner Mutter und Sigrid?“

Sigrid! — Hier war ein neues Band, um ihn zu fesseln, ein schwacher Punkt in der Rüstung seines Trotzes, das merkte ich an der gedämpften Stimme, mit welcher er diesen Namen aussprach. Ich suchte ihn zum Reden zu bringen, ich strich dem Vogel Leim auf die Ruthe, wie mein Freund Björck sagen würde, und während die Abendwolken sich dicht über den See lagerten, erfuhr ich seine Geschichte. Sie war einfach in all' ihrer Kürze. Er war in Thelemarken von armen Eltern geboren. Ihr Hüttchen lag unmittelbar drunten am Gießbach, wie ein Schwalbennest an die Felswand geklebt.

Sein Vater war Tagelöhner gewesen; im Frühjahr, wenn der Bergstrom frei von Eis wurde, fällte er Bauholz für einen großen Hof, der ein paar Meilen weiter stromab lag. In der langen Winterzeit lehrte er seinen Sohn in Holz zu schnitzen, worin er ein großer Meister war; das Messer an Malm's Zimmerwand legte Zeugniß davon ab. So ging es bis zu seinem vierzehnten Jahre; da war ein großer Schneefall gekommen, der Strom stieg weit über seine Ufer und riß das Schwalbennest mit sich fort. Sein Vater ertrank bei dem Versuch, eine kleinere Schwester zu retten, die gleichfalls mit umkam. Die Mutter und Malm kamen hinunter auf den „Hof," wie er ihn nannte; es war eine große Sägemühle, und hier ward er als Laufbursche angestellt. Da geschah es eines Sonntags, daß er etwas weichen Thon, den der Bergstrom in den Felsritzen abgelagert, in die Hände bekam. Er hatte damit gespielt und ihn in allerlei Formen gerollt, bis ihm eingefallen war, daß sich vielleicht ein Bär daraus machen ließe. Er hatte freilich niemals einen Bären gesehen, aber droben in der großen Saalstube des Pastors hing ein alter Kupferstich, eine Bärenjagd. So machte er denn einen, ganz wie er ihn beim Pastoren gesehen, als er zur Confirmation ging. Während er damit beschäftigt war, kam Sigrid zum Strome hinab und setzte sich zu ihm. Sie war schön, hatte große blaue Augen und goldblondes Haar.

„Giebst Du mir Deinen Bären, so geb' ich Dir einen Kuß," hatte sie gesagt.

Der Tauschhandel wurde geschlossen, und Sigrid nahm den Bären mit auf den Hof. Zwei Tage nachher ward er selbst hinaufgerufen, und ihm war ängstlich zu Muthe, weil er die Tochter seines Herrn geküßt hatte; aber sowohl dieser wie der fremde Herr aus Christiania, welcher anwesend war, sprachen nur Freundliches mit ihm. Der Fremde bat ihn, etwas Anderes als einen Bären zu machen, und während Sigrid daneben stand und zusah, formte er einen Kindeskopf aus dem feuchten Thon. Es sei ein Engelskopf, sagte der Fremde, aber er selbst meinte, er habe doch wohl zumeist Sigrid's Züge nachgebildet. So kam er zur Akademie; dort ward er von den Aelteren geknufft und verhöhnt. Er sei ein dummer Tropf, meinten sie Alle. Aber die Zeit verstrich, er erhielt sowohl den ersten wie den zweiten Preis, und endlich das große Stipendium zur Reise nach Rom. Es war so schwer, sich von den Felshöhen dort oben zu trennen, so schwer zu reisen, ohne der Mutter und Sigrid Lebewohl gesagt zu haben. So segelte er denn nach Norwegen zurück, ging zu Fuße nach Thelemarken und nahm Abschied von seiner Mutter; auch auf den Hof kam er und sprach mit Sigrid und ihrem Vater, bevor er abreiste. Der Weg nach Rom war ihm lang geworden, denn er hatte einen großen Theil desselben zu Fuße zurückgelegt. Endlich hatte er das Ziel seiner Sehnsucht erreicht; der Kuß des Kindes brannte noch auf seinen Lippen, Sigrid selbst hatte ihm die Künstlerweihe ertheilt; jetzt galt es zu siegen oder zu fallen, sie zu gewinnen oder

unterzugehen. Letzteres hatte Malm nicht gesagt, ja nicht einmal berührt, aber durch seine ganze Geschichte und all' seine Pläne zog sie sich wie der rothe Faden, der das Ganze markirte; das fühlte ich nur zu gut, obschon er Nichts davon sagte.

Als Malm seine einfache Geschichte beendet hatte, blieben wir einige Augenblicke stumm neben einander sitzen. Endlich frug Malm leise:

„Glauben Sie an Träume?"

„Ich weiß nicht. Ich habe nie eine Erfahrung darüber gemacht; nur so viel weiß ich, daß von Ihren berühmten Landsleuten weder Holberg noch Wessel daran glaubten. Ist Ihnen etwas Merkwürdiges dieser Art begegnet?"

Malm schien nicht sehr geneigt, die Frage zu beantworten; einige Augenblicke saß er stumm, wie in sich selbst versunken, und sagte endlich:

„Ja, ich will Ihnen das Ganze erzählen; aber Sie müssen mir versprechen, nicht darüber zu lachen, wenn es Ihnen auch kindisch erscheinen mag. Ich ging in der Mittagsstunde von Nemi fort; die Luft war still und warm, ich selbst war müde und muthlos. So setzte ich mich an dem kleinen Bach nieder, der hier entspringt, und bildete mir ein, daß ich zu Hause sei. Ich spielte zuerst Kau, wie ich es so oft als Knabe gethan hatte; aber es wollte nicht recht glücken, ich konnte die Pyramide nicht treffen. Dann staute ich den Bach hier auf; er sollte den Wasserfall daheim vorstellen. Da es schon gegen

Abend war, glaube ich gern, daß ich in Schlaf gefallen bin, aber so recht weiß ich es nicht. Ich hatte lange gesessen und auf die weißen Nebel hingeblickt, die aus dem See stiegen; es war, wie wenn bei uns daheim Frau Hulda braut. Bald stieg die eine, bald die andere Gestalt aus dem Nebel hervor, aber sie flossen wieder in einander zusammen, und ich kannte sie nicht. Da erhob sich auf einmal eine Gestalt dicht am Lande; zuerst war sie wie ein weißer Rauch anzusehen; aber je höher sie sich erhob, desto deutlicher nahm sie bestimmte Formen an. Zuletzt war es ein schönes Weib; sie trug eine goldene Krone auf dem Haupte, und ein schneeweißer Schleier, wie von dem feinsten Spinngewebe, wallte ihren Nacken hinab. Sie kam an's Land; aber mich dünkte, daß es die Hulda sei, und ich bekreuzte mich.

„Kannst Du werfen?“ frug sie.

„Ich glaube wohl,“ antwortete ich.

Sie beugte sich hinab und deutete auf das Seeufer, das voll goldglitzender Steine lag.

„Für jeden Stein, den Du über den See wirfst,“ sagte sie, „springt eine Deiner Arbeiten aus der Felsklippe hervor, so gut und so makellos, wie die, welche hier auf dem Grunde des Sees bewahrt werden. Wenn er aber nicht das jenseitige Ufer des Sees erreicht, so ist Deine Zeit um, und Deine Arbeiten sollen vergessen werden, wie die vergessen sind, welche hier ruhen.“

Ich fuhr auf und beugte mich zu einem der goldglänzenden

Steine hinab; aber da merkte ich wohl, daß ich geträumt haben müsse, denn ich bekam nur einen der nassen Kiesel hier im Bächlein in die Hand; über dem See sah ich jedoch ihre Gestalt noch langsam fortschreiten, bis sie im Nebel am jenseitigen Ufer verschwand. Ich glaube, es war die Hulda, welche mich äffte."

„Ja," erwiderte ich lächelnd, „das mag wohl sein; aber dann hat sie heute Abend eine lange Reise gemacht. Haben Sie übrigens Nichts von der Geschichte des Nemisees gehört oder gelesen?"

„Nein," antwortete er traurig, „ich habe Ihnen ja erzählt, daß ich Nichts weiß."

„Das ist höchst merkwürdig," versetzte ich; „denn wenn Ihnen die Geschichte dieses Sees bekannt wäre, so könnte ich Ihre Vision oder Ihren Traum wohl als Reminiscenz des Gehörten oder Gelesenen erklären, jetzt aber bin ich dazu nicht im Stande."

„Oh, erzählen Sie mir die Geschichte," bat er fast in demselben Tone, in welchem ein Kind um ein Märchen bittet.

„Wohlan denn," antwortete ich. „In alter Zeit, lange bevor es Menschen auf der Erde gab, war Nemi kein See, sondern im Gegentheil ein Berg, und obendrein ein feuerspeiender Berg; so habe ich von einem gelehrten Naturforscher in Rom vernommen. Vielerlei ähnliche Gesellen waren in seiner Nähe; Ausbruch folgte auf Ausbruch, die Lava floß und strömte über die Ebenen der Campagna und bedeckte

den weißen Kalkboden mit ihren rothglühenden Massen. Ja, so viel Blut floß in den ersten gewaltigen Kämpfen der Erde, daß es alle Hügel um Rom mit Ausnahme des Gipfels von Monte Mario bedeckte. Dorthin schleppte der gelehrte Naturforscher mich selbst einmal, und hieb mit seinem Hammer die schönsten Austern aus dem Kalke, d. h. die Schalen, denn das Gute daraus war leider fort. Dann kam eine andere, lichtere Zeit. Götter und Menschen tummelten sich auf der Erde; der Wald war voll fliehender Nymphen und ihnen nachsetzender Faunen; Dryaden, Undinen und Sylphen lächelten aus jedem Baume, jedem Bache und jedem Lüftchen. Es war das goldene Zeitalter. Die Schönheit herrschte auf Erden und über die Erde; selbst der Tod war ein lieblicher Genius, man wußte Nichts von Gerippen, noch von Fastenpredigten. Nemi war in Harmonie mit der übrigen Natur; sein Krater hatte lange aufgehört zu speien, er war eingesunken, und sein Boden war mit Weinlaub und Blumen, mit Pinien und mächtigen Eichenwäldern bedeckt. Numa herrschte in Rom, über Rom aber und über Numa's Herz herrschte das schönste der Weiber, die Nymphe Egeria. In den mondhellen Nächten legte Numa das Königsscepter und den goldenen Kronreif ab; waren sie doch selbst bei Tage schwer genug zu tragen! Aber Diana zürnte darüber, daß Numa den Spiegel ihrer Keuschheit zu seinen nächtlichen Zusammenkünften benutzte, und eines Abends, als er und Egeria die heilige Grotte verließen, traf einer von Diana's Pfeilen den König an der Seite seiner

Geliebten. In stummer Verzweiflung flüchtete Egeria in Nemi's heiligen Hain; sie trauerte und weinte, so daß selbst Diana Mitleid mit ihrem Jammer empfand. Da stieg die Göttin selbst aus ihrem Himmel herab, um die Betrübte zu trösten; sie aber wollte Nichts von Derjenigen hören, die ihren Geliebten getödtet. Die Göttin gerieth in Zorn, sie berührte die Nymphe mit einem Pfeil, und die schöne Egeria zerfloß in einen strömenden Thränenquell, denselben Quell, an welchem wir jetzt sitzen. Und der Quell floß unaufhörlich; er erfüllte das tiefe Thal und ertränkte die dunkeln Wälder, deren Stämme noch auf dem Grunde des Sees sichtbar sind; aber das Wasser stieg, und der Nemisee, der schönste von Italiens Seen, entstand. Dann verging geraume Zeit: in Rom herrschte nicht Numa mehr, sondern Tiberius. Er erbaute auf den Fluthen des Nemisees das achte Wunder der Welt, seine schwimmende Villa. Unten war dieselbe wie ein Schiff geformt, aber oben trug sie eine Decke und ein Dach von Gold, mit Perlmutter und Elfenbein ausgelegt. Die Sage erzählt, daß die Villa hundert Säle hatte, alle von staunenswerther Pracht, und in jedem derselben stand eine Statue von unvergleichlicher Schönheit. Aber der schönste von ihnen allen war der Venussaal; die Wände desselben waren ausschließlich von weißen und rothen Korallen gebildet, und zwischen diesen schlängelten sich die seltsamsten Meerespflanzen, alle von getriebenem Golde. In der Mitte stand eine Statue der Venus Anadyomene, die von einem der ersten Meister Griechenlands

gemeißelt war. Dieser Saal wurde niemals von Jemand betreten, ausgenommen von Tiberius und Denjenigen, die er sich zum Opfer erkoren. Durch eine heimliche Thür wurde das Weib hineingeführt, das der Göttin geopfert werden sollte, und wenn Tiberius in zügelloser Raserei sein Opfer vollbracht hatte, so ward der geschändete Leichnam durch eine andere Thür in den See hinausgeworfen und in die Fluthen der Vergessenheit gesenkt. Um diese Zeit lebte in Rom ein junges Mädchen, Namens Egeria; sie war schön wie Venus, aber züchtig und standhaft wie Urania selbst; oft hatte der Kaiser sie zu verlocken gesucht, aber sie, welche ihr Geschlecht von Numa und Egeria herleitete, hatte jede Annäherung mit stolzem Hohne zurückgewiesen. Da wurde ihr Haus in einer Nacht von der Leibwache des Kaisers umringt; Egeria's Bruder wurde auf der Schwelle ihres Schlafgemachs getödtet, wo er die Ehre seiner Schwester vertheidigte; sie selbst wurde zum Venussaale in Tiberius' schwimmender Villa geführt. Als der Ruchlose hier, allein mit dem wehrlosen Mädchen, ihren Schleier zerriß und ihren Gürtel löste, stürzte sie sich verzweiflungsvoll wider die harte Korallenwand, um sich das Haupt zu zerschmettern. Die Wand gab ihrem Drucke nach, die heimliche Thür sprang auf, und die Unglückliche stürzte in die schützenden Wogen hinab. Aber aus der Tiefe des Sees erklang ein hohles, schreckliches Brausen, das Wasser erhob sich wie im Zorne, das Stützgebälk der Villa wurde von hervorschießenden Klippen zerschlagen, und der mächtige

Kaiser wurde bewußtlos von einem nubischen Sklaven gerettet, welcher mit ihm an's Land schwamm. Die Villa versank, und niemals ist auch nur die geringste Spur derselben wieder zum Vorschein gekommen, obwohl gewinnsüchtige Taucher oftmals versucht haben, sie wieder aufzufinden; aber Tiberius war so erschüttert worden, daß er sich nie wieder auf die rächende See hinaus wagte; ja selbst in Rom glaubte er sich nicht sicher vor Egeria's Verwandten, sondern flüchtete sich nach dem felsenfesten Capri, wo die Nemesis ihn endlich erreichte."

Malm blieb eine Weile gedankenvoll sitzen, nachdem ich meine Erzählung beendigt hatte. Er stützte wieder sein Haupt in beide Hände, und ich glaubte, aufrichtig gestanden, daß seine Gedanken weit von meinem Märchen abgeschweift wären. Plötzlich blickte er auf und sagte:

„Wie das hübsch war, und wie Viel Sie wissen!"

Ich hoffte, daß dies die Einleitung zu einem neuen Gespräch sei, und wiederholte mit verdoppelten Kräften meinen Angriff auf seinen Reiseplan, aber er blieb unerschütterlich, die Schlangen des Mißmuths hatten ihn erdrückt, wie die Schlangen Athene's Laokoon erdrückten.

„Und Sigrid?" frug ich, indem ich meine letzte Sturm-Colonne anrücken ließ, „wie wollen Sie ihr begegnen, wenn Sie nach Hause kommen?"

„Ich komme auch gar nicht nach Hause," antwortete er, auf's Neue wieder sein Gesicht mit den Händen bedeckend.

So saßen wir eine Weile stumm, Jeder in seine Gedanken versunken, da erklang ein greller Schrei über dem See; es war eine Möwe, eine der letzten Nachzüglerinnen, welche Nemi verließen, um nach Ostia zu ziehen.

Malm sprang auf, dieser Naturlaut aus der Heimath hatte ihn aus seinem stillen Brüten geweckt; er sah einen Augenblick dem fortziehenden Vogel nach und sagte dann wie zu sich selbst: „Ich möchte doch wissen, ob sich ein Stein über den Nemisee werfen läßt?“

„Unmöglich!“ antwortete ich, „gerade so gut könnten Sie versuchen, die Möwe zu treffen, die jetzt über Genzano hinfliegt.“

„Meinen Sie?“ sagte er mit einer eigenen Betonung; dann bückte er sich und hob ein paar der weißen Steine zu seinen Füßen auf. Er beugte sich hintenüber; niemals habe ich ein schöneres Modell eines Jaculator gesehen. Der Stein flog ihm aus der Hand, sausend und schwirrend, wie aus einer Schleuder entflogen. Ich horchte in gespannter Erwartung; nach einer halben Minute vernahm ich einen schwachen Ton, und darauf ein klirrendes Geräusch unter den Steinen am jenseitigen Ufer — Malm hatte Recht, der Stein war hinübergekommen.

Ohne ein Wort zu reden, schickte Malm dem ersten einen zweiten und darauf einen dritten Stein nach; zuletzt ergriff er wie im Uebermuthe einen der größeren Steine, mit denen er den Lauf des Bächleins aufgestaut hatte.

„Lassen Sie es jetzt gut sein, Malm,“ sagte ich, „der fällt in's Wasser.“

Malm warf abermals; der schwere Stein flog durch den weißen Nebel hinaus, aber wenige Augenblicke nachher vernahm man ein schweres, dumpfes Plätschern über den See hin; ich wandte mich nach Malm um, er war bleich vor Schmerz und sein rechter Arm hing kraftlos nieder.

„Mir ist Etwas im Arm zersprungen,“ sagte er kurz.

Er hatte Recht. Bei unserer Ankunft in Rom, wo wir eines französischen Arztes habhaft wurden, zeigte es sich, daß ein paar Sehnenbänder des Oberarmes zerrissen waren. Der Arzt verordnete die strengste Ruhe und erklärte, daß der Arm erst in sechs Wochen wieder gebraucht werden könne. Ich ließ Malm in meine Wohnung bringen, und seit diesem Abend wurden Malm und ich Freunde. Nicht gute Freunde, wie in Kopenhagen, nein, Gott bewahre, nur Freunde.

So ging es bis zum Frühjahr. Malm's Arm war längst geheilt, aber sein Studio war so leer wie zuvor, und ich begann zu fürchten, daß seine Natur der römischen Agave ähnlich sei, die nur in jedem dreißigsten Jahre zum Blühen kommt. Der Maimond näherte sich seinem Ende, die Hitze begann einzutreten, sie brachte den Sirocco und die Malaria mit. Der Kreis der Skandinaven lichtete sich mehr und mehr; jede Woche fiel ein Blatt vom Stamme; einige wurden nordwärts gewirbelt, während andere nach Albano, Frascati, Neapel und Sorrent entführt wurden. Wir hatten damals die Gewohn=

heit eingeführt, daß jeder Fortreisende einen Abschiedsschmaus gab, um durch echten römischen Wein dem Wasser von Trevi etwas Geschmack zu verleihen. So traf es sich, daß drei Künstler auf einmal abreisten, und es waren deshalb mehr als gewöhnliche Anstalten in Rafael's Vigna getroffen, wo das Fest stattfinden sollte. Malm kam niemals zu diesen Gelagen, ja er trank nicht einmal Wein, und das war eigentlich das Einzige, was ich an ihm auszusetzen hatte. Es erweckte daher nicht geringes Erstaunen, als wir ungefähr in der Mitte des Festes Malm die Gartengänge herabschlendern sahen. Er hatte ein besonders inspirirtes Aussehen; sein sonst so sicherer Gang war hastig und unruhig, und seine Augen strahlten mit ungewöhnlichem Glanze. Er setzte sich an das unterste Tischende; ich schob ihm, ohne ein Wort zu reden, einen mezzo hin.

„Das ist zu viel," rief einer der Bande ausgelassen, „Malm hat schon einen Spitz; gieb ihm eine foglietta."

„Meinst Du?" antwortete Malm und maß ihn mit einem Blicke, der ihm das Blut in die Wangen trieb.

„Malm hat einen Giganten in der Campagna gefunden," rief ein Anderer, „und jetzt braucht er nur noch das Dovrefjeld-Gebirge hierher kommen zu lassen, um ihm eine Grundlage zu geben, worauf er stehen kann."

Malm sandte dem Angreifer einen zornigen Blick zu, seine ersten kindischen Pläne waren unglücklicher Weise den Künstlern bekannt geworden, und gaben Anlaß zu häufigen

Spötteleien. Er pflegte diesen und noch schlimmeren Angriffen mit ruhigem Schweigen zu begegnen, aber heute schien er nicht dazu aufgelegt zu sein. Theils um neue Anspielungen abzuschneiden, theils weil wirklich etwas Ungewöhnliches und Räthselhaftes in seiner Erscheinung lag, frug ich ihn:

„Was hast Du heute beschafft, Malm?“

Er sah sich ruhig und herausfordernd im Kreise um.

„Ich habe ein eisernes Gestell aufrichten lassen,“ sagte er trocken.

„Potztausend!“ rief ein Dritter, „das ist ja höllisch viel in einem Winter gethan; nun soll es wohl den Sommer hindurch stehen und trocknen?“

Malm war im Begriffe, sein Glas zu füllen; aber seine Hand zitterte, so daß der Wein über das Tischtuch floß; er setzte die gebrechliche Fogliette so gewaltsam wieder hin, daß sie in tausend Stücke zersprang; sein Antlitz war leichenblaß, und seine Lippen bebten so, daß er nicht zu sprechen vermochte.

„Ist Niemand da, der mit Malm Kau spielen will?“ rief Der, welcher zuerst gesprochen hatte.

Malm richtete sich zu seiner vollen Höhe empor; Blut perlte von seiner Unterlippe, und seine Augen rollten so wild, daß sein muthwilliger Nebenmann sich unwillkürlich unter den Tisch duckte.

„Ich verlange nicht von Euch geschont zu werden,“ schrie er mit Donnerstimme, „aber ebenso wenig will ich von Hunde-

gezücht verhöhnt werden! Komme morgen zu mir, wer Lust hat, und sehe, ob Olaf Malm Etwas zu schaffen versteht!"

„Da wurde Malm aber bös," sagte Einer, als er fortgegangen war. „Gott weiß, was er jetzt thun wird."

„Seine Frösche am Schwanz ziehen, wenn er nach Hause kommt," sagte ein Zweiter, „oder mit Knöpfen nach der Wand maalwerfen."

Damit schien die Sache erledigt zu sein, und das Gelage wurde von Neuem fortgesetzt.

Ich war kurz nach Malm fortgegangen. Ihn vertheidigen konnte ich nicht, denn er war nun einmal für diesen Winter zum Sündenbock erkoren, und mehr Gemeinheiten anhören wollte ich nicht. Außerdem wußte ich, daß er und ich so ziemlich wie zwei Ellen von einem Stück Tuch betrachtet wurden. Malm & Co. nannte man uns damals. Ich klopfte an die Thür seines Ateliers; sie wurde nicht aufgemacht. Ich horchte, aber er schien nicht drinnen zu sein; so ging ich denn allein nach Hause.

Am andern Tage gegen Mittag besuchte ich Malm. Er stand allein im Atelier, das Modellirstäbchen in der Hand und ganz mit Thon beschmutzt. An der einen Wand hatte er mit Kohle das gestrige Gelage gezeichnet; man sah Rafael's Vigna und am langen Tisch sämmtliche Künstler, individuell erkennbar, aber als Faunen und Satyrn dargestellt, die einander mit den Hörnern stießen. Ein ganz junger Satyr saß

mit kläglicher Miene unter dem Tisch und fing in seiner hohlen Hand den Wein auf, der von oben herabträufelte, während Malm und ich in Menschengestalt uns im Hintergrunde entfernten.

Diese Zeichnung wunderte mich nicht, da ich Malm's ausgezeichnetes Talent zu Caricaturen kannte; was mich aber ganz in Erstaunen setzte, war eine Thongruppe, die auf dem früher stets leeren Cavalletto stand, und die zu ihrer Vollendung der Arbeit von mehr als einer Nacht bedurft zu haben schien. Sie stellte einen Faun dar, welcher in überströmender Vaterfreude sein Söhnchen hoch in die Luft empor hielt und nach Bocksart scherzend gegen die kleinen, dicken Hörner stieß, die eben aus dem Schädel des Knaben hervorwuchsen. Es war eine vortreffliche Arbeit; des Vaters starke, aber doch geschmeidige und muskulöse Gestalt bildete einen artigen Gegensatz zu den runden, drallen Formen des Knaben, und der halb erschrockene, halb vergnügte Ausdruck in dessen Gesicht stach trefflich ab gegen die rauhen und herben Züge des bärtigen, wilden Mannes. Ich betrachtete mehrere Minuten diese Arbeit, die natürlich in ihren Einzelnheiten noch nicht ausgeführt, sondern eigentlich nur roh auf das Stativ hingeklatscht war; aber von welcher Seite ich sie auch betrachten, und ein wie strenger Kritiker ich auch sein mochte, so konnte ich doch nicht anders, als anerkennen, daß es eine ausgezeichnete Arbeit aus Einem Gusse sei, welche durch die feinere Ausführung nur gewinnen konnte.

„Das ist gut," sagte ich zu Malm, „das ist ein wirkliches Kunstwerk."

„Ja, das glaube ich auch," antwortete er ruhig, indem er mit dem Modellirstäbchen eine Stelle des einen Fußes etwas glättete.

„Hast Du das heute Nacht gemacht?" frug ich.

„Ach nein, heute Morgen einmal."

„Aber wann hast Du denn die Skizze dort an der Wand gezeichnet?"

„Das that ich wohl, als ich gestern von dem Gelage heimkam; aber als die Sonne aufging, bekam ich Lust, Etwas aus Thon zu machen, und so ward dies daraus."

Ich drückte Malm's Hand und wünschte ihm noch einmal Glück zu seiner Arbeit; dann bat ich ihn, die Zeit gut zu benutzen, und ermahnte ihn dringend, sich nicht darum zu scheeren, was die anderen Künstler hinsichtlich der Ausführung sagen würden. In so milden Ausdrücken, wie möglich, erinnerte ich ihn daran, daß die Zeit kostbar und daß es nöthig sei, eine Arbeit nach Stockholm zu senden, falls er auf eine Erneuerung des Stipendiums hoffe. Endlich zeigte ich ihm einen, nach meiner Meinung unbedeutenden Fehler am rechten Arm der Figur, der ein bischen zu kurz war, und verabschiedete mich.

Wenn in Rom das eine oder andere Ungewöhnliche im skandinavischen Lager geschehen ist, so läuft das tausendbeinige Gerücht eben so schnell herum, wie in Kopenhagen; es wun-

derte mich daher nicht, daß man schon Mittags in der Trattoria von Malm's ausgezeichneter Arbeit sprach, die bereits von mehreren Künstlern in Augenschein genommen war. Alle stimmten darin überein, daß der Gegenstand meisterhaft aufgefaßt sei, und daß ihm eine große Zukunft bevorstehe; aber Alle vermochten sich nicht die plötzliche Inspiration zu erklären, die so rasch diese Arbeit geschaffen hatte. Nur ich hatte den Schlüssel zu diesem Räthsel; bei meinem Fortgehen aus seinem Studio hatte er mir seine Brieftasche mit dem Bemerken mitgegeben, daß er Rimessen von Hause empfangen habe und wünsche, daß ich seine Rechnung in der Trattoria berichtigen möchte, da er selbst nicht dorthin käme. Als ich die Brieftasche öffnete, um das sehr bescheidene Sümmchen zu bezahlen, fiel ein Brief heraus, den er nach dem Durchlesen nicht wieder zusammengefaltet hatte. Er trug die Unterschrift seiner Mutter, und auf der untersten Ecke des Papieres stand als eine Art Nachschrift „Sigrid läßt Dich grüßen". Es war Sigrid, die Malm's Faun geschaffen hatte.

Ich erhielt an jenem Nachmittage einen ärgerlichen Brief. Ein Marmorblock von Carrara, den ich lange erwartet hatte, war unterwegs verunglückt, da das Erdreich einer Anhöhe, die nach Teverone hinabführte, plötzlich ausgerutscht war. Ich mußte selbst hinreisen, um einen neuen auszusuchen, und als dies Geschäft nach acht Tagen erledigt war, reiste ich sofort nach Neapel, wo ich eine Bestellung von dem dänischen Consul empfangen hatte. Darauf zog ich nach Pa-

lästrina, das ich mir zum Sommeraufenthalte gewählt hatte, und so kam es, daß ich Malm erst gegen den Herbst wiedersah.

An einem schönen Septembernachmittage kam ich nach Rom und machte mich sofort auf den Weg zu seinem Studio; ich freute mich recht, jene Arbeit wieder zu sehen, die, wie ich wußte, ihn den ganzen Sommer hindurch an Rom gefesselt hatte, und die jetzt fertig sein mußte. Ich hatte absichtlich Niemanden nach ihrem Fortschreiten gefragt, da ich den Anblick ungestört durch kleine Einwendungen genießen wollte und drückte rasch auf die Thürklinke, ohne anzuklopfen.

Aber wer schildert meine Ueberraschung, als ich das Studio leer, die Wände geweißt, und einen mir unbekannten französischen Künstler im Begriffe fand, seine Sachen in dem kleinen Zimmer auszupacken, das Zeuge so manches vertraulichen Gespräches zwischen Malm und mir gewesen war.

Verstimmt schlenderte ich die Straße hinab. Unterwegs traf ich einen Bekannten, und jetzt erfuhr ich den ganzen Zusammenhang. Malm hatte circa drei Wochen nach meiner Abreise, erfüllt von seinem Genius, sehr fleißig gearbeitet. Er hatte in all' dieser Zeit Besuch von Freunden sowohl wie von Feinden erhalten; er war von beiden Parteien gefeiert und gepriesen worden, jeder Einzelne hatte seine kleine Bemerkung gemacht, wenn aus keinem andern Grunde, so doch um Etwas zu sagen. Was ich befürchtet hatte, war geschehen: er hatte sein Ohr einer Kritik geliehen, die er nicht verstand, und die ihn

nicht verstand. Der Eine hatte gemeint, daß der rechte Fuß zu kurz sei; ein Anderer, daß die Figur das linke Knie nicht genug beuge; ein Dritter, daß das Kind zu hoch gehalten würde, und so weiter. Alle diese verschiedenen und oft sich widersprechenden Urtheile hatten ihn an dem Ganzen irre gemacht. Er begann an seiner Arbeit zu ändern, und die eine Aenderung zog mit Nothwendigkeit die andere nach sich; eines schönen Tages machte er die Entdeckung, daß die Statue verpfuscht sei, und so hatte er das Ganze wieder zerbrochen.

Am selben Abend besuchte ich Malm. Er hatte ein kleines Atelier in der Via della Purificazione gemiethet; es war trist, feucht und dunkel und hatte keinen Garten, keine Rosen und keine Cisterne; dagegen hatte es dumpfe Luft und Scorpionen in Ueberfluß. Malm war eben so düster, wie seine Umgebung; das Stipendium war ihm genommen worden, da es an die Bedingung geknüpft war, daß sein Inhaber in Jahresfrist eine Arbeit vollendet haben müsse; dagegen hatte er einen Brief von seinem ehemaligen Herrn erhalten, worin ihm derselbe in den herzlichsten Ausdrücken zu seiner ersten gelungenen Arbeit gratulirte, die er in Marmor ausgeführt zu sehen hoffte, wenn er in einigen Jahren nach Rom käme. Diesem Briefe hatte sein edler Gönner die gewöhnliche Unterstützung beigefügt; von Sigrid und seiner Mutter war dagegen mit keinem Worte die Rede. Ich verbrachte den ganzen Abend damit, Malm zu trösten und Zukunftspläne für ihn zu schmieden; es war eine schwierige Aufgabe, denn

er befand sich in derselben Stimmung, wie an jenem Abend bei Remi, und außerdem durchzogen noch andere bittere Gedanken sein Gemüth. Er fürchtete von der, die er am meisten liebte, vergessen zu sein, und hegte jetzt schon einen finsteren Groll gegen seinen Nachfolger im Stipendium, einen schwedischen Bildhauer, Namens Dahlquist, den wir Beide für einen talentlosen Menschen hielten, welcher nur durch gute Connexionen eine Unterstützung erhalten hatte, die ebenso wichtig für Malm, wie auf Jenen schlecht angewandt war.

Einige Tage nachher besuchte ich diesen jungen Schweden. Er war ein sehr liebenswürdiger Mensch von einschmeichelndstem Wesen; er lächelte allerliebst und drückte mir graciös die Hand; er war so recht, was man einen netten Kerl nennt, gebildet und von guten Manieren, aber Künstler war er, meiner Treu, nicht. Er zeigte mir eine Menge seiner Skizzen, denn obschon er erst seit vierzehn Tagen in Rom war, hatte er doch schon über ein Dutzend dergleichen gemacht; sie waren alle, wie er selbst, zierlich, geleckt und langweilig. Sie machten alle auf mich denselben Eindruck, den eine geläufige Comptoirhand auf Denjenigen machen muß, welcher den Charakter eines Menschen aus seiner Handschrift erkennen will; es war nämlich durchaus keiner vorhanden. Ich sah auf den ersten Blick, daß Dahlquist ein sicherer Mann für das Stipendium, für die Professoren und für's Publicum sei. Er konnte drei Arbeiten im Jahre statt einer liefern, er konnte schmeicheln, lächeln und die Hand drücken für Zwei, und die zierlichsten Nymphen

und Dryaden in Canova's verwünschter Manier zurecht kneten, Alles so rund und weiß wie Elfenbein. Eins aber wurde mir vollständig klar: Dahlquist war ein Tagelöhner, wo Malm König sein konnte.

Augenscheinlich empfand Malm dies selbst; er sprach sich jedoch niemals, nicht einmal mir gegenüber, mit Bitterkeit oder Neid gegen Dahlquist aus. Er fühlte, daß das Recht in juridischem Sinne auf Dahlquist's Seite sei, denn er selbst hatte ja keine Arbeit geliefert; dagegen merkte ich wohl, daß er beständig seinem Rivalen aus dem Wege ging, wo er mit ihm zusammentraf, und, wenn er ihm nicht ausweichen konnte, ruhig, gemessen und kalt war, während Dahlquist hingegen ihn mit Complimenten überhäufte, gleichzeitig aber unter der Hand dies Naturgenie, wie er ihn nannte, vor den anderen Künstlern lächerlich machte. Es war auch nicht leicht, sich größere Contraste als diese Beiden zu denken; es waren die zahme Civilisation und die wilde Naturkraft, die auf einander stießen.

So verstrich der Winter; Malm that Nichts, er „ging spazieren," wie Dahlquist sich ausdrückte. Dahlquist dagegen arbeitete fleißig, und ein kleines Cabinetstück nach dem andern verwandelte sich, in Gestalt schlafender Bacchantinnen oder badender Nymphen, aus Thon in Gyps. So kam der achtundzwanzigste Januar, der Geburtstag Friedrich des Sechsten heran. Es war damals Sitte und Brauch, daß der Consul aus dieser Veranlassung ein Diner gab, zu welchem natürlich

nur die Dänen eingeladen wurden. Malm und Dahlquist hatten ungewöhnlicher Weise gleichfalls Einladungskarten empfangen, aber ich glaube fast, daß sie beiderseits annahmen, Keiner von ihnen werde erscheinen, und so trafen sie gerade dort Beide zusammen. Wir hielten damals unsere Festschmäuse im großen Saale des Palazzo Ruspoli, welcher zur Feier des Tages künstlerisch ausgeschmückt war. Dahlquist hatte die beiden Löwen gemalt, die als Schildhalter das Reichswappen trugen; aber es war merkwürdig, wie vorzüglich sie zwei frisirten Schafen glichen. Der Consul ertheilte ihm auch eine kleine Rüge, aber nicht deshalb, sondern weil er schon vergessen hatte, daß wilde Männer und nicht Löwen das Reichswappen trügen; ein Irrthum, der in jenen Tagen fast ein politisches Verbrechen war. Neben dem großen Saale befanden sich ein paar kleinere Zimmer, wo Kaffee getrunken und später Whist gespielt wurde. Als Malm bei Tische zufällig neben Dahlquist zu sitzen kam, wurde er ganz bleich und sagte kein Wort. Dieser dagegen erkundigte sich im höflichsten Conversationstone nach seiner Gesundheit, äußerte sich bedauernd über die schlechte Luft in seinem Studio, und bat ihn mit unverschämter Ironie, seine Kräfte nicht allzusehr anzustrengen. Malm sandte ihm ein paar scharfe Blicke zu, sagte aber Nichts; dagegen bemerkte ich, daß er wider Gewohnheit Wein trank, besonders Marsala, welcher damals besser und stärker als jetzt war. Dahlquist fuhr fort, ihn mit Complimenten zu überschütten, und vielleicht um diese hinabzuspülen, fuhr Malm fort, die

Caraffe zu leeren. Ich bemerkte einen boshaften Ausdruck in den Augen seines Gegners, und zupfte Malm am Arme.

„Narrenkram!“ sagte er scharf, aber kurz.

Der Ausruf berührte eine alte Generalin, die neben mir saß, wie ein electrischer Schlag. Bald darauf trat ich Malm auf den Fuß; es war unmöglich, daß er so viel Marsala vertragen konnte.

„Behalten Sie Ihre Beine bei sich,“ donnerte er Dahlquist zu.

Die Generalin zuckte zusammen und schob unwillkürlich ihren Stuhl zurück. Im selben Augenblick erschien der Diener, um den Marsala zum Dessert einzuschenken; er betrachtete erst die leere Caraffe und darauf Malm mit einem Blick, als wollte er ihn fragen, wann er zuletzt in guter Gesellschaft gewesen sei. Dahlquist lachte laut auf, nahm dem Diener die leere Caraffe aus der Hand und schickte sie weiter; ich sah erst jetzt, daß Niemand Marsala in seinem Glase hatte. Aller Blicke richteten sich auf Malm, hie und da hörte man ein gedämpftes Lachen, ich hätte in diesem Augenblicke Dahlquist todtschlagen können, und ich glaube, daß Malm große Lust empfand, dasselbe zu thun.

Nach Tische gingen wir in ein Nebenzimmer, das, wie der Saal, mit frischem Grün decorirt war. Malm fühlte seine Niederlage in ihrer ganzen Ausdehnung und stellte sich in eine Fensternische hinter einigen blühenden Oleandersträuchern; gleich nachher trat Dahlquist ein, die Generalin am Arme.

„Wer war die merkwürdige Erscheinung, die neben Ihnen saß?“ fragte sie Dahlquist, indem sie ihr schweres Atlaskleid glatt strich.

„Wollen Ew. Gnaden nicht Platz nehmen? Bitte! Hier sind Stühle. Wünschen Ew. Gnaden café nero, oder café con crema? Ah, con crema, das ist echt dänisch.“

„Aber wer war die bête noire?“ wiederholte die alte Dame, die sich durch Dahlquist's Galanterie offenbar geschmeichelt fühlte.

„Wen meinen Ew. Gnaden?“

„Ih, den ivrogne, der den Marsala austrank und der Sie bat, Ihre Beine bei sich zu behalten, als Sie so höflich waren, ihm anzudeuten, daß er gegen allen bon ton sündige.“

„Ja, was sollte ich thun? Ich fürchtete, der Scandal möchte noch größer werden, als er schon war.“

„Er scheint etwas unique in seiner Art zu sein, sehr gauche und ziemlich brutal. Ich glaube sogar, er trug einen Gehrock; wenigstens hatte er ein schwarzes Halstuch um, und das ist doch impardonnable am Geburtstage unseres allergnädigsten Königs.“

„Ew. Gnaden haben vollkommen Recht, aber man muß ihm etwas zu Gute halten; von einem Bauer aus Thelemarken ließ sich kaum mehr erwarten.“

„Bauer!“ wiederholte die Generalin mit unverhohlenem Erstaunen; „es ist doch merkwürdig, mit welcher Frechheit sich hier in Rom allerlei Pöbel in die Gesellschaft eindrängt.

Was ist denn dieser norwegische Parvenü? Er muß wohl enorm viel Talent haben, da unser Consul es passend befunden hat, ihn einzuladen."

Dahlquist zuckte die Achseln und machte die Handgeberde, mit welcher man die römischen Bettler abweist.

„Talent!" sagte er lächelnd, „Ew. Gnaden werden am besten selbst darüber urtheilen können, wenn ich Ihnen erzähle, daß er ein Jahr in Rom verlebt und in all' dieser Zeit nur eine einzige Figur zu Stande gebracht hat, die so vollständig mißlungen war, daß er sie selbst wieder zerbrach. Es ist unbegreiflich, wie er eins der größten Stipendien hat erlangen können, aber es war auch nur für kurze Zeit; es ist ihm nicht wieder erneuert worden."

In diesem Augenblick erscholl ein Gekrach durch den Saal. Der Turban und Paradiesvogel der Generalin wurde nebst ihrer halben Person unter den umstürzenden Oleanderbüschen begraben; mit einem Sprunge fuhr Malm durch die entstandene Bresche und pflanzte sich in seiner Riesengestalt bleich und drohend vor Dahlquist auf; er erhob die Hand wie zum Schlage, dann ließ er sie plötzlich sinken, und sagte mit gedämpfter, fast klangloser Stimme: „Sie sind ein Lump!" Wie leise diese Worte auch gesprochen waren, wurden sie doch rings im Saale gehört und erweckten allgemeine Bestürzung. Als die Aufregung sich im nächsten Moment wieder gelegt hatte, sah ich mich vergebens nach Malm um; er war verschwunden.

Als ich Abends an seinem Studio vorüber kam, war drinnen Licht; ich klopfte an, erhielt aber keine Antwort. Das Studio blieb den nächsten und auch den folgenden Tag verschlossen, und meine Unruhe um Malm wurde erst beschwichtigt, als ich in der Trattoria von Stefano erfuhr, daß er ihm jeden Mittag eine Mahlzeit bringe. Ich erkundigte mich, wie es ihm ginge, und erhielt die tröstliche Antwort:

„Sta benissime! Lavora, Dio mio, come lavora!“ („Es geht ihm trefflich! Er arbeitet; lieber Gott, wie er arbeitet!")

Dies überraschte mich in hohem Grade; ich hatte geglaubt, daß Malm, aus Scham über die Scene beim Feste, sich einige Tage zu Haus halten würde, bis der erste Wogenschlag sich gelegt habe; aber daß er in dieser Gemüthsstimmung und unter dem Druck, der auf ihm lastete, arbeiten wollte und konnte, das kam mir fast unglaublich vor. Als ich am vierten Tage nach jenem unglücklichen Abend Morgens an seinem Studio vorüber ging, stand die Thüre nur angelehnt; ich guckte hinein, Malm war nicht drinnen, aber auf dem Cavalletto thronte eine mächtige Gestalt, ich will nicht sagen die beste, aber eine der besten, die ich in Rom gesehen habe. Es war Achilles, der, rasend über den Raub der Briseis, Rache wider die Achäer brütet. Es war eine sitzende Figur ohne Draperie, in mehr als Lebensgröße; Helm und Schild lagen ihr zur Seite und ein zerbrochenes Schwert zu ihren Füßen. Ich will mich nicht bei der Beschreibung der einzelnen Schönheiten dieser Figur aufhalten, denn sie waren

zu einer so vollendeten Harmonie verschmolzen, daß kein einzelner Theil sich von dem Ganzen ablösen ließ; es war eine mächtige Gestalt, gleich ergreifend in ihrer Leidenschaft, mochte man nun auf die Züge des Antlitzes oder auf die Haltung im Ganzen hinblicken. Ich stand völlig in die Betrachtung versunken, als auf einmal eine Hand meine Schulter berührte; es war Malm, der mit einem Eimer Wasser hereinkam, den er aus dem Brunnen im Hofe geholt hatte.

„Wie bist Du hereingekommen?“ frug er in einem Tone, als sei Nichts vorgefallen.

Ich deutete auf die Hausthür, die noch halb offen stand; er machte eine Handbewegung gegen dieselbe hin, und sagte: „Du mußt wieder gehen.“

„Wie!“ rief ich verwundert aus, „Du zeigst mir die Thür?“

„Ja, das thue ich,“ sagte er ruhig, allein ohne eine Spur von Unwillen. „Auch Du bist mit Schuld daran gewesen. Du sagtest, der Arm meines Fauns sei zu kurz; das war er nicht. Ich muß allein arbeiten.“

Damit legte er mir den Arm um die Taille und schob mich zur Thüre hinaus, die ich ihn sorgsam hinter mir zumachen und verschließen hörte.

Der Skandal, den Malm bei dem Diner angerichtet, hatte natürlich durch ganz Rom die Runde gemacht. Man wußte genau, wie viele Gläser Marsala er getrunken, und wie viele Federn im Schwanze des Paradiesvogels der Generalin ge-

knickt waren. Der männliche Theil des Saison-Publikums hielt sich überzeugt, daß Malm ein Idiot sei, und die Damen waren ebenso einig darin, Malm „greulich,“ wie Dahlquist „süß“ zu finden und seine Figuren für die niedlichsten Sächelchen von der Welt zu erklären. Ich mußte die Geschichte überall hören, wohin ich nur kam, und wußte zuletzt die ganze Litanei auswendig; aber jedesmal, wenn ich den allgemeinen Refrain vernahm: „Mein Gott! ich kann mir wohl denken, daß er sich nicht mehr in anständiger Gesellschaft blicken lassen darf,“ lachte ich bei mir im Gedanken an das Erstaunen, welches sein prächtiger Achilles nothwendig erregen mußte, wenn er vollständig an's Tageslicht kam, eben so plötzlich aus seinem Studio entsprungen, wie Minerva aus Jupiter's Hirn. Durch Stefano ließ ich mir täglich Bericht erstatten; die Arbeit schritt rasch vorwärts und mußte in circa drei Wochen zum Gypsabgusse fertig sein.

Wir näherten uns stark dem Carneval. Um diese Zeit kommen gern noch einige Vögel aus der Heimath, namentlich von den lustigen, welche das bunte Treiben und das Osterfest mit erleben wollen. In diesem Jahre kam freilich nur Einer, aber er konnte für Zehn gelten; ich habe ihn bis Dato noch in dankbarer Erinnerung. Es war ein rechter Papagei, einer von denen, welche vortrefflich auswendig lernen, was Andere gesagt haben, und welche mit unverdrossener Hartnäckigkeit einen und denselben Refrain wiederholen, auf welchen Gegenstand man auch die Rede bringen mag. Zuweilen paßt die

Redensart und man bewundert den genialen Tiefsinn; in der Regel aber schießt sie am Ziel vorbei und wird, was wir Künstler in unserer derben Sprache Gewäsch nennen, aber dann zieht man das Geniale hervor und läßt das Letztere in dem Ersteren ertrinken. Es war einmal eine sehr liebenswürdige nordische Dame hier unten; sie erzählte mir, daß ihr Vater einen Papagei besessen, der bewunderungswürdig sprach. Eines Tages kam ein armer Savoyarde zur Stadt und zeigte einen Affen, den er tanzen gelehrt. Er kam auch zum Vater jener Dame, um die Kunststücke seines Zöglings zu zeigen. Als diese so recht im Gange waren, kletterte der Papagei von seiner Stange, auf der er bisher als ruhiger Zuschauer gesessen, herab und hüpfte zum Affen hin. „Kannst Du sprechen?" schnarrte er und schlug mit den Flügeln. Der Affe erschrak und schlug vor lauter Angst seinen besten Purzelbaum. „Pah, Schund!" sagte der Papagei, während er gravitätisch wieder auf seine Stange hinauf kletterte.

Dies „Pah, Schund!" war gleichsam Svingberg's Wahlspruch; denn er hieß Svingberg und war Kunstkritiker. Ein dankbares Publikum hatte ihm wahrscheinlich die große Goldlorgnette verehrt, welche stets an einer entsprechenden Kette unterhalb seiner Weste herabbaumelte. Sie stand übrigens gut zu den übrigen Farben, die immer mit großer Kritik gewählt waren; denn wenn man ihn in flaschengrünen Beinkleidern, rother Sammetweste und hellblauem Rocke mit blanken Knöpfen traf, konnte man sich noch gratuliren, billigen Kaufes

davon gekommen zu sein; aber das Merkwürdigste von Allem war das neue Wischiwaschi, das er von Hause mitbrachte, und das wahrscheinlich der eine oder andre gelehrte Professor ausgeheckt. Es war eine neue Philosophie, so hörte ich später, die man irgendwo in Deutschland erfunden hatte, und die jetzt den Römern gepredigt werden sollte; er war ihr erster Apostel, und ich kann nicht leugnen, er predigte unvergleichlich. Heut zu Tage ist mir nur noch Wenig von seinem langen Wischiwaschi in Erinnerung, und wie er zu schwatzen vermag ich natürlich nicht; aber so viel weiß ich, daß ganz Rom sich in zwei Lager theilte: Svingbergianer und Anti-Svingbergianer oder Juden, wie sie auch genannt wurden.

Einige andere Künstler und ich gehörten zu den Juden, Dahlquist und Mehrere seines Calibers ließen sich von Svingberg taufen, und nun ging es wie in alten Tagen, wo die Juden zuerst die Macht hatten, aber später von den Christen geschunden und gebraten wurden, als diese zur Herrschaft gelangten. Es war eine förmliche Judenfehde, die damals in Rom wüthete, und wenn man einmal unter solchem Drucke gelebt hat, so vergißt man denselben nicht, wie lächerlich Einem das Ganze auch später vorkommen mag. Nun werden Sie wahrscheinlich lachen, wenn ich Ihnen Etwas vom Svingbergianismus erzähle, aber ich kann auf Ehre versichern, daß er solchergestalt nicht nur gepredigt, sondern auch von verschiedenen guten Leuten in der Stadt geglaubt wurde, und, wie ich bald merkte, auch von dem weichherzigen, kindlichen, aber ungebildeten Malm.

Svingberg konnte mir an und für sich ziemlich gleichgültig sein; sein vieles Geschwätz erschütterte nicht meine Ueberzeugung, und seine Beweise und Behauptungen prallten von mir ab, wie die Kugeln von einem Rhinoceros. Dagegen empfand ich eine heimliche Angst davor, daß er mit Malm zusammentreffen möchte. Ich hatte längst bemerkt, daß dieser, trotz seines Alters, einen auffallend kindlichen Charakter bewahrt hatte. Dazu kam, daß er, trotz seiner natürlichen, gesunden Urtheilskraft auf dem Gebiete der Kunst, einen großen Mangel an Weltkenntniß besaß, und endlich war er ein warmes, gläubiges Gemüth, sogar mit einem gewissen Hange zur Mystik, — eine natürliche Folge seiner Erziehung in der einfachen Heimath und seines Heranwachsens in dem engen, finstern Gebirgsdorfe, wo die Secte der Haugianer lange geblüht hatte. Ich fühlte, daß die Berührung mit Svingberg für ihn eine wirkliche Gefahr werden könne, aber ich tröstete mich damit, daß Malm augenblicklich zu den Verstoßenen gehörte, und ich wußte außerdem durch meinen beständigen Gewährsmann Stefano, daß er hartnäckig sein Absperrungs-System aufrecht erhielt.

Es sollte nicht lange dauern, bis meine Ahnung in Erfüllung ging. Ich hatte durch Stefano erfahren, daß Giovanni Batista, damals ein berühmtes Modell, wieder zu haben sei, nachdem er von Malm benutzt worden, und ich schloß daraus, daß die Statue zum Gusse fertig sein müsse. Früh am anderen Morgen schritt ich die Via della Purificazione hinan,

sehnsüchtig, Malm wieder zu sehen, und erfreut, ihm meinen herzlichen Glückwunsch bringen zu können. Ich war jedoch kaum um die Ecke gebogen, als ich weit oben in der Straße Svingberg entdeckte, der durch seine Lorgnette nach den Hausnummern stierte. Ich setzte meinen Gang etwas langsamer fort — denn, aufrichtig gesprochen, lag mir Nichts daran, mit ihm zusammen zu treffen, — als ich ihn zu meiner großen Verwunderung an die Thüre von Malm's Studio klopfen sah. Ich blieb ungewiß und in gespannter Erwartung stehen, denn ich hatte wieder die unheimliche Empfindung, daß ein Gewitter in der Luft sei, und daß der Blitz gleich herabfahren werde. Es war ganz jenes Gefühl einer seltsamen Beklommenheit, das nur wir alten Römer empfinden, ehe der Sirocco kommt. Zu meiner Freude sah ich, daß die Thür nicht geöffnet wurde; aber der Feind befand sich eben außerhalb der Mauern, und jetzt begann er zu parlamentiren. Ich sah Svingberg ein rothes Portefeuille hervorlangen, dasselbe öffnen und daraus ein weißes Papier hervorziehen, das er in der Hand behielt, während er gleichzeitig durch das Schlüsselloch der verschlossenen Thür sprach. Was auf dem verwünschten Fetzen stand, wußte ich damals nicht, aber zu meiner großen Verwunderung sah ich die Thür sich öffnen, Malm in seiner Arbeitstracht herauskommen, und, nachdem ein paar Worte gewechselt worden, Beide in das Studio verschwinden. Ich beschleunigte meine Schritte und klopfte einen Augenblick später an Malm's Thür; es kam keine Antwort. Ich klopfte

abermals; dasselbe Resultat. Ich vermuthete, sie müßten ins Nebenzimmer gegangen sein, aber Alles blieb still wie im Grab. Weder an diesem Tage noch an den folgenden sah ich Etwas von Malm; aber von der alten Generalin erfuhr ich, daß sie ganz frappirt über die Dreistigkeit sei, mit welcher diese obskure Person, dieser Malm, sich in die Gesellschaft einzudrängen verstünde. Sie hatte jetzt schon drei Abende auf den amüsanten Svingberg als vierten Mann bei ihrem gewöhnlichen Whist verzichten müssen, und zwar einzig und allein, weil dieser Malm es verstanden, sich bei Herrn Svingberg zu insinuiren, um ihn bei einer Arbeit zu benutzen, die ohne seine Hülfe allzu horrible ausfallen würde; das wußte sie von ihrem beständigen Cicisbeo, dem wackeren Dahlquist. — Jetzt war das Spiel in vollem Gange, das begriff ich leider nur zu gut.

Ein paar Tage nach dem Carneval schlenderte ich spät am Nachmittage nach der Trattoria tavolata hinaus, um ein gutes Glas Wein zu trinken; ich lasse mich's zu einem solchen manchmal einen etwas langen Weg nicht verdrießen.

Es war fast dunkel geworden, bevor ich dort ankam; die Schenkstube war voller Bauern und Campagnuolen, und ich verlangte daher ein Zimmer im oberen Stocke, um meinen Wein in Ruhe zu trinken. Ich trat an's Fenster, um von dort die grünende Campagna und den funkelnden Horizont zu bewundern, der für die römischen Sonnenuntergänge so

charakteristisch ist. Als die Wirthin mir den Wein brachte, hörte ich aus dem anstoßenden Zimmer den Ruf:

„Encora un mezza di vino, ma la bonissima qualité!"

Sowohl an der Stimme, wie an dem vortrefflichen Italienisch erkannte ich meinen Mann. Es war Svingberg. Ich horchte unwillkürlich, und im nächsten Augenblick vernahm ich abermals dieselbe demonstrirende Stimme:

„Sie können Recht haben, möglicher Weise, ich bestreite es nicht. Die Frage steht bis jetzt noch offen; aber wenn Sie Recht haben, so haben Sie nur im Factischen Recht, nicht in der Realität. Denn was ist es, was Rom so interessant macht, daß es gleichsam ein Nest der Erinnerungen wird, aus welchem der ewig junge Phönix der Phantasie emporsteigt, wie die Veilchen, wenn der Frühlingswind über die Ebenen der Campagna streicht? Ist es die Antike? Ich bestreite das! Ich habe vor den Ruinen des Pantheon gestanden und Derartiges nicht empfunden. Ist es der Katholicismus? Ist es sein Weihwasser, das die Seele wie ein Läuterungsfeuer reinigt, oder ist es sein Weihrauchsdampf, welcher die glimmenden Triebe mit magnetischer Kraft einschläfert? Ich bestreite das! Denn der Katholicismus hat sich selbst eingeschläfert, er hat mit anderen Worten, wenn ich mich so ausdrücken darf, sich von Christus weg magnetisirt, der das wahre Gottesbild und folglich auch das wahre Ideal ist. Ist es wohl das stille, nach innen gewandte Künstlerleben, oder ist es die reiche, üppige Natur, oder ist es der Wiederschein vom Glanze der

Erinnerungen, was die Seele in Rom so gewaltig gefangen nimmt? Ich bestreite es vollkommen! Das nach innen gewandte Künstlerleben fesselt überall; die üppige Natur kann nicht fesseln, da sie das Werk der Verwesung ist, das heute noch prunkend dasteht und morgen in den Schmelzofen geworfen wird. Selbst in Gosen, dem fetten Gosen, wo die Juden unter dem Druck der Pharaonen seufzten, empfand ich nicht diesen Eindruck; ich war im Lande Gosen, aber ich empfand ihn nicht! Ist es also der Wiederschein vom Glanze der Erinnerungen? Unmöglich! Die Erinnerungen in Rom sind dunkel, wie die Finsterniß, worin das Heidenthum tappte; blutig, wie der giftige Dunst eines leichenbedeckten Schlachtfeldes; nach Rache schreiend, wie die Stimme der zehntausend Märtyrer vom Colosseum der Cäsaren!"

Ich hörte einen halb unterdrückten Seufzer und eine tiefe Stimme, die ganz andächtig erwiderte: „Ja." Das war mir genug, ich erkannte sie an diesem einzigen Worte; es war die Stimme Malm's.

Svingberg hatte unterdessen Athem geschöpft und fuhr fort:

„Was ist es also, was Rom diese magnetische Kraft verleiht, die unwillkürlich das Gemüth zur Andacht stimmt? Nicht, wie wir gesehen haben, ein einzelnes Glied in der electrischen Kette, um im Bilde zu bleiben, auch nicht diese Glieder zusammengenommen, sondern gerade die Glieder in ihrem Gegensatze. Denn gleichwie die Glieder in der electrischen Kette, Kupfer und Zink, eben durch ihren Gegensatz den diabolischen — oder, wie

ich sagen wollte — den diamagnetischen Strom hervorbringen, der zuletzt, wenn die Spannung zunimmt, den Electrisirfunken erzeugt, so bringen in Rom gerade die entgegengesetzten Elemente, Heidenthum und Christenthum, den magnetischen Strom hervor, der unwillkürlich die aufwärtsstrebenden Seelen fesselt, bis er endlich, wenn die Ueberzeugung wächst, das Electrisirlicht des Glaubens erzeugt. Daher werden die edleren Naturen in Rom beständig veredelt, während die schlechten verloren und mit der Macht der Nothwendigkeit zu Grunde gehen. Habe ich nicht Recht?"

„Ja, ganz gewiß," hörte ich Malm sagen.

„Und was für colossale Gegensätze," fuhr Svingberg fort, „findet man nicht in der heiligen Stadt; colossaler als selbst das Colosseum; auf der einen Seite das Heidenthum, die Antike und Finsterniß, auf der andern das Christenthum, Christus und das Licht. Und wie schlagend werden diese Gegensätze durch die Architectur gespiegelt! Sehen wir nicht die heidnischen Tempel halb in Trümmer zerfallen, dunkel, und mit engen und niedrigen Lichtöffnungen? Und weshalb? Zerfallen, weil das Heidenthum selbst in Trümmer zerfallen ist. Dunkel, weil die Heiden bestimmt waren, in der Finsterniß des Heidenthums zu leben, bis Christus, das einzige wahre Licht, hindurchdringen konnte. Aber weshalb streben die Thürme der christlichen Kirchen gen Himmel, und weshalb sind ihre starken Fensterbogen so kühn gewölbt? Weil die Thürme, mit dem Kreuz als Symbol,

zu Christo emporstreben! Weil sein Licht, hindurchdringend und kräftig, in vollem Glanze auf seinen heiligen Altar fallen darf!"

„Ja, das ist hübsch," hörte ich Malm sagen.

„Hübsch?" wiederholte Svingberg; „ja, was noch mehr, es ist wahr, und eben deshalb ist es schön. Ich unternahm gestern eine Wanderung durch das heidnische Rom, ich ging von der Republik zur Kaiserzeit, und von dort kam ich gerades Weges in das Colosseum hinein. Was, glauben Sie, imponirte mir am meisten? Waren es diese klafterdicken Mauern, diese einst marmorbekleideten Logen, diese emporgethürmten Stockwerke, welche mich durch ihre colossale Größe in Erstaunen setzten? Keineswegs! Ich dachte an das Blut der Märtyrer, das über diese Arena geflossen, an die Seufzer, den Schweiß und die Thränen, woraus diese riesigen Mauern erbaut sind, und als in demselben Augenblick ein einzelner Sonnenstrahl durch die bleischweren Wolkenmassen fiel, welche gerade damals den Himmel bedeckten, und das große Eisenkreuz traf, das er mit seinem Glanze vergoldete, da ward ich von einer mächtigen Begeisterung ergriffen; ich verstand das Zeichen von oben, ich setzte mich still auf einen der heiligen Altäre, und ich glaube, ich weinte."

„Wirklich?" frug Malm, tief ergriffen.

Es trat eine kurze Pause ein, in welcher ich Svingberg seine Nase schneuzen und für sich und Malm die Gläser füllen hörte. Darauf räusperte er sich und fuhr fort:

„Ja, ich weinte, obschon die heilige Stätte durch die irdischen Ueberreste profanirt war, welche die Heiden-Römer der Jetztzeit mit einer merkwürdigen Tactlosigkeit immer an solchen Stätten ablagern. Ich fühlte, daß über der entschwundenen Größe der Zeiten, über den Tugenden der Republik und den Lastern des Kaiserthums, über Caracalla's wollüstigen Bädern und Titus' blutigem Colosseum, jenes heilige Banner der Hoffnung, der Erneuerung und Verheißung schwebe, jenes heilige Kreuz als ein siegreiches Zeichen über den irdischen Ueberresten der Mächtigen strahle!"

Svingberg leerte sein Glas, und hob wieder an:

„Eben darum ist es offenbar, daß die Kunst in Rom zu christlicher Kunst werden muß, und die Künstler zu christlichen Künstlern, wenn sie das Zeichen von oben recht verstehen. Was das Hellenenvolk in der Finsterniß des Heidenthums erschuf, war nur ein Werk des Unglaubens und der Verdammniß; auch sie gehörten zu dem sündigen Menschengeschlechte, dessen Ideal durch Adam's und Eva's unseligen Fall verdunkelt worden war. Freilich waren sie nicht, wie die Juden, gänzlich ohne Kunst; aber ihr Ideal war, gleich ihren Göttern, nur der Mensch; etwas größer, etwas kraftvoller, etwas schöner vielleicht, aber doch nur der Mensch. Deshalb kann auch Thorwaldsen — soviel Respect ich übrigens für den alten Mann hege — nur in sehr uneigentlichem Sinne der König der Künstler genannt werden; denn auch er steht auf dem Standpunkt der Antike, und hat überhaupt kein Auge

für das gehabt, worauf es am meisten ankommt. Christus und die Heiligen darzustellen, ist ein sündiges Beginnen und überhaupt ein Mißgriff, vor dem jeder Künstler, wie vor einer Felsenmauer, zurückprallen wird; die Götter Griechenlands und die Helden der Mythe, wie er es gethan, in unziemlicher Nacktheit darzustellen, ist vom antiken Standpunkte wohl correct, vom christlichen aber verdammlich. Die Antike hat überhaupt ihre Zeit überlebt; sie hat geleistet, was sie konnte, aber ihr Garn ist abgesponnen, wenn ich mich so ausdrücken darf. Was jetzt zur Geltung gelangt, ist die heilige Kunst, die christliche Zukunftskunst, und dort wird die Draperie ein absolutes Erforderniß. Sehen Sie, deshalb, lieber Malm, halte ich Nichts von Ihrem Achilles, wie vortrefflich derselbe auch vom antiken Standpunkte sein mag. Es fehlt ihm die Draperie, und die Draperie ist ein absolutes Erforderniß; eine conditio sine qua non, wenn ich mich so ausdrücken darf. Deshalb noch einmal, brechen Sie mit der Antike, brechen Sie mit den veralteten Formen! Zeigen Sie der Welt, daß die Verjüngungszeit der Kunst endlich erschienen ist! Weihen Sie sich der einen, der wahren, der heiligen Kunst, deren Eckstein Christus ist, die ihn auf ihrem Hochaltare trägt, und mit ihren gothischen Thürmen zu ihm emporstrebt!"

„Amen!" hörte ich Malm's tiefe und ruhige Stimme sagen.

Es war der erbaulichste Vortrag, den ich je vernommen; auch schien Svingberg zu finden, daß es hiermit genug sein

könne, denn sie verließen das Zimmer, und gleich darauf sah ich Malm Arm in Arm mit Svingberg den Weg hinuntergehn, er in ruhiger, nachdenklicher Haltung, Svingberg noch weiter docirend und mit dem Stocke in der Luft fechtend. Ich hatte keinen Tropfen des trefflichen Weines gekostet; aber ich hatte die Empfindung, daß, wenn ich nur ein halbes Glas tränke, ich ganz betrunken sein würde; so unterließ ich es, und es war spät am Abend, als ich nach Rom zurück kam.

Am folgenden Sonntag sollte Svingberg auf dem Capitol predigen; das war eine große Vergünstigung, aber zwischen den Dänen und Deutschen bestand damals ein sehr cordiales Verhältniß, fast wie jetzt zwischen den Skandinaven. Trotzdem erweckte es großes Aufsehen, da es zum ersten Male geschah. Svingberg ließ sich drei Tage lang nicht sehen, so sehr war er mit seiner Predigt beschäftigt, und als endlich der festliche Tag erschien, war der kleine Versammlungssaal der Protestanten so gedrängt voll, daß kein Mensch mehr hinein konnte. Auch ich war, jedoch nicht so sehr meiner Sünden, als vielmehr Malm's halber, dorthin gekommen, da ich ganz sicher hoffte, ihn, der in seinem Studio noch immer ganz unzugänglich war, dort anzutreffen. Svingberg war von dem besten Friseur am Corso coiffirt und parfümirt worden; er hatte sich von dem deutschen Prediger einen Chorrock geliehen, und sich einen Predigerkragen von eigener Erfindung zurecht gemacht, der wie ein Mittelding von Halskrause und Haubenrüsche aussah; kurz gesagt, er war superbe, wie die Generalin

sich ausdrückte, die jetzt gar keine Notiz von den Leiden und Bedrängnissen nahm, welche ihr geliebter Paradiesvogel im Gedränge ausstand. Svingberg begann seine Rede, und schwatzte so in einem Zuge seine guten sieben Viertelstunden lang. Ich wußte das Meiste von der Trattoria tavolata her auswendig; es war ein fritto misto von Philosophie, Kunstgeschichte und Christenthum, Alles in priesterlicher Salbung zurechtgeknetet und mit poetischen Gleichnissen und oratorischen Wendungen gespickt. Es war ein Wortschwall, eine wahre Sündfluth verwirrter Bilder und amputirter Bibelstellen; aber die Damen fanden, daß es reizend sei, und das kann ein russisches Dampfbad ja ebenfalls sein, namentlich wenn Einem vorher die Glieder gelähmt sind.

Auf der großen Treppe, die an Aracele vorüber hinunterführt, traf ich Malm. Ich wollte ihn, wie früher, freundschaftlich unter den Arm nehmen, aber er wich mir mit einem scheuen, fast mißtrauischen Blicke aus und schloß sich gleich darauf an den verwünschten Svingberg an, der mich mit einer Miene betrachtete, als gehörte ich zu den untersten Sündern in Michel Angelo's jüngstem Gericht. Ich fühlte wohl, daß mir ein Stein in den Weg gelegt war, und ich konnte ebenfalls errathen, wem ich denselben verdanke; aber ich wollte Gewißheit haben, und schloß mich daher der Generalin an, die mit Gefolge, Paradiesvogel et cetera vom Paradiese auf dem Capitol zum tarpejischen Felsen gewandert war. Ich attaquirte sie auf feine Art, denn ich wußte wohl,

auf welcher Leier ich spielen müßte. Ich stimmte den großen Rundgesang mit dem Refrain: „Ach, wie war das unvergleichlich!“ an, bedauerte die strenge Censur in Rom, die es verhindere, daß eine so magnifique Predigt in den Druck gelange, hoffte aber, daß sie in Dänemark ein günstigeres Terrain finden und dort goldene Früchte zeitigen würde. Darauf bewunderte ich Dahlquist, weil er seine Nymphen und Bacchantinnen christlich bekleidet hatte, in einer so schnurrigen Gewandung, daß sie noch mehr die Aufmerksamkeit der russischen Magnaten und englischen Lords auf sich zogen.

Nachdem ich solchergestalt meinen Vers angestimmt und mich als bekehrten Sünder aufgespielt hatte, ließ ich einige Worte fallen über den obscuren Malm und den celebren Svingberg, und jetzt kam die Generalin in das rechte Fahrwasser.

Es sei doch ganz merkwürdig, was an diesem Malm sein könne, der Alltags wie ein Maurergesell aussehe, und Sonntags als wenn der Schuster ihm seinen Rock genäht und der Schneider ihm seine Schuhe gemacht hätte, aber es müsse doch etwas Ravissantes an dieser wunderlichen Personnage sein, da Monsieur Svingberg ihn so augenscheinlich allen andern Artisten präferire. Er habe ihm sogar einen Brief von einer soi-disant Dame aus Norwegen überbracht, wahrscheinlich der einen oder andern kleinen Grisette in Christiania, und das sei die Einleitung zu ihrer Bekanntschaft gewesen. Dann habe notre chèr ami Svingberg in Malm's Atelier eine Figur

gefunden, von welcher das Zartgefühl der Generalin zu reden sich sträubte; es sei eine Art Lieutenant aus dem trojanischen Kriege, ein Apelles, erklärte mir die Generalin, aber horrible, ja, fast abominable, ohne alle und jede Draperie! Uebrigens habe Svingberg ihr doch erzählt, daß viel Gutes an dieser Figur sei, wenn man den unanständigen Geschmack ihrer Anlage abrechne, wie sich überhaupt nicht läugnen lasse, daß dieser Malm ein gewisses Talent habe, wenn es nur richtig geleitet werde. Aus diesem Grunde, schloß die Generalin, habe denn auch notre chèr Svingberg sich Malm's so eifrig angenommen, der noch so jung sei, daß er zu dem Ziele hingeleitet werden könne, welches Christum zum Eckstein habe, ihn auf seinem Hochaltar trage, und mit seinen gothischen Thürmen zu ihm emporstrebe.

Jetzt ward es mir zu toll. Ich verabschiedete mich von der Generalin, mit dem innern Wunsche, daß die ungeheuren Gegensätze, der tarpejische Felsen und die Kuppel der St. Peterskirche, sie, Svingberg und den ganzen Svingberg'schen Rummel unter ihren zusammenstürzenden Ruinen begraben möchten, und mit diesem frommen Wunsche im Herzen eilte ich fort, um, wo möglich, Malm allein zu sprechen. Ich hatte gehofft, daß Svingberg nach der Anstrengung des Tages sich die nöthige Ruhe gegönnt haben werde, aber zu meinem großen Aerger hörte ich seine Stimme aus Malm's Studio gellen, als ich langsam die sonntagsstille Via della Purificazione hinanschritt. Die Thüre stand weit offen und der helle Sonnen-

schein fiel auf eine Gruppe, die auf mich fast einen tragischen Eindruck machte: zur Linken Malm's herrlicher Achilles, eingetrocknet, geborsten und augenscheinlich in hohem Grade vernachlässigt; zur Rechten Malm mit einem wunderlich ängstlichen Ausdruck im Blicke, der halb scheu, halb starr auf Svingberg ruhte, welcher den Rücken der Thür zuwandte. Unwillkürlich mußte ich an die alte Geschichte von der Klapperschlange denken, deren stierer Blick das Opfer in engeren und immer engeren Kreisen zu sich heranlockt. Ich blieb stumm an der Thür stehen; Keiner von ihnen bemerkte mich.

„Ganz gewiß," setzte Svingberg seinen unaufhaltsamen Redeschwall fort, „der Gedanke ist der Gedanke, die Idee die Idee! Hier aber hat der Gedanke sich noch nicht dazu erhoben, Idee zu werden; er hat, wenn ich mich so ausdrücken darf, noch nicht die Metamorphose durchgemacht, wo er sich aus der Puppenhülle zum ewigen Schmetterling der Idee entfaltet. Indessen, ich räume es ein, Sie mögen halbweges Recht haben, aber nur im Speciellen, nicht in der Totalität. Das Judenthum war eine Durchgangsform für das Christenthum; es war, wenn ich mich so ausdrücken darf, das Mistbeet, worin der Herr den geistigen Samen gepflanzt hatte, der einst die Früchte der Verklärung tragen sollte. Auf dieselbe Art war der Katholicismus, wenn ich so sagen darf, das Klostertreibhaus, worin man den edlen Weinstock des Christenthumes eingesperrt hatte, wo man ihn zwang, geile und unfruchtbare Schüsse zu treiben, bis endlich Martin Luther das zer-

brechliche Glasdach zerschlug und den edlen Wein des Christenthumes wieder ans Tageslicht brachte. Aber, wie gesagt, in gewisser Hinsicht haben Sie Recht, und ich leugne nicht, daß die Madonnenverehrung, vom rein menschlichen Standpunkt betrachtet, außerordentlich viel für sich hat. Es ist das weibliche Ideal, vor welchem man sich unwillkürlich beugt; jungfräulich und doch mütterlich, mütterlich und doch jungfräulich, kann man sich etwas Schöneres denken? Es sind die Extreme, welche hier, wenn ich mich so ausdrücken darf, zu einer genialen Einheit verschmolzen sind, und ich kann daher — wie gesagt, rein menschlich betrachtet — die Madonnenverehrung höchst ansprechend finden; denn was erstrebt der Mann, menschlich betrachtet? Das weibliche Ideal! Aber das Weib strebt nicht auf gleiche Art zum männlichen hin, das würde ihrer Natur und der weiblichen Schamhaftigkeit zuwider sein. Auch sie strebt zum Ideale hin, zum reinen, unschuldsvollen Weibe! Nur diesem kann sie die Sorgen und Gedanken vertrauen, die dem weiblichen Leben specifisch sind, und die Christo vorzutragen ihr Schamgefühl sich geniren würde; denn wie unzählig viele Dinge giebt es nicht, die das Weib nur dem Weibe, aber niemals einem Manne vertraut!“

Ich lache außerordentlich selten, aber zum Ersatz dafür bin ich mit der Eigenthümlichkeit zur Welt gekommen, daß, wenn das Lachen mich einmal heimsucht, es, ohne sich um Zeit und Raum zu kümmern, seinen freien, ungehinderten Lauf fordert. Ich war nicht in besonders gutem Humor,

aber Svingberg's letzte Worte riefen unwillkürlich einen Lachparoxysmus hervor, der sich nicht hemmen ließ. Ich entsinne mich noch, daß ich zu Malm's großem Schrecken im Studio umhertaumelte, indem ich unter verschiedenen höchst unchristlichen Ausbrüchen die Gefühle zu erkennen gab, die mich durchströmten. Auch glaube ich ebenfalls, daß ich bei diesen heftigen Evolutionen meine Stiefelhacken in nähere Berührung mit Svingberg's Fußzehen brachte, als erwünscht und angenehm war; denn ich erinnere mich, daß Svingberg mit einem wüthenden Blick aus dem Studio stürzte, indem er mir bemerkte, daß Duelle unter gewissen Umständen, wenn er sich so ausdrücken dürfe, rein menschlich betrachtet, sehr wünschenswerth und nöthig sein möchten, daß er aber, seiner Auffassung zufolge, sie als eine Abscheulichkeit ansehen müsse, die sich nicht einmal bei den Juden finde, sondern dem wildesten Heidenthum angehöre.

Jetzt war ich mit Malm allein.

„Was willst Du hier?" frug er in einem Tone, so kalt und fremd, daß derselbe sofort gleichsam eine unübersteigliche Kluft zwischen uns legte.

„Mit Dir reden, Dich zur Vernunft bringen, Dich vom Untergange retten!" rief ich leidenschaftlich.

„Mich vom Untergange retten?" sagte Malm ruhig. „Du, der selbst untergegangen ist, Du willst mich retten? Das kannst Du nicht, Du kannst mich nur tiefer in Deinen Fall mit hinabziehen, wie Du es schon einmal gethan hast,

aber das soll nicht wieder geschehen. Ich weiß jetzt Alles. Es war Neid, was Dich zum ersten Mal zu mir führte, und Neid bewog Dich, zu corrigiren, was, wie Du selbst einsehen mußtest, richtig war. Du warst der Erste, der mich bei meiner ersten Arbeit irre führte; Du sollst mich nicht dazu bringen, eine andere zu vollenden, von der Du selber weißt, daß sie schlecht und verdammenswerth ist."

Ich hatte schon lange gemerkt, daß jener unglückselige Wink, welchen ich damals nach meinem besten Urtheile gegeben, ihn sehr gequält hatte. Daß er nebst so vielem Anderen von Svingberg exploitirt worden sei, hatte ich längst geahnt; aber niemals hatte ich vermuthet, daß er sich wie ein Berg zwischen uns schieben werde. Noch einmal suchte ich mich Malm zu nähern; aufrichtig und freundlich sprach ich mit ihm, und in der mildesten Form suchte ich ihm begreiflich zu machen, daß Christenthum und Kunst, tiefer betrachtet, in keinem Verhältniß zu einander stünden oder jemals würden stehn können. Indem ich Svingberg halbscherzend angriff, nahm ich die Spritze zur Hand, um die Figur zu bespritzen, ehe sie vor Trockenheit ganz auseinander fiele.

Malm machte eine abwehrende Bewegung und sagte kalt: „Rühre meine Arbeit nicht an, Du hast im Voraus genug verdorben."

Jetzt verlor ich die Geduld; ein Wort gab das andere, und ehe ich mich dessen versah, fühlte ich mich durch eine kräftige Faust auf die Straße geschleudert. Ja, ich schäme mich

nicht zu bekennen, daß er mich im buchstäblichsten Sinne des Wortes zur Thüre hinaus warf.

Ein unfreundliches Frühjahr und ein langweiliger Sommer folgten auf diese Begebenheit Ich hatte mich fast gänzlich isolirt, und Malm, meinen einzigen Freund, hatte ich für immer verloren. Dagegen hatte ich mir in Svingberg einen unversöhnlichen Feind erworben, und jede Post, die aus Dänemark kam, brachte mir neue Erinnerungen daran. Es waren lange, mit S—g unterzeichnete Artikel, aus welchen Jeder ersehen konnte, daß ich meinen Beruf verfehlt, daß ich im Schlammpfuhle des Materialismus ertrunken, daß ich ohne den beseelenden Hauch der Genialität, kurz gesagt, daß ich ein Vieh sei. Es war ordentlich eine Erleichterung, als die Cholera erschien. Der mächtige Flügelschlag des Todes verwehte diese christliche Spreu nach allen Weltgegenden und übertäubte mit seinen Jammerlauten den Svingbergianismus. Die Generalin und Consorten flüchteten über Hals und Kopf nach Dänemark zurück, Svingberg reiste nach Neapel und nahm Malm mit; man sagte, daß sie mit einander Jerusalem und das heilige Land besuchen wollten. Ich selbst blieb fast allein in Rom zurück; nicht weil ich mehr Lust dazu hatte, als die Andern, sondern weil Svingberg's Artikel die öffentliche Meinung gegen mich aufgereizt hatten. Ich hatte Schulden gemacht, die mich an Rom fesselten, und Niemand kaufte meine Arbeiten; so lächerlich es auch scheinen mag, kann ein Recensent es doch zuweilen so weit bringen, daß man

nur noch die Wahl zwischen dem Hungertode oder dem Choleratode hat.

Während des Sommers ereignete sich jedoch eine unerwartete und für mich höchst erfreuliche Begebenheit. Ein origineller Engländer, Signor Naso, wie ihn die Römer seiner merkwürdig häßlichen Nase halber nannten, kam zufällig in mein Studio und kaufte meine Niobe, eine Arbeit, die Svingberg besonders heruntergerissen hatte. Er bezahlte sie so splendid, daß ich mich plötzlich in einen Krösus verwandelt sah, der das pesthauchende Rom mit der reinen Bergluft von Ariccia und Genzano vertauschen konnte; ich zog im August dorthin, und begab mich erst Anfangs October wieder nach Rom. Als ich zurückkam, war's für mich gleichsam eine neue Erde und ein neuer Himmel; Svingberg war in Neapel der Seuche erlegen, vor der er aus Rom geflüchtet; seine Lehre war ausgestorben, seine Recensionen vergessen. Neue Gesichter kamen mir entgegen, neue Bekanntschaften wurden geschlossen; aber Niemand konnte mir Aufschluß über Malm geben, den Einzigen, nach welchem mich eigentlich verlangte.

Eines Abends zu Anfang November kehrte ich gegen Mitternacht von einer dänischen Familie heim, die sich kürzlich in Rom niedergelassen. Der Winter kam in diesem Jahre früh und war strenger als sonst; es fror schon ein paar Grad, aber die Nacht war so ungewöhnlich schön, der Himmel so sternhell und die Luft so ungewöhnlich frisch, daß ich halb un-

willkürlich zum Ruinenviertel, statt nach Hause, spazierte. Rom war damals noch lange nicht so civilisirt, wie jetzt. Man hatte noch kein Gas in den Hauptstraßen, man hatte noch nicht angefangen, die Ruinen zu reinigen und herauszuputzen, und man hatte noch nicht die verwünschten Franzosen hier, welche überallhin die Uebercivilisation von Paris mitbringen. Zum Ersatz dafür gab es vielleicht einige Banditen mehr, obschon gewiß nicht sehr viele, aber Rom war sicherlich mehr Rom, als heut zu Tage. Fast ohne es zu merken, war ich über die Piazza Venezia und das Capitol nach dem Forum gelangt, über das ich langsam zum Colosseum hinschlenderte. Als ich in die Arena trat, welche damals Nachts nicht verschlossen war, fiel mein Blick auf einen Mann, der, in einen zerlumpten römischen Mantel gehüllt, schlafend in einer der Mauervertiefungen saß. Es war ein zu gewöhnlicher Anblick, um besondere Aufmerksamkeit zu erwecken; ich setzte mich daher ruhig auf ein paar herabgestürzte Blöcke und betrachtete gedankenvoll den riesigen Koloß, dessen Steinmassen schon das Material für drei der größten Paläste Rom's geliefert haben, ohne daß man recht sehen kann, von welcher Stelle sie entnommen sind. Als ich fortgehen wollte, streifte mein Blick wieder den Schlummernden; er hatte im Schlaf eine Bewegung gemacht, der Mantel war von seinem Gesicht geglitten, und ein Lichtstrahl von der Lampe unter dem kleinen Madonnabilde am Eingang fiel gerade auf dasselbe. Es war ein bleiches, abgezehrtes Antlitz, auf welches Hunger und Kälte

ihren unverkennbaren Stempel gedrückt, und selbst, wenn man darin geirrt hätte, sprachen der verschlissene Mantel und die zerlöcherten Stiefel laut genug den Zustand ihres Eigenthümers aus. Ich ließ ein paar Bajocchi in seine, im Schlaf ausgestreckte Hand gleiten; er fuhr augenblicklich empor und machte eine Bewegung, als wollte er das Geld weit von sich schleudern; aber plötzlich hielt er inne, hüllte sich dichter in den Mantel und stammelte mit leiser Stimme und gesenktem Antlitz ein „Grazia, signor!“

„Herr Jesus! bist Du's, Malm?“ rief ich erschrocken.

Er taumelte, wie ein Betrunkener, und die Bajocchi rollten klirrend zwischen den Schutt hinab.

„Christian,“ sagte er, „kannst Du mir vergeben?“

Ich glaube, nie in meinem Leben bin ich so überrascht und erfreut worden. Ich ergriff seine beiden ausgestreckten Hände, drückte sie herzlich und versicherte ihn, daß Nichts, selbst nicht sein Mißtrauen gegen mich, die Freundschaftsgefühle, die ich immer für ihn gehegt, habe auslöschen können. Niemals habe ich einen so frohen Abend und eine so vergnügte Nacht, wie diese, in Rom verbracht.

Stefano wurde zu seinem großen Schrecken mitten in der Nacht herausgeklopft, und mußte eine gerade so vollständige Mahlzeit liefern, als wäre es zwölf Uhr Vormittags gewesen. Meine alte Wirthin mußte mit einem neuen Bette herausrücken, und ich vergesse niemals ihr verblüfftes Gesicht, als sie mit dem Montefiascone hereinkam, und ich unter Scherz und

Lachen ein Kleidungsstück Malm's nach dem andern in das lodernde Kaminfeuer warf. Niemals habe ich einen Menschen mit stärkerem Appetit essen sehen, aber ich glaube auch nicht jemals vorher oder nachher mit Jemandem zusammen gewesen zu sein, der drei Tage lang gehungert. Hunger ist jedoch eine leicht zu heilende Krankheit, wenn Einem nur die erforderliche Medicin zu Gebote steht, und mit freudiger Genugthuung bemerkte ich während der Mahlzeit, wie die frische Farbe auf seine Wangen und der funkelnde Glanz in seine schönen, dunkelblauen Augen zurückkehrte.

Als die Mahlzeit beendet war und ich meine Lazaronipfeife angezündet hatte, ließ ich Malm seine Geschichte erzählen, oder vielmehr ich quetschte dieselbe nach und nach aus ihm heraus, denn er war kein Liebhaber von zusammenhängenden Erzählungen. Er war in der That mit Svingberg nach Neapel gereist, wo sie sich Beide einschiffen wollten, um über Malta nach Alexandria und von dort weiter nach dem heiligen Lande zu gehen. In Neapel hatte Svingberg Rimessen von Hause erwartet, aber diese waren ausgeblieben, und eine leichte Erkältung hatte, in Verbindung mit einer großen Angst vor der Cholera, ihm jene Krankheit zugezogen, die in wenigen Stunden seinem Leben ein Ende machte. Malm hatte ihn bis zum letzten Augenblicke gepflegt, und Svingberg hatte sich edelmüthig genug bezeigt, ihm vor seinem Tode das Geld zu vermachen, das er von Hause erwartete. Malm wollte jetzt die Reise allein unternehmen, aber theils

hatte er keine rechte Vorstellung von ihren Kosten und ihrer Länge, theils hatte das Begräbniß in Neapel, wo sich Alles in einem halben Auflösungszustande befand, ungewöhnlich hohe Ausgaben verursacht. Er schiffte sich indessen nach Malta ein, aber die Seuche brach schon am nächsten Tage in dem überfüllten Schiffe aus, und Malm wurde mit vielen Andern gegen Ende des Junimonats in La Valetta an's Land gebracht. Seine starke Constitution hatte freilich die Krankheit überwunden, aber sie war doch auf's höchste erschüttert worden, und erst Anfangs October hatte er, fast von Allem entblößt, wieder Neapel erreicht. Seine Hoffnung, dort Landsleute zu finden, wurde vollständig getäuscht, und mit einer sehr dürftigen Unterstützung vom Consul war er zu Fuße nach Rom gewandert. In den beiden letzten Tagen hatte er buchstäblich keinen Bajocco besessen, und es war die bitterste Noth, die ihn gezwungen, im Colosseum zu übernachten.

Im Verlaufe der Nacht beredete ich Alles mit Malm. Da ich noch ein halber Krösus war, konnte ich ihm ohne besondere Aufopferung anbieten, Logis und Studio mit mir zu theilen, sowie ich ihm auch versprach, am nächsten Tage beim Consul vorzufragen, ob in seiner langen Abwesenheit keine günstigen Nachrichten aus Norwegen für ihn eingetroffen. Diese letztere Mission fiel über alle Erwartung gut aus; nicht allein fanden sich drei oder vier Briefe von seiner Mutter vor, sondern auch zwei Geldbriefe, deren jeder den gewöhnlichen Betrag enthielt, den sein früherer Herr und Brotgeber,

jetzt sein Freund und Beschützer, ihm zu senden pflegte. Außerdem lag dort noch ein größerer Brief, dessen Handschrift mir unbekannt war. Malm stieß einen Freudenschrei aus, als ich triumphirend mit dieser unerwarteten Glücksbeute zurückkehrte; als er die Aufschrift des großen Briefes sah, schob er das Briefpacket seiner Mutter zurück und machte eine Bewegung, als wollte er ihn öffnen; aber plötzlich steckte er ihn in die Tasche, sann einen Augenblick nach und frug dann mit der ernsthaftesten Miene von der Welt: „Mußt Du heut Abend nicht ausgehen?"

Ich las in seinen Mienen, daß er sich äußerst schlau aus der Affaire gezogen zu haben vermeinte; lächelnd warf ich den Mantel über — ich wußte ja recht gut, daß er seine Briefe nicht anders, als ihren Inhalt halblaut vor sich hinmurmelnd, lesen konnte, und daß er allein zu sein wünschte.

„Um elf Uhr hast Du mich wieder," sagte ich.

Als ich zur bestimmten Zeit zurückkam, saß Malm und las laut in der kleinen Bibel, die einen Theil des dürftigen Inhalts seines Ränzels ausgemacht hatte. Er war ungewöhnlich schweigsam und still an jenem Abend.

„Hast Du gute Nachrichten von Hause?" frug ich, als wir unser Abendessen begannen.

„Meine Mutter ist gestorben," sagte er mit leiser Stimme.

Eine lange Pause entstand; ich habe bei solchen Anlässen nie Etwas sagen können.

Endlich nahm Malm wieder das Wort. „Niklas Olaisen schreibt mir, daß er seiner Tochter wegen nach Marseille reise.“

„Niklas Olaisen?“ frug ich. „Wer ist das?“

Malm sah mich mit großen Augen an.

„Das ist mein Brotherr, von welchem ich Dir bei Remi erzählte.“

„Und Sigrid ist seine Tochter?“

Malm wollte ein Glas Wein einschenken, es gelang ihm aber nur, das Tischtuch eben so roth wie sein Gesicht zu färben.

„Ja,“ antwortete er kurz.

„Ist sie denn krank?“ frug ich.

„So viel ich weiß, nicht,“ sagte er, indem er mit zitternder Hand die Foglietta hinsetzte, „aber die Luft ist bei uns in den Felsgebirgen zuweilen etwas rauh. Leb' wohl!“

Mit diesen Worten nahm er meinen Mantel vom Wandhaken; denn dieser Luxusgegenstand mußte damals für uns Beide ausreichen. Ich war also genöthigt, das Haus zu hüten; erst gegen Morgen kam Malm wieder zurück.

„Alles ist schon vermiethet,“ sagte er verdrießlich, indem er den Mantel in eine Ecke warf.

„Was für Alles?“

„Alle Studios, es ist kein einziges mehr zu haben.“

Das war nun freilich nicht gerade verwunderlich, da wir uns schon im Novembermonat befanden. Ich bot ihm an, das meinige zu theilen, aber er schlug es aus, ohne einen Grund anzugeben. Da ich seine Neigung zur Einsamkeit

kannte, schlug ich ihm vor, es durch eine Scheidewand abzutheilen, aber auch dies lehnte er ab. Es lag in jener Morgenstunde etwas merkwürdig Unruhiges, fast Nervöses, in seinem Wesen. Er rührte das Frühstück nicht an und ging gleich nachher wieder aus. Gegen Mittag kehrte er mit freudestrahlendem Antlitz zurück; er hatte ein großes Studio in der Via delle quattro Fontane gemiethet.

„Jetzt wollen wir arbeiten," sagte er.

In den folgenden Wochen sah ich Nichts von Malm. Ich wollte ihn nicht stören; denn mir ahnte, daß jener Brief aus Marseille mehr enthalten, als Malm mir berichtet hatte. Es war ein Plätzchen in Malm's Herzen, dessen Inhalt ich wohl ahnte, aber wohin er mich niemals geführt hatte, und ich achtete ihn deshalb. Eines Tages traf ich ihn zufällig auf der Straße und begleitete ihn in sein Studio. Es war ein großes, helles und gemüthliches Local, aber das Cavalletto stand noch eben so leer, wie früher, und nur eine Reihe kleiner, halb ausgeführter Skizzen auf einem Brett unter dem Fenster zeigte, daß das Studio bewohnt sei. Malm selbst war nicht niedergeschlagen oder gedrückt, sondern scherzte über den geräumigen Platz, den er habe; aber es war wider Gewohnheit eine seltsame Unruhe und Unstätigkeit über ihn gekommen, sowohl geistig wie körperlich, er war in beständigen unsicheren Schwingungen, wie die Magnetnadel, ehe das Gewitter herankommt.

Wir hatten uns in jenem Winter ein Local im Café

nuovo gemiethet, wo Dänen und Norweger zusammen kamen. Die Schweden hatten das ihrige im Café della Costanza; denn die Erinnerungen an den Krieg, der uns Norwegen gekostet, waren noch nicht vergessen, und die Norweger hatten noch nicht gelernt, sich als Norweger zu separiren. Dies Local, obschon der erste Keim zu dem späteren skandinavischen Vereine, war natürlich sehr dürftig, da wir es auf eigene Kosten halten mußten; es war eigentlich nur eine Abtheilung des Café selbst, welche aus einem ehemaligen Billardzimmer bestand, das jetzt den Titel eines Gesellschaftssaales erhalten hatte, und aus einem kleineren, das theils zur Aufbewahrung der wenigen Bücher, die wir damals besaßen, theils als Rauchzimmer für die Herren diente. Eines Abends traf ich ganz wider Gewohnheit Malm dort an, er hatte sich auf seine gewöhnliche Art durch die Zeitungen hindurchgearbeitet, d. h. er hatte die Ueberschriften der Artikel gelesen und nachgesehen, ob etwas Neues über Thelemarken darin stünde; um das Uebrige kümmerte er sich nicht. Ich schlug ihm eine Parthie Schach vor, wovon er ein großer Liebhaber war, und er stellte schweigend die Figuren auf. Wir saßen gerade der Thür zum großen Zimmer gegenüber, und zwar so, daß ich den größten Theil des Gesellschaftssaales übersehen konnte, während Malm ihm den Rücken zukehrte. Wir spielten eine Parthie; Malm wurde wider Gewohnheit matt und schlug mir eine zweite vor; er verlor auch diese und stellte die Figuren zu einer dritten mit einem Eifer auf, als hinge Leben und Tod von dem

Ausfall derselben ab. Es war zufällig ein Mittwoch, der einzige Abend in der Woche, wo Damen den Verein besuchten; ich unterschied deutlich Dahlquist's Stimme, aber Malm sah und hörte Nichts, so vertieft war er in das Spiel. Plötzlich öffnete sich die Eingangsthür, eine Gesellschaft, bestehend aus dem Consul, einem älteren Herrn und einer Dame, nebst einem ganz jungen Mädchen, trat ein. Es mußten neue Ankömmlinge sein, denn nicht allein waren ihre Gesichter mir unbekannt, sondern ich konnte auch an den Anderen bemerken, daß sie der Versammlung noch nicht vorgestellt waren. Während der Consul die beiden Aelteren vorstellte, näherte Dahlquist sich mit vieler Courtoisie dem jungen Mädchen und drückte ihm die Hand wie einer alten Bekannten; wahrscheinlich sagte er ihr eins seiner verwünschten faden Complimente, denn sie wurde flammend roth und senkte das Haupt, ohne ein Wort zu erwidern. Es war ein prächtiges Mädel, sie war nicht gerade sehr groß, aber sie hatte doch jenen schlanken Wuchs, der den norwegischen Damen so eigenthümlich ist, und den sie wahrscheinlich von derselben Erde geerbt haben, welche die Tannen auf ihren Felsen nährt. Sie hatte eine Fülle goldgelber Locken, durch ein Band nach antiker Art zusammen gehalten, und hellblaue Augen, die von Leben strahlten. Was diesen Augen einen ungewöhnlichen Ausdruck gab, waren die dunkeln Wimpern und Brauen, die in starkem Contrast zu dem lichtblonden Haar standen, und die im Verein mit dem vollkommensten Gesichtsoval und einem Teint, der vielleicht

etwas zu durchsichtig war, um frisch zu sein, sie zu einer glänzenden Schönheit machten. Was den Eindruck allenfalls etwas störte, war ihre Nase, die sich im Verhältniß zu den übrigen Linien reichlich stark bog; auch lag Etwas in ihrem Lächeln, das mir nicht recht gefiel. Sie lächelte oft, wahrscheinlich weil sie wußte, wie hübsch die weißen Zähne zu ihren purpurrothen Lippen standen; aber dann erschien ein Zug in ihren Mundwinkeln, der etwas Störendes hatte und denselben Eindruck machte, wie der Schwanz einer Schlange, die sich zwischen den Blumen windet. Der ältere Herr war groß und hatte einen eigenthümlich selbstzufriedenen Ausdruck in seinem blühenden, aber etwas dummen Gesichte; seine Begleiterin dagegen war zierlich und klein, und sah älter aus, als sie sein mochte. In ihrer Jugend war sie sicherlich ausgezeichnet hübsch gewesen und war es zum Theil noch; aber über dies feine, regelmäßige Antlitz hatte die Sorge gleichsam einen Schleier gewoben, der die Prüfungen, welche das Schicksal ihr auferlegt, hindurch schimmern ließ. Ich machte zwei Schlüsse; den einen leicht, den anderen etwas kühn. Der erste war, daß die junge Dame ihre Tochter sei; der andere, daß sie die einzige sein müsse, die ihr geblieben. Beide erwiesen sich später als vollkommen richtig.

Ich war so vertieft darin, die Fremden zu mustern, daß ich erst durch Malm unterbrochen wurde, der mich ruhig fragte: „Wonach siehst Du denn?“

„Es sind Fremde gekommen,“ sagte ich forschend.

„So?“ antwortete er gleichgültig. „Achte auf Deine Königin; sie hat nur noch ein Feld, auf dem sie stehen kann.“

„Achte lieber auf die Deine,“ bemerkte ich; „sie steht ungedeckt.“

„Es ist ein Bauer da, sie zu vertheidigen; das ist wohl genug,“ sagte Malm, indem er einen Zug mit der Figur that.

„Achten Sie auf den Springer,“ versetzte Dahlquist, der sich genähert. „Man weiß niemals, wohin er will.“

„Achten Sie auf sich selbst,“ sagte Malm.

Ich folgte Dahlquist's Bewegungen, als er sich entfernte, er schritt zu der jungen Dame hinüber und zischelte ihr ein paar Worte zu, sie lächelte auf ihre eigenthümliche Art und schüttelte ihr hübsches Köpfchen, so daß die Locken auf ihrem Nacken um ihren Hals tanzten. Dahlquist sagte abermals einige Worte und deutete auf das Fortepiano; sie machte mit einem schalkhaften Lächeln eine abwehrende Handbewegung. Er schob sich an ihr vorbei und verbeugte sich mit seinem süßesten Lächeln vor der älteren Dame, die seinen Gruß nur mit einem kalten Nicken erwiderte und ihm nicht zu antworten schien, während ihr älterer Begleiter seinen Gruß mit augenscheinlichem Behagen entgegen nahm. In diesem Augenblick näherte sich der Consul dem jungen Mädchen, indem er ihr einige Worte sagte und nach der Thür des kleinen Zimmers hindeutete. Sie starrte einen Augenblick unverwandt dorthin und näherte sich darauf mit raschen Schritten dem Fortepiano, wodurch sie sich unserem Sehwinkel entzog; gleich nachher ging

Dahlquist ebenfalls dorthin. Malm fuhr fort zu spielen, ohne irgend Etwas zu bemerken. Plötzlich erschollen ein paar kräftige Accorde, denen eine norwegische Volksmelodie folgte, die ich oftmals von Malm hatte singen hören, wenn er sich allein glaubte, aber niemals mit so reinem und frischem Klange, wie demjenigen, der jetzt durch den Saal tönte. Er schob das Brett von sich, daß alle Schachfiguren durcheinander stürzten, und lehnte sich leichenblaß im Stuhle zurück.

„Das war Sigrid's Stimme!" flüsterte Malm mir zu. Plötzlich fuhr er empor, und stierte in den Saal, aber mit einem Ausdruck, als habe ihn eine Schlange gestochen, sprang er zurück, eilte an mir vorbei und flog die Treppe hinab, die aus dem kleinen Zimmer auf die Straße führte. Ich erhob mich, und blickte hinein: Dahlquist saß accompagnirend am Clavier und Sigrid sang, indem sie sich über seine Schulter bog.

Sie hatte ganz gewiß Malm während ihres Gespräches mit dem Consul erkannt; ob es aber eine weibliche Rache war, weil er keine Notiz von ihr genommen, oder nur eine Art und Weise, sich bemerklich zu machen, vermochte ich nicht zu entscheiden; doch schien mir mehr Chance für das Erste zu sein, und ich beschloß daher, das Terrain zu sondiren. Ich trat in den Saal, gerade als der Gesang zu Ende war, und ich glaubte in ihrem Blick, der einen Moment forschend auf mir ruhte, einen Ausdruck von Enttäuschung oder unbefriedigter Erwartung zu bemerken. Ich ließ mich ihr vom Consul vorstellen; sie machte eine graciöse Verbeugung, aber ich nahm

deutlich wahr, daß ihr Auge während dieser Ceremonie meine bescheidene Künstlertracht musterte, und daß, als sie den Kopf erhob, wieder jener ironische Zug ihre Mundwinkel umspielte.

„Geht man in Rom in der Blouse aus?“ hörte ich sie Dahlquist zuflüstern, als ich mich zu der Mutter wandte.

Hier wurde mir ein weit freundlicherer Empfang zu Theil; der Consul hatte kaum meinen Namen genannt, als sie mir schon mit Wärme die Hand drückte, und sich theilnehmend nach Malm's Befinden erkundigte, von dem sie durch dritte Hand erfahren hatte, daß er sehr krank in Malta gelegen. Obschon sie eine Dame von feinstem Welttone war, lag doch Etwas in ihrem Wesen, das mir in tiefster Seele behagte. Es war schwer zu sagen, worin sich dies aussprach; denn es war nichts Auffallendes oder Besonderes in ihrem Auftreten, aber eine Fülle wirklich empfundener Theilnahme umgab, wie eine strahlende und erwärmende Atmosphäre, ihre Worte und Wendungen Die Rede kam gleich auf Malm; er hatte in beständigem Briefwechsel mit ihr gestanden, und sie kannte mich als seinen vertrautesten Freund in Rom. Sie erzählte mir von seiner ärmlichen Kindheit in dem einsamen Gebirgsdorfe, und sprach von seiner alten Mutter mit so zärtlicher Wärme, als sei dieselbe eine nahe Verwandte oder von Jugend auf ihre Freundin gewesen. Sie berührte das Verhältniß, worin Malm zu ihrem Gatten gestanden, mit so feiner Delicatesse, daß ich nicht recht wußte, was ich am meisten bewundern sollte, die Form, worin sie es aussprach, oder den

Inhalt, der aus der Form hervorleuchtete. Zuerst frug sie mit einiger Aengstlichkeit, weshalb Malm in der langen Zeit, die er hier gelebt, ganz und gar Nichts eingeliefert habe. In diesem Augenblick mischte sich ihr Gatte in das Gespräch, und ich sah jetzt deutlich, wie die Sachen standen; nicht er war der Kunstmäcen, sondern seine Frau. Er hatte eine wunderliche Art zu reden, die mir nicht gefiel; schlicht und anspruchslos war er, nicht besonders gescheidt, aber doch mit einem gewissen Mutterwitze begabt. Es gab für ihn nichts Hohes oder Niedriges, Alles zerfloß in einen platten Brei, und es schien ihm fast ein und dasselbe zu sein, ob Malm Holzhauer in Norwegen oder Bildhauer in Rom geworden.

„Ja, weshalb arbeitet er nicht?" rief er aus, als er die Frage seiner Frau vernahm. „Das ist es ja gerade, wonach ich Jutta so oft gefragt habe. Genie hat er wahrhaftig genug, wie seine Mutter sagte, als sie ihn uns auf den Hof brachte, aber Fleiß und Beharrlichkeit, das ist's, worauf es ankommt. Man kommt weiter mit Transpiration als mit Inspiration, wie mein alter Buchführer sagte, als er drei Wochen gebrauchte, um einen Fehler in der Jahresbilanz herauszufinden, und darin hatte er wahrhaftig Recht. Davon will nun meine Frau Nichts hören, obwohl es schlimm um mein Geschäft bestellt wäre, wenn ich jedesmal auf die Inspiration warten wollte, wenn ich ein Floß Bauholz absende. Die Künstlerschrullen kenne ich zur Genüge; in Christiania war ein Steinhauer, der niemals ein Grabmonument ver-

fertigen konnte, ehe er die quittirte Rechnung sah, aber dann lieferte er es auch prompt. Nein, präcise Arbeit und richtiges Conto, das ist immer mein Wahlspruch gewesen."

Ein Schatten flog über das Antlitz seiner Frau und sie sandte mir einen flehenden Blick zu; ich verstand den Wink und schilderte Malm's Aufenthalt in Rom mit den hellsten Farben; ich erzählte von den zwei Arbeiten, die er schon begonnen, und von dem Aufsehen, das sie unter den Künstlern erregt hatten.

„Weshalb, zum Henker! hat er sie denn nicht in Marmor ausgehauen?" rief Olaisen.

„Ei nun," antwortete ich, „der Marmor war damals theuer, er wollte warten, bis der Preis fiele."

„Wirklich?" rief Olaisen vergnügt, während seine Frau sich abwandte. „Ja, Malm ist gar nicht so dumm, er wird sich wohl noch durchschlagen. Kann er Etwas anfertigen, während ich in Rom bin, so liefere ich ihm den Marmor gratis. Ich habe immer Lust zu einer Venus oder solch einem Firlefanz in meinem Garten gehabt."

Nächsten Tages besuchte ich Malm und brachte ihm eine Einladung von Frau Olaisen zum folgenden Mittag. Anfangs wollte er gar Nichts davon hören und sagte schließlich, er dürfe sich nicht sehen lassen aus Schaam über seine vollständige Unthätigkeit. Ich tröstete ihn jedoch, indem ich von dem ungewöhnlichen Wohlgefallen sprach, das seine Beschützerin an den Tag gelegt, und deutete die Möglichkeit an, daß Olaisen

eine größere Bestellung machen würde. Von Sigrid sprach ich kein Wort, da mir solches das Klügste schien.

Gegen Mittag verfügte ich mich nach der Via Sistina, wo der reiche Waldbesitzer eine ganze Etage, schräg gegenüber Thorwaldsen's Studio, gemiethet hatte. Bei meiner Ankunft traf ich zu meinem großen Aerger Dahlquist, der mir eine Verbeugung machte, die ebenso steif wie seine weiße Halsbinde und ebenso ceremoniell wie sein schwarzer Frack war. Dann sah Jeder von uns aus einem andern Fenster hinaus. Bald darauf trat Sigrid ein. Sie war ungewöhnlich hübsch in dem einfachen grauseidenen Kleide, das ihre schlanke Figur sehr wirkungsvoll hervorhob. Sie ging freundlich auf mich zu, gab mir die Hand und erkundigte sich theilnehmend nach Malm.

„Ich glaube, er hat sich seit gestern Abend erholt," sagte ich lächelnd. „Es war nur eine leichte Unpäßlichkeit, die ihn nach Hause zu gehen nöthigte, ohne Sie und Ihre Familie begrüßt zu haben. Ich hoffe übrigens, daß er heute Mittag hieher kommt."

„Wo nicht, so müssen Sie mit meiner angenehmen Gesellschaft fürlieb nehmen," bemerkte Dahlquist, indem er ihr die Hand entgegenstreckte.

„Ja, das will ich aber nicht; denn Sie waren gestern Abend recht unartig. Zur Strafe bekommen Sie heut keinen Händedruck."

Worauf diese Bemerkung sich bezog, wußte ich nicht, aber ich legte sie günstig für Malm aus, um so mehr, als Dahl-

quist dabei ein etwas flaues Gesicht machte. Im selben Augenblick erschienen beide Eltern im Zimmer, und gleich darauf kam Malm. Er trat ein ohne eine Spur jener Aengstlichkeit oder jenes linkischen Benehmens, das ich gefürchtet hatte, und ich konnte nicht leugnen, daß er einen guten Eindruck machte. Er trug keine französische Tracht, sondern nach damaliger Sitte Kniehosen und einen faltenreichen schwarzen Sammetkittel, der durch einen breiten Ledergürtel zusammengehalten wurde. Sein blondes Haar war sorgfältig frisirt und fiel beinahe auf den breiten, ausgezackten weißen Kragen hinab, welchen vorn eine einfache Mosaikagraffe zusammenhielt. Er grüßte Herrn Olaisen halb höflich, halb ehrerbietig, und küßte die Hand seiner Frau mit einem Anstande, der eines Franzosen würdig war; dann näherte er sich Sigrid und gab ihr die Hand; er wollte einige Worte sagen, aber sein Blick fiel gerade auf Dahlquist, der auf seine überlegene Manier lächelte. Die Worte erstarben ihm auf den Lippen, und indem er sich an mir vorbeischob, drückte er Dahlquist so derb die Hand, daß dieser erblich.

Bei Tische kam Malm neben Sigrid zu sitzen. Es war kein Zufall; denn vor Malm's Couvert hatte Sigrid einen Tannen- und einen Fichtenzweig kreuzweis über einander gelegt.

„Es ist ein Gruß aus Norwegen," sagte sie, indem sie Platz nahm.

Als wir aufstanden, nahm Malm die Zweige und verbarg sie auf seiner Brust. Nie habe ich ein schöneres Paar, als

sie, und nie strahlendere Blicke, als die ihren in jenem Augenblicke, gesehen.

Im Wohnzimmer wurde Dämmerstunde gehalten; es war wie an den langen Winterabenden bei uns zu Hause. Der Kaffeekessel summte lustig über der kleinen Spirituslampe; das Kaminfeuer warf einen breiten Lichtstreif über den geblümten Fußteppich und sandte hin und wieder, wenn es aufflackerte, einen Lichtschimmer über Malm und Sigrid, die leise mit einander sprachen.

Olaisen schalt über die modernen Einrichtungen und behauptete, Spirituskaffee sei ein Unding. Sigrid knieete vor dem Kamin; Malm erbaute einen Dreifuß aus einigen losen Mauersteinen und half das Feuer anblasen, während Sigrid den Kaffee filtrirte. Dies Alles geschah unter Scherz und Lachen; es war, als ob zwei glückliche Kinder mit einander spielten.

Dahlquist schien seine vollständige Niederlage zu merken; er hatte einen Versuch gemacht, die Dame vom Hause in ein Gespräch zu verwickeln, aber ich wußte mit ihr eine so lebhafte Unterhaltung zu führen, daß er bald den Gedanken aufgab. Da er keine große Lust zu haben schien, sich mit Malm und Sigrid einzulassen, hatte er eine Conversation mit Herrn Olaisen in Gang gebracht, den er von einem früheren Besuch auf dem Hofe gut kannte. Als Sigrid sich erhob, um Malm einige Camelien zu zeigen, die in einem Korbe auf dem Fortepiano standen, bat Dahlquist sie, zu singen.

„Man singt niemals, wenn Dämmerstunde gehalten wird," antwortete sie rasch; „dann plaudert Jeder mit seinem Freunde."

„Aber wenn man nun keinen hat?" frug Dahlquist.

„So muß man sich einen erwerben," antwortete sie, sich wieder zu Malm setzend.

Dahlquist biß sich auf die Lippe und begann von den Bädern des Caracalla zu reden.

„Sind sie theuer?" frug Olaisen.

Dahlquist erwiderte fast erschrocken: „Theuer? Man zahlt einen halben Paoli."

„Herrje!" sagte Olaisen, „dann lassen Sie uns gleich dorthin gehen! In Paris mußte ich in einem Kübel Wasser baden und noch obendrein zwei Francs zahlen, und in Marseille wäre ich fast von einem Scorpion gestochen worden, der in die Wanne hinab plumpste. Sie zeigen mir wohl den Weg?"

Dahlquist sah sehr bestürzt aus, aber er hatte zu viel weltmännischen Anstand, dem reichen Norweger eine abschlägige Antwort zu geben; er ging also mit, ohne daß die Anderen sich dadurch stören ließen. Ich schürte das Kaminfeuer, warf einige Olivenzweige hinein, und bei ihrem röthlichen Licht und freundlichen Knistern schien das Zimmer doppelt gemüthlich geworden zu sein; hauptsächlich vielleicht, weil Dahlquist und Olaisen sich entfernt hatten. Es war eine hübsche Gruppe, die, halb verdeckt von den grünen Gardinen, auf dem Fenstertritte saß, und auf die eine wunderbare Be-

leuchtung fiel. Der Mond war aufgegangen und goß seinen bläulichen Schimmer auf Sigrid's goldlockiges Haupt und Malm's breite, kräftige Gestalt. Dann und wann flackerte eine vereinzelte Kaminflamme durch den qualmenden Rauch, spielte über Malm's und Sigrid's Gesichter hin, und das warme, rothe Licht kämpfte dann seltsam mit den bleichen, bläulichen Mondstrahlen von draußen. Während des leise geführten Gespräches kam es mir mehrmals vor, als ob Sigrid die Farbe wechsele, aber vielleicht war es nur die Schuld der Beleuchtung. Die Mutter schien etwas Aehnliches bemerkt zu haben, denn bald darauf erschien die Lampe.

Zur Theestunde kam Olaisen zurück. Er war in den Bädern Caracalla's gewesen und war ausgezeichnet zufrieden. Sie lägen im Palazzo Farnese, erklärte er, aber Dahlquist habe sich geirrt, denn sie kosteten vier Paoli per Bad. Aber dafür seien sie auch ganz vorzüglich; die Badewannen seien von Marmor, mit allem möglichen Firlefanze daran. Im Ganzen sei es merkwürdig, wie gut dies alte Gerümpel noch erhalten sei; die Wasserleitung sei dieselbe wie in alten Tagen, und die Wannen ebenfalls; der Palast müsse nicht minder ungeheuer alt sein, da er von Michel Angelo erbaut sei, und das einzige Moderne seien die Mahagony-Griffe an den Seilen, die in die Wannen hinabhingen; aber diese Griffe seien auch ganz allerliebst.

Als wir Thee getrunken, bat Malm Sigrid zu singen. Sie erhob sich sogleich und ging an's Fortepiano. Nach kurzem

Besinnen griff sie ein paar Accorde und begann ein norwegisches Lied zu einer jener alten Volksmelodien in Moll, die mir immer wie alte, wohlbekannte Kindheitserinnerungen vorgekommen sind, selbst wenn ich sie niemals früher gehört. Es war die Klage der verlassenen Jungfrau um ihren Geliebten, der in fremde Lande gezogen, um Ehre und Reichthum zu gewinnen; niemals hatte sie Kunde von ihm vernommen. Mit schmelzender Wehmuth, mit jenem unendlichen Sehnsuchtsgefühl, das die mir so wohlbekannten Worte durchströmte, sang Sigrid:

„Ich saß allein an der Bergstromquelle,
Die der Mond beglänzte mit Silberhelle;
Ich schaute auf ihn und der Sterne Licht,
Doch ach! den Liebsten erschaute ich nicht.

„Ich sah die Birke sich einsam neigen
Hin über den Strom mit feuchten Zweigen,
Auf jedem Blatte ein Thränlein klar —
Ob ihr Sehnen wohl gleich meinem war?

„Da klang durch die Felsen ein Hornruf helle,
Zitternd erbebte der Mond in der Quelle:
O Gott, wie schlug mir das Herz so süß!
Ich wußte wohl, wer das Berghorn blies.

„Es war mein Liebster, der heimgekommen,
Nun war mir jegliches Leid benommen;
Welch jubelnd Umarmen und Küssen dazu!
Dann kam die Nacht — o selige Ruh!
Die Nacht, die Nacht — o selige Ruh!“

Bei den letzten Worten des Liedes erhob Sigrid ihren Blick und heftete ihn auf Malm; sein Antlitz erglühte, wie von jener purpurnen Nordlichtsgluth, die zuweilen so seltsam über dasselbe hinflog. Er schritt rasch zum Claviere hin, und sang mit seiner sonoren Stimme noch einmal die Schlußstrophe, während Sigrid ihn gesenkten Hauptes leise accompagnirte. Bald darauf erhoben wir uns, um uns zu verabschieden.

Als Sigrid Malm ihre Hand gab, sagte sie: „Mutter sehnt sich sehr, Ihr Studio zu sehen; wann dürfen wir kommen, ohne Ihnen Ungelegenheit zu verursachen?"

Malm wurde flammendroth und blickte einen Augenblick zur Erde; dann erhob er rasch sein Haupt und sagte fröhlich:

„In drei Tagen, also Montag."

Darauf trennten wir uns.

An den folgenden drei Tagen kam Malm nicht in unsere gewöhnliche Osteria, auch besuchte ich ihn nicht; kannte ich ihn doch dazu jetzt zu gut! Endlich erschien der Montag, und gegen die Mittagsstunde begab ich mich nach seinem Studio. Auf der Piazza Barberini traf ich Olaisens, die aus Dahlquist's Atelier kamen. Ich glaubte auf dem Antlitz der Frau eine gewisse Unruhe, ich möchte fast sagen Bekümmerniß, zu lesen, welche stieg, je mehr wir uns Malm's Studio näherten. Olaisen dagegen fand, wie gewöhnlich, Alles ganz ausgezeichnet. Er rühmte Dahlquist's Arbeiten und war voller Bewunderung für all' die süßliche Geleckheit, welche derselbe ihnen zu ver-

leihen verstand. Doch meinte er, daß sie wohl etwas mehr Kleider anhaben könnten, denn man müsse doch ein wenig behutsam sein, wenn man erwachsene Töchter im Haus habe. Zu diesem ganzen langen Gewäsch bemerkte seine Frau kein Wort; hin und wieder glitt abwechselnd ein leichtes Lächeln oder eine kleine Wolke über ihre fein geformten Züge; Sigrid sagte Nichts und schien ungewöhnlich mit sich selbst beschäftigt zu sein.

Als wir das Studio erreichten, stand Malm schon in der Thüre und hieß uns willkommen. Sein Gesicht strahlte vor Freude, als er Sigrid erblickte, und es war eine Ruhe und Sicherheit über sein Wesen verbreitet, wie ich sie bis jetzt nie bei ihm gesehen hatte. Mit gespannter Erwartung trat wenigstens ich in das wohlbekannte Studio. Der Fußboden war auf norwegische Art mit immergrünen Reisern, d. h. mit Cypressen und Pinienzweigen bestreut; im Fenster standen ein paar antike Oelkannen, mit frischen Blumen gefüllt; aber auf dem Cavalletto stand eine Figur aus Thon, deren Gleichen ich niemals gesehn habe, und die ich niemals vergessen werde. Es war eine Psyche. Die Lampe lag erloschen zu ihren Füßen, das faltige Gewand war durch die Bewegung auf die schönen Hüften hinabgeglitten, und in vornübergebeugter Stellung streckte sie beide Arme nach dem entfliehenden Gotte aus. Es lag eine verzweiflungsvolle Angst in dem Blicke, ein mit Schmerz gemischter Schreck um den halbgeöffneten Mund, man glaubte den Schrei der Verzweiflung zu hören, den sie

ausgestoßen; man sah, daß sie im nächsten Augenblick vernichtet auf das Lager hinsinken würde, dem sie sich so unbesonnen genähert hatte. Ich betrachtete die Figur von allen Seiten, überall die gleiche lebendige Harmonie, überall die gleiche Reinheit und Strenge der Formen; es war kein Fehler zu corrigiren. Frau Olaisen blickte mit freudigem Stolze abwechselnd auf die Figur und auf Malm; einen Augenblick ruhte ihr Auge auf Sigrid's frohem, strahlendem Antlitz; ich glaube, daß sie, Malm und ich in diesem Augenblick dasselbe dachten.

„Das ist, meiner Treu, allerliebst," rief Olaisen, der bis jetzt ganz stumm gestanden hatte; „aber es ist, hol' mich der Geier, auch das Gesicht meiner Tochter."

Sigrid erröthete tief; aber er hatte Recht, es waren ihre Züge, zum höchsten Ideal vollendet, und doch nach dem Muster der Antike gemodelt.

„Pfui, Papa!" sagte sie mit einem koketten Emporwerfen des Kopfes, „wie bist Du garstig!"

In diesem Augenblick streckte die Schlange wieder ihren Schwanz hervor, aber im nächsten Augenblick war sie wieder verschwunden.

„Was würde nun solch ein Dings in Marmor kosten?" frug Olaisen.

„Achthundert Speciesthaler," sagte Malm kurz.

„Herrje!" rief Olaisen; „ich glaubte nicht, daß der Marmor in Rom so theuer sei. Dann kann ich freilich begreifen, daß

die beiden andern nicht fertig wurden. Bei Dahlquist kann ich übrigens eine, die eben so groß ist, für vierhundert bekommen."

„Ja, ich irrte mich auch," sagte Malm, „ich meinte tausend."

Olaisen sah aus, als habe er einen Schlag auf den Kopf bekommen, seine Frau wandte das Haupt und betrachtete die Blumen im Fenster; aber Sigrid sagte keck:

„Vater scherzt nur, er mochte keine einzige von Dahlquist's Figuren leiden."

Olaisen machte ein Gesicht, als wollte er auf's bestimmteste dieser Insinuation widersprechen und sich gegen alle Folgen derselben verwahren, als an die Thür des Studios geklopft wurde.

„Chi é?" („Wer ist da?") rief Malm etwas ärgerlich.

„Signor Alberto!" wurde von draußen geantwortet.

Malm wurde glühend roth und warf mir einen Blick zu, als wollte er mich fragen, was er thun solle.

„Apre!" („Mach auf!") flüsterte ich, und mit einem ängstlichen Blick auf Olaisen öffnete Malm die Thür.

Thorwaldsen trat ein, wie gewöhnlich von seinem großen Hunde begleitet. Er schien einen Augenblick zu stutzen, dann stellte er sich, ohne zu grüßen, gerade vor die Psyche. Er betrachtete sie einige Augenblicke schweigend mit jenem ruhigen, sicher beurtheilenden Blick, der gleichsam in den tiefsten Kern der Gestalt einzudringen schien, und wandte sich darauf zu

Malm, der mit niedergeschlagenen Augen, unbeweglich wie die Bildsäule selber, dastand.

„Sie haben eine schöne Zukunft vor sich,“ sagte er freundlich, Malm die Hand drückend. Darauf grüßte er Frau Olaisen und Sigrid, und zuletzt ihren Vater, der vor lauter Bestürzung den Hut in den Händen drehte.

„Ein ausgezeichnetes Kunstwerk, nicht wahr?“ frug derselbe.

Thorwaldsen lächelte beifällig.

„Ich habe es auch in Marmor bestellt,“ sagte Olaisen etwas hoffärtig.

„Und der Preis?“

Olaisen schnitt eine Grimasse, als würge er einen allzugroßen Bissen hinab.

„Tausend Scudi,“ stammelte er.

„Dann ist es auch gut bezahlt,“ sagte Thorwaldsen, „aber das freut mich für den jungen Künstler, den Sie so wohlwollend beschützen. Ich wartete länger, und erhielt nicht so viel für meinen Jason.“

Hierauf nahm Thorwaldsen mich bei Seite, frug mich mit ein paar Worten nach Malm und seinem reichen Kunden, und entfernte sich dann mit einem freundlichen Gruße. Nach seinem Fortgehn entstand eine kurze Pause; endlich sagte Olaisen, der sein Mäcenat schon sehr zu bereuen schien:

„Wann kann sie denn fertig sein?“

„Anfangs Winter,“ antwortete Malm.

„Nicht eher?“ frug Olaisen, anscheinend sehr enttäuscht;

„dann kann sie erst im nächsten Sommer nach Christiania kommen; das ist viel zu spät.“

Malm sah etwas verlegen aus, denn es schien ihm jetzt erst aufzudämmern, daß Olaisen sich in eine Sache eingelassen habe, von der er sich gern wieder los machen wollte. Ich ergriff daher rasch das Wort und sagte:

„Malm hat seine Zeit wohl nicht richtig berechnet. Wenn Fräulein Olaisen für den Kopf Modell sitzen will, kann die Figur zum Anfang des Carnevals gußfertig und gegen Ende August in Marmor vollendet sein. Sie können sie dann Mitte November erhalten, und sie wird nach Ihrem Tode um das Doppelte dessen, was Sie hier geboten, verkauft werden.“

Seine Frau warf mir einen dankbaren Blick zu, und jetzt war es Sigrid, die sich emsig damit zu schaffen machte, an den Blumen zu riechen. Olaisen meinte zweifelsohne, daß ein Mäcenat, welches Einem die Unkosten wieder ersetze, noch recht billig sei, und so ward der Handel zur vollkommenen Zufriedenheit aller Parteien geschlossen.

Abends waren wir Alle in Trastevere in der Osteria versammelt, welche später nach Thorwaldsen benannt wurde. Dieser saß, wie gewöhnlich, am Ende des langen Tisches, rückte aber freundlich bei Seite, um Olaisen und seiner Familie Platz zu machen, von welcher ihm Sigrid besonders zu gefallen schien. Malm setzte sich bescheiden an das unterste Ende des Tisches; die Neuigkeit von seiner Psyche war schon ruchtbar

geworden, und Aller Blicke wandten sich auf ihn, als er eintrat. Gegen Ende der Mahlzeit stand Thorwaldsen auf und erhob sein Glas. Es entstand eine Pause gespannter Erwartung; noch nie hatte Jemand Thorwaldsen reden hören. Er ließ seinen Blick über die Gesellschaft hinschweifen, und heftete ihn endlich auf Malm, der in tödtlichster Verlegenheit dasaß.

„Deine Gesundheit, Malm!“ sagte er, indem er sein Glas bis auf den Grund leerte und sich dann wieder hinsetzte.

Das war die einzige Rede, die ich Thorwaldsen je habe in Rom halten hören.

Die Zeit, welche jetzt folgte, war die glücklichste in Malm's Leben, und es war wunderbar zu sehen, wie rasch seine Arbeit vorwärts schritt. Gegen Ende des Carnevals stand die Psyche in Gyps da, und kurz darauf wollte die Olaisen'sche Familie Rom verlassen, um den Sommer in Neapel und Sorrent zu verbringen.

Gerade vor ihrer Abreise ereignete sich eine kleine Begebenheit, die ich hier nur erzähle, weil sie mir gleichsam eine Vorahnung des Kommenden gab. Olaisen hatte einen Vetturin in der Ripetta gemiethet, das Reisegepäck war dorthin gebracht, und zum letzten Male spazierten Malm und ich über den schönen Monte Pincio. Ich sage absichtlich: zum letzten Male; denn wie es Sonntagskinder giebt, denen die unsichtbare Welt offenbart ist, so glaube ich mit ziemlicher Bestimmtheit sagen zu können, ob ich einen Menschen zum letzten Male

in Rom sehe, oder ob er wieder kommt. Ich weiß nicht, ob dieselben Gefühle sich bei Malm regten, aber ich glaube es nicht; denn trotz der Abreise sah er äußerst glücklich aus, als er an Sigrid's Seite einherschritt. Ich sprach mit Frau Olaisen, welche den Wunsch äußerte, noch einmal von der Villa Medici die blauen Berge zu sehen, hauptsächlich vielleicht um Dahlquist zu entrinnen, den ihr scharfer Blick am Obelisken vor Trinità de' Monti entdeckt hatte, von wo er in voller Hast herbeigeschossen kam. Wir durchwanderten noch einmal jene schattigen Gärten, wo die Pinien und Cypressen ein fast undurchdringliches Dach über Einem bilden; wir besuchten noch einmal den kleinen Hain mit seinen uralten Steineichen, und warfen vom Gipfel des Monte Pincio noch einen Abschiedsblick über die roth von der Abendsonne beleuchtete Stadt. Sigrid und ihre Mutter waren tief bewegt; Malm war ernst gestimmt, nur Olaisen schien gleichgültig und trieb zum Fortgehen. Als wir den Hügel hinab gingen, hörte ich Malm leise Sigrid bitten, ihm zum Abschied eine Blume zu schenken. Sie trug eine blaßrothe Kamelie in der Hand und wollte ihm dieselbe geben, aber in demselben Momente fiel ihr Blick auf eine schöne himmelblaue Blume, deren Namen ich nicht kenne; sie ähnelt einem großen Vergißmeinnicht, hat aber kleine scharfe Dornen, und gilt in Rom den Liebenden als ein Zeichen der Treue. Sie bückte sich schnell, griff nach der Blume, zog aber die Hand mit einem leichten Schrei zurück.

„Come è bruto!“ („Wie dumm!“) sagte sie zu Malm, auf das Artigste ihrem kleinen römischen Kammermädchen nachäffend.

Darauf brach sie einen Zweig vom nächsten Baume, bog ihn zu einem Kranze zusammen und setzte ihn lächelnd Malm, der mit dem Hute in der Hand ging, auf's Haupt. Malm riß den Kranz mit einem halb unwilligen, halb erschrockenen Ausdruck herunter, und sah sie mit einer Miene an, die nur ich verstand; es war ein Cypressenreis, das sie ihm gegeben, und das ist in Rom ein Zeichen des Todes. Sigrid sah uns Beide fragend an, aber wir hatten keine Zeit zu Erklärungen, denn im selben Augenblick präsentirte sich Dahlquist und überreichte ihr unter einem Schwall von Complimenten ein Bouquet in dem niedlichsten ausgeschlagenen Papier, das ebenso gekünstelt, zierlich und geleckt wie er selber war. Sie zog eine halb geöffnete Rosenknospe daraus hervor und überreichte sie Malm; aber dieser schleuderte sie über die Myrthenhecke auf die Straße hinaus.

„Come è bruto!“ sagte sie kokett zu Dahlquist, reichte ihm ihre Camelie und nahm seinen ihr angebotenen Arm.

Schweigend wanderten Malm und ich zur Piazza del Popolo, wo der Vetturin hielt, aber es war, als stünde eine andere Sonne am Himmel, als da wir nach der Villa Medici gingen. Wir nahmen freundlich und herzlich Abschied, aber doch nicht anders, als daß Dahlquist noch im Stande war,

seinen Schatten zwischen uns zu werfen. Er sollte uns jedoch nicht lange mehr geniren, denn kurz darauf hörte ich, daß er Rom verlassen habe.

Nach Olaisen's Abreise kam Alles bald wieder in's alte Gleis. Malm arbeitete eifrig, und es war ein Vergnügen, zu sehen, wie leicht und behend er sowohl den Meißel wie die Feile zu handhaben verstand. Er schien wie neugeboren, er lachte und sang bei der Arbeit, und wenn wir uns Abends in der Osteria trafen, war er nicht mehr der verlegene und menschenscheue Cumpan, sondern plauderte zwanglos und lebhaft mit den Andern. Niemals hörte ich ihn sich mit seinen Vorzügen spreizen, niemals sah ich ihn aufgelegt, Andere zu demüthigen, seine schlimmen Tage waren vorüber, und die guten hatten, wie ein Frühlingshauch, sein Leben zur Blüthe gebracht, zu einer Zeit, wo seine Altersgenossen noch wild in's Kraut schossen. Von Olaisens hörten wir oftmals; Malm stand mit ihnen Allen in Correspondenz, d. h. besonders mit der Mutter, aber ihren Briefen waren fast immer ein paar Worte von Sigrid selbst beigefügt. Malm hatte vor mir jetzt kein Geheimniß mehr. Bei einem Ausflug nach der Campagna hatte er mir mit der gewöhnlichen Naivetät eines Verliebten als ein kostbares Geheimniß anvertraut, was ich schon gesehen hatte, als wir uns an jenem Abend in Nemi getroffen; was ich aber nicht wußte, war, daß Sigrid eines Abends seine Erklärung entgegengenommen und ihm rückhaltlos ihre Liebe gestanden hatte. Doch hatte sie die Bedingung

daran geknüpft, daß die Eltern Nichts davon erfahren dürften, bevor seine Psyche fertig sei und sie ihren Vater allmählich darauf vorbereitet habe. Ich konnte gegen die Wahl Nichts einwenden; aber es kam mir doch seltsam vor, daß sie der Mutter Nichts mitgetheilt hatte, obgleich sie recht gut wissen konnte, daß diese sich der Partie nicht widersetzen würde; ebensowenig fand ich es passend, daß sie unter mancherlei falschen Vorwänden Malm bald in der Villa Borghese, bald in Doria Pamphili Abends getroffen hatte, aber hierüber sagte ich ihm Nichts. Er war fast toll vor Freude, so oft Briefe aus Neapel eintrafen, und hatte eine ganze kleine Sammlung von Sigrid's Nachschriften angelegt. Diese waren immer für dritte Personen fast unverständlich, indem sie sich auf das eine oder andere kleine Ereigniß bezogen, welches nur ihr und Malm bekannt war, und sich in Ausdrücken und Wendungen bewegten, die stets auf bestimmte Aeußerungen von ihm oder ihr bei den erwähnten Rendezvous zurückdeuteten. Es waren förmlich kleine diplomatische Kunststücke, die Malm mir beständig dechiffriren mußte; es war ein „Zigeunerrothwälsch der Herzenssprache", wie sie selbst es benannte. Eine zigeunerhafte Vorsicht und List charakterisirte freilich diese wunderliche Correspondenz, aber die Sprache des Herzens fand sich nur in ganz wenigen der ersten Briefe, und später kam es mir oftmals vor, als spräche das Blut lauter, denn das Herz. Dann kam eine Periode, wo beide Stimmen verstummten und einer kecken, aber charakterlosen Satire Platz machten, welche an die

Denkart des Vaters erinnerte und alle Stadien von gutmüthiger Harmlosigkeit bis zu ätzender Malice durchlief. Endlich hörten diese Nachschriften gänzlich auf, da Frau Olaisen im Anfang des Sommers in Sorrent erkrankt war; es kamen jetzt nur noch spärliche und trockene Nachrichten von Olaisen, die in rein geschäftsmäßigem Stil gehalten waren. Um diese Zeit zog ich nach Ariccia hinaus; Malm blieb in Rom.

Eines Julitages führten mich Geschäfts-Angelegenheiten wieder zurück. Auf dem Wege nach Malm's Studio begegnete ich dem Diener des Consuls, der mir einen Brief mit der Bitte übergab, denselben für meinen Freund mitzunehmen. Ich fand Malm bei seiner Arbeit beschäftigt, heiter und zufrieden, wie gewöhnlich. Er erzählte mir, daß er geflissentlich an Olaisen geschrieben habe, er sei mit seiner Arbeit viel weiter im Rückstande, als in Wirklichkeit der Fall war. In vierzehn Tagen konnte die Statue fertig sein, und er wollte dann selbst nach Neapel reisen, um Olaisens diese überraschende Nachricht mitzutheilen. Er hoffte, mit ihnen nach Rom zurückkehren zu können, und wollte dann um Sigrid bei ihrem Vater anhalten. Seiner Einwilligung war er jetzt ziemlich gewiß; denn nicht wenige Fremde hatten vor ihrer Abreise sein Studio besucht, und er hatte schon drei große Bestellungen erhalten, deren jede an sich so bedeutend war, daß sie allein seine Zukunft hätte sichern können. Nachdem er diesen erfreulichen Bericht geendet, zog er mich vor das Cavalletto hin, und nie habe ich tiefer, als in diesem Augenblick, die Wahrheit

der alten Worte empfunden: „Der Thon ist Leben, der Gyps Tod, aber der Marmor die Auferstehung.“

Da stand seine Psyche — frei und leicht in jeder Linie, an den kalten Marmor gebunden, aber doch durch die Macht der Kunst von demselben gelöst, bereit, im Augenblick der Verjüngung mit in den Himmel der seligen Götter empor zu fliegen; eine lebendig gewordene Antike, nicht bestimmt, wie die andern, in der Erde bewahrt zu liegen. Während ich diese reine und edle Gestalt betrachtete und den geistigen Ausdruck der jungfräulichen Züge bewunderte, fiel mir plötzlich der Brief ein; ich reichte ihm denselben über die Schulter, da Malm hinter mir stand. Ich hörte ihn denselben erbrechen, ein paar unverständliche Worte murmeln, und dann in ein Gelächter ausbrechen, so schallend und entsetzlich, daß die Fensterscheiben klirrten. Bestürzt wandte ich mich um und sah zu meinem Schrecken Malm kreideblassen Angesichts, mit bläulichen Lippen und mit irren, stierenden Augen, die unverwandt auf dem unseligen Briefe ruhten. Er antwortete nicht auf meine Frage; aber je bleicher er wurde, desto irrsinniger wurde sein Blick, und er fuhr fort zu lachen, bis er auf's Knie sank und das Papier seiner Hand entglitt. Ich wollte ihm zu Hülfe eilen; aber plötzlich richtete er seine muskulöse Gestalt empor, ergriff einen Hammer, der vorn auf dem Cavalletto lag, und schwang ihn mit so drohender Geberde über seinem Haupte, daß ich überzeugt war, er sei wahnsinnig geworden. Er that einen Schritt vorwärts; der schwere Hammer bewegte sich leicht

wie ein Rohr in seiner Hand, bis er mit einem zermalmenden Schlage die Brust der Statue traf und sie in tausend Stücke zerschmetterte. Fast im selben Augenblick stürzte Malm leblos zu Boden.

Als er aus seiner langen Ohnmacht erwachte, war er matt und schwach wie ein Kind. Er winkte mir mit der Hand und deutete auf den Arzt und die Leute, die ich herbeigerufen.

„Laßt mich allein," flüsterte er mir zu, „ganz allein; ich werde kein Unheil anrichten."

Ich half ihm auf einen Stuhl und schickte die Leute fort, indem ich den Arzt leise bat, noch ein wenig in dem anstoßenden kleinen Zimmer zu verweilen. Malm's Blick schweifte über das Studio hin, bis er auf den schönen Torso fiel, der auf dem Cavalletto zurückgeblieben war.

„Sie ist entzwei!" sagte er, mit stierem Ausdruck die verstreuten Trümmer betrachtend. — „Wer hat das gethan? Wer hat das gethan?" wiederholte er, und wiegte das Haupt hin und her.

Ich wußte nicht, was ich antworten sollte, sondern kniete neben ihm hin und legte die Hand auf seine Stirn, die wie Feuer brannte. Plötzlich fiel sein Blick auf den Brief, der in der Verwirrung auf dem Fußboden liegen geblieben war. Er schien gleichsam alle Kraft anzustrengen, um seine Gedanken zu sammeln, aber plötzlich durchfuhr ihn ein convulsivisches Zucken, und das krampfhafte Lachen kam wieder, wilder noch als zuvor.

Der Arzt trat ein, und mit gemeinsamer Anstrengung brachten wir ihn zu Bette, aber es ward mir untersagt, länger bei ihm zu bleiben, da der Arzt einen jähen Schlaganfall befürchtete, wenn der Patient nicht zur Ruhe gelange. Bei meinem Fortgehen steckte ich den Brief zu mir; er lautete in seiner lakonischen Kürze, wie folgt:

„Geehrtester Herr Malm!

Indem ich mich dankend zum Empfang Ihres letzten Geehrten bekenne, erlaube ich mir, Ihnen zu melden, daß meine Tochter Sigrid Othilia Olaisen sich gestern mit dem Bildhauer Dahlquist verlobt hat, den ich schon in Rom als einen ausgezeichneten Künstler kennen lernte. Ich ersuche Sie daher, Ihre Arbeit zu beschleunigen, da ich Ihre Psyche als Hochzeitsgeschenk für meine Tochter bis zum Herbst haben möchte. Lassen Sie dieselbe gut verpacken, da ich sie mit meinem Barkschiffe „Adler" abzusenden wünsche, das gegenwärtig Bauholz in Livorno löscht.

Ihr ergebenster

Niklas Olaisen."

Als ich Abends zu Malm kam, lag er in heftigem Fieber. Er kannte mich nicht, und seine irren Gedanken schweiften abwechselnd zwischen Sigrid, Rom, seiner verstorbenen Mutter und den tannenüberragten Hütten im kleinen Gebirgsdorfe umher. Der Arzt war noch bei ihm; er hielt den Anfall für sehr gefährlich, versprach aber, die ersten Stunden der Nacht bei Malm zu wachen; ich dagegen sollte mich unbedingt entfernen.

Auf dem Heimwege traf ich wieder den Diener des Consuls, welcher mir unter vielen Entschuldigungen einen zweiten Brief für Malm übergab, den er Vormittags abzuliefern vergessen hatte. Ich sah gleich an der Adresse, daß er von Frau Olaisen war, und unter den vorliegenden Umständen trug ich kein Bedenken, ihn zu erbrechen; er konnte vielleicht einen Hoffnungstropfen für meinen unglücklichen Freund enthalten, der besser als alles Andere sein tief erschüttertes Gemüth zu heilen vermöchte. Es war ein umfangreicher Brief, fein und dicht geschrieben, aber ohne eine Zeile von Sigrid. Unwillkürlich schlenderte ich in den schattigen Garten der Villa Medici, und hier, wo ich so oft mit jener liebenswürdigen alten Dame gesprochen, hier, wohin Malm und Sigrid sich, wie ich wußte, so häufig vom lärmenden Monte Pincio in die stille Einsamkeit zurückgezogen, hier durchlas ich abermals jene Zeilen, welche ihrem vollen Herzen entflossen und von einer Feinheit des Gefühls, so reich an trauervollem Troste und schmerzlicher Wehmuth, durchdrungen waren, wie nur sie es zu bieten vermochte. Es war leider nur allzu wahr: das Unglaubliche lag hier als unumstößliche Wirklichkeit vor, aber die Art und Weise, wie es geschehen, wurde mir jetzt erst bekannt. In Neapel hatten sie Dahlquist getroffen, welcher durch den Tod eines Verwandten ein beträchtliches Vermögen geerbt hatte. Dies hatte Olaisen gleich für ihn eingenommen, und leider — sie konnte es nicht läugnen — schien es auch auf Sigrid nicht ohne Wirkung geblieben zu sein; wenigstens hatte

sie oft von dem Glücksfall gesprochen, der Dahlquist betroffen. In Sorrent war Frau Olaisen gefährlich erkrankt, und Sigrid war dadurch ganz ihrer Aufmerksamkeit entrückt worden. Dahlquist hatte in dieser Periode eine ungewöhnliche Energie entwickelt, und sie gestand offen, daß sie größtentheils ihm ihre Herstellung zu danken habe. Ungefähr gleichzeitig mit ihrer Erkrankung war die Generalin nebst Tochter angekommen. Diese war Sigrid's Vertraute geworden, und hatte von Malm, den sie als ein Ungeheuer an Brutalität und Bildungsmangel schilderte, so viel zu erzählen gewußt, daß Sigrid selbst bedenklich geworden war. Dahlquist, der sowohl vom Vater, wie von seinen beiden alten Gönnerinnen unterstützt wurde, hatte seine Aufmerksamkeiten verdoppelt, bis Sigrid während eines mehrtägigen Aufenthaltes auf Capri ihm ihr Jawort gegeben, und die Verlobung war bald nachher festlich auf der kleinen Villa gefeiert worden, die Olaisen bei Sorrent gemiethet hatte. Der Schluß des Briefes rührte mich am meisten.

„Lieber Malm," schrieb sie, „verzweifeln Sie nicht in Ihrer Trauer, und lassen Sie mich Ihnen all' den Trost bringen, den ich Ihnen zu geben vermag, selbst wenn er Ihnen für den Augenblick Schmerz verursacht. Sigrid ist mein Kind, das einzige, das mir geblieben. Sie wissen, wie eine Mutter an ihren Kindern hängt; aber Sie ahnen kaum, wie sie dasjenige liebt, das ihr zurückbleibt, wenn der Tod alle Hoffnungen ausgelöscht, welche die andern erweckt hatten. Und doch,

wie sehr mein Herz sich dagegen sträubt, will ich Ihnen die Wahrheit vertrauen, weil diese Ihnen mit der Zeit Linderung bringen wird. Sigrid ist nicht Diejenige, für welche Sie sie hielten: Gott weiß, wie unglücklich ich oft über sie gewesen, und wie es mich schmerzt, daß ich, ihre Mutter, als ihre Anklägerin auftreten muß; aber Sie wären niemals glücklich mit ihr geworden. Sigrid ist jung, hübsch, munter und nicht ohne Anlagen; aber alles dies liegt nur auf der Oberfläche; es ist keine Tiefe darunter verborgen. Sie lebt, um zu glänzen, und glänzt, um bewundert zu werden; aber sie ist ein verwöhntes Kind, das nach einem neuen Spielzeug greift, wenn sie des alten müde geworden, sie hat keinen Sinn für das stille Leben, das von der Idee geboren wird und sich vom Reichthum der Gedanken nährt; sie würde Sie niemals verstehen können, und Sie würden leider zu spät entdecken, daß Sie sie niemals verstanden. Es war Ihre männliche Erscheinung, lieber Malm, die sie zuerst fesselte; wegen Ihrer angehenden Berühmtheit suchte sie, nicht Sie, sondern einen Abglanz des Ruhmes, der von Ihnen auf sie herab strahlen würde; nach Bewunderung dürstete sie, nicht nach Liebe. Gott weiß, mit wie blutendem Herzen ich Ihnen dies schreibe, aber ich thue es, weil ich Sie immer wie einen Sohn betrachtet habe, und Sie nun wie ihren Bruder ansehe. Beten Sie zu Gott, lieber Malm, beten und arbeiten Sie, und er wird Sie segnen."

Ich schrieb selbigen Abends einen kurzen Brief an Olaisen,

worin ich ihm meldete, daß die Ausführung der bestellten Arbeit verschoben werden müsse, da Malm's Psyche durch einen traurigen Zufall vom Cavalletto gestürzt und zerbrochen sei. Dieselbe Fabel ließ ich absichtlich in Rom verbreiten. Den übrigen Theil der Nacht verwandte ich auf einen Brief an Frau Olaisen; aber war der erste leicht gewesen, so fiel mir dieser so schwer, daß ich lieber zehn Figuren meißele, als dies Kunststück noch einmal vollbringe. Zuerst wollte ich Alles auf Schrauben stellen, Malm's Krankheit und den Untergang der Psyche vertuschen. Aber das ging nicht, dazu war meine Feder nicht fein genug; so fiel es mir denn ein, Alles zu schreiben, was ich im tiefsten Herzen dachte, sowohl über sie, wie über Sigrid, und als der Morgen kam, hatte ich drei Bogen fertig auf dem Tische und doppelt so viele zerrissen unter demselben liegen. Es war der traurigste Brief, den ich jemals geschrieben, aber er war, wie der ihrige, wahr und ohne Umschweif. Doch verschwieg ich Eines: Malm's heimliche Abend-Begegnungen mit Sigrid; ich wollte um Alles in der Welt nicht, daß sie genöthigt würde, zu dem tiefen Kummer über ihre Tochter auch noch Verachtung zu fügen.

Nach Verlauf dreier Wochen war Malm so weit hergestellt, daß ich ihn auf Rath des Arztes nach Ariccia hinausbringen konnte, aber er bot einen kummervollen Anblick dar. Seine schlanke Gestalt war gebeugt, sein heller Blick hatte den Glanz verloren und er sprach niemals, ohne dazu ge-

nöthigt zu sein, und auch dann nur einzelne Worte. Selbst meine Gesellschaft war ihm beschwerlich; tagüber streifte er allein in den Wäldern bei Nemi und Albano umher. Begegnete er mir oder Anderen, so entfernte er sich vom gebahnten Wege und vertiefte sich in die einsame Wildniß. Ich sah ihn niemals lächeln, hörte ihn niemals mit den Bauern oder Hirten reden, wie er es sonst geliebt hatte; nur hin und wieder streichelte er einem Kinde das Haupt, gab ihm einen Bajocco und ging stumm weiter. Oft kam er Nachts nicht nach Hause, und wenn ich ihn dann beunruhigt suchte, konnte ich gewiß sein, daß ich ihn entweder in einer der zahlreichen Grotten, an denen die Gegend so reich ist, sitzen oder auf einem der großen Steine am Ufer liegen fand, wo er träumend vor sich hinstarrte und gedankenvoll die leichten Nebel betrachtete, die in allerlei Gestalten über den See zogen.

Eines Morgens vertraute ich ihm Alles; ich gab ihm den Brief der Frau Olaisen und bat ihn, denselben zu lesen. Er nahm ihn schweigend, nickte mir zu und ging fort. Mittags kehrte er nicht zurück; der Abend kam ohne ihn, und etwas unruhig machte ich mich auf den Weg, ihn zu suchen, denn ich konnte ja nicht wissen, welche Wirkung der Brief hervorgebracht. Unwillkürlich verließ ich die Hauptstraße außerhalb Ariccia's, wandte mich zur Linken und schlug den kleinen Feldsteig ein, der zum See hinunterführt. Ich wußte, daß Malm dort mehrere Lieblingsplätze hatte, aber ich suchte ihn auf allen vergebens. Das Dunkel begann schon anzubrechen,

einzelne Sterne lugten hervor, und die Nebel stiegen über dem See, aber noch hatte ich Nichts von Malm erblickt. Ich hatte fast die Hoffnung aufgegeben, als ich ihn bei einer plötzlichen Wendung des Fußsteiges gerade vor mir sah. Er saß an demselben Bächlein, wo ich ihn vor drei Jahren getroffen, saß in derselben träumerischen Stellung, das Haupt auf beide Hände gestützt; aber der kleine Bach floß ungehindert, rieselnd und murmelnd, ohne durch einen Damm gestaut zu sein, und kein umgestürztes Kau lag in der Nähe. Er merkte nicht, daß ich neben ihm stehen blieb und ihn betrachtete; in sich selbst versunken, stierte sein Auge stumpf und willenlos auf den See hinaus, ohne auf einen bestimmten Gegenstand gerichtet zu sein; jetzt erst fiel es mir auf, daß er sehr gealtert, seit wir das erste Mal hier zusammentrafen. Ich berührte mehrmals seine Schulter, bevor er es zu bemerken schien; dann fuhr er plötzlich, wie aus einem fernen Traumlande emporgeschreckt, in die Höhe, sank aber fast eben so plötzlich wieder zusammen.

„Es ist spät," sagte er, „soll ich nach Hause gehn?" Ich schüttelte das Haupt und setzte mich zu ihm. Wir saßen eine Zeitlang in einem Schweigen, das er, wie ich hoffte, heut Abend vielleicht unterbrechen würde; aber ich lockte kein Wort aus ihm hervor. Da machte ich einen letzten Versuch. Ich stellte ihm vor, wie schwach und unmännlich es sei, sich so dem Kummer zu überlassen; ich schilderte ihm, welch ein reiches Leben seiner noch harre; ich beschwor ihn, Sigrid, das eitle

und sterbliche Weib, über der wahren und ewigen Kunst zu vergessen, und redete ihm endlich in's Herz, sich emporzuraffen, zu beten und zu arbeiten.

Er hörte mich schweigend an, aber in derselben geknickten Stellung wie zuvor; dieselbe Schlaffheit lag in seinen Zügen, derselbe stumpfe Blick lag in seinen Augen.

„Beten?" wiederholte er leise, wie mit sich selbst redend; „ich kann nicht beten, das ist unmöglich. Sie drängt sich dazwischen."

„So kannst Du arbeiten," antwortete ich.

„Arbeiten?" wiederholte er tonlos. „Ich kann Bauholz fällen, Steine klopfen — Einmal sprang eine Sehne in meinem Arme, und es dauerte sechs Wochen, bis sie heilte. Wie lange Zeit, glaubst Du, wird nöthig sein, wenn alle Fibern des Herzens zersprungen sind?"

Ich wollte ihm antworten, da erscholl ein Möwenschrei über dem See. Scharf und kreischend, einsam und verzweifelt klang die Stimme des fortziehenden Vogels über dem Wasser.

Malm fuhr wie mit einem Grausen empor, marmorbleich und mit irren Blicken. Er packte mich an der Schulter, deutete auf den See hinaus und flüsterte erschrocken:

„Hörtest Du wohl? Das war die Stimme der Hulda. Erinnerst Du Dich der goldglitzernden Steine? Drei konnte ich über den See werfen; drei, o mein Gott, nicht mehr!"

Er barg das Gesicht in beide Hände und brach in ein convulsivisches Weinen aus; dann wurde er ruhiger, und als

er sich ausgeweint, kehrten wir schweigend nach unserer Wohnung zurück; ich sah, hier war Nichts zu machen.

Ein ungewöhnlich regnichter und kalter Herbst folgte auf diesen traurigen Sommer. Malm ließ sich nie mehr unter den übrigen Künstlern blicken; ja, er war nicht einmal zu bewegen, sich für den kommenden Winter ein Studio zu miethen. Er hatte eine mehr als dürftige Hinterstube in der Ripetta bezogen; es war dort modrig und feucht, dunkel und kalt, aber er schien sich Nichts daraus zu machen. Die gewohnte Unterstützung von Olaisen traf allerdings ein, aber Malm sandte sie unverweilt zurück. Die Welt war ihm zum Ekel, die Einsamkeit zur Nothwendigkeit geworden; nur um das Leben zu fristen, hatte er Arbeit bei einem römischen Gypser angenommen, dem er Abgüsse von Antiken machen half. Er arbeitete dort nur, um die wenigen Paoli zu verdienen, deren er zu seinem Unterhalte bedurfte. Den Rest seiner Zeit verwandte er zu einsamen Wanderungen in der Campagna, wo er unter Felsblöcken und in den alten Ruinen Scorpione und Tausendfüße fing. Er hatte gleichsam eine Liebhaberei für dies abscheuliche und giftige Gewürm bekommen, das er in großen Gläsern in seiner Stube aufbewahrte. Stundenlang konnte er dort sitzen und zusehen, wie sie in der Dunkelheit schleichend und lauernd hervorkrochen, mit einander kämpfend und einander mit ihren widrigen Giftwaffen überlistend.

Anfangs November fielen ungewöhnlich heftige Regenschauer. Ich hatte Malm am Tage vorher besucht, und war

daher etwas überrascht, als er plötzlich gegen Mitternacht in mein Zimmer trat. Er war triefend naß; sein alter Hut war zu einem formlosen Wisch zusammengeregnet, seine Stiefel waren mit Lehm und Koth beschmutzt, und das Wasser troff aus seinem Haar und von seinem langen, zottigen Bart auf den Estrich hinab.

„Laß mich diese Nacht bei Dir schlafen,“ sagte er; „die Ripetta steht unter Wasser.“

Ich wollte ihm behülflich sein, sich seiner nassen Kleider zu entledigen, aber er wollte es nicht zugeben, vermuthlich weil er kein Hemd anhatte. Trotz all' meiner Proteste nahm er ein paar Bund Rohr aus dem Studio, breitete meinen Mantel darüber und warf sich auf dies harte Lager. Essen wollte er nicht, er trank nur ein Glas Wein und fiel bald ermattet in Schlaf.

Ein furchtbares Unwetter tobte während jener Nacht, fast schlimmer als es den Tag über gewüthet. Der Wind stürmte heftig aus Westen; dennoch waren die Regentropfen so schwer und groß, daß sie fast senkrecht zur Erde fielen. Etwas später brach ein Gewitter los, dessen Gleichen ich niemals zuvor oder nachher erlebt habe. Ich zählte achtzig Blitze in der Minute; das Haus erbebte in seinen Grundfesten, der Regen draußen rauschte wie ein Wasserfall, und doch wurde Malm nicht dadurch aufgeweckt. Das war übrigens nicht so verwunderlich; er war an jenem Tage circa sechs Meilen in Regen und Sturm gewandert, und hatte nur kurze Rast in

einem Kloster unweit Ostia gehalten, wo er Bekanntschaft mit einem Mönche, Fra Domenico, geschlossen, den er, wie ich wußte, im letzten Herbst oftmals besucht hatte. Endlich ging ich zu Bette, aber so oft die bläulichen Blitze durch's Fenster flammten und Malm's schlummernde Gestalt erhellten, konnte ich nicht umhin, an jene Nacht im Colosseum zu denken. Jedesmal warfen die Blitze einen gespenstigen Schein über sein bleiches, eingefallenes Antlitz. Er sah aus, als sei er todt, und ich begann fast zu wünschen, daß er es wäre.

Gegen Morgen schlief ich doch ein. Als ich erwachte, war Malm fort; die Uhr war gegen Sieben. Bald darauf vernahm ich eilige Schritte auf der Treppe, und Malm kehrte zurück. Er war, wo möglich, noch nässer, als am Abend vorher, aber in seinen Bewegungen lag ein Feuer und eine Energie, die mich im höchsten Grade verwunderten.

„Die Fluth steigt," sagte er, „das Ghetto steht unter Wasser; bis Mittag wird sie den Corso erreichen."

Eine so starke Ueberschwemmung hatten wir noch nie gehabt. Ich sprang rasch empor, kleidete mich an und folgte Malm, der ungeduldig wartend in der Thür stand.

Von der Via della Purificazione, wo ich damals wohnte, kamen wir rasch in die Via Sistina, die wir eilig durchschritten, um über die spanische Treppe nach Condotti hinab zu gelangen; aber schon hier sahen wir die gewaltige Wirkung der herabströmenden Wassermassen. Die spanische Treppe war

eine Cascade geworden, wo das Wasser von Stufe zu Stufe schäumend hinabsprang, stärker rauschend und brausend als die Fontana Trevi. Die ganze Wassermenge vom Monte Pincio und der Via Sistina schlug diesen Weg ein und ergoß sich in strömendem Falle über die Piazza di Spagna, wo sie, mit dem Wasser der Fontaine vereint, durch Condotti weiterfloß. Wir kehrten um und durchwateten abermals die Via Sistina, bis wir durch Capo di Casa nach Due Macelli gelangten; aber schon auf dieser kurzen Strecke war mein Hut in ein triefendes Unding verwandelt und ich selbst vom Regen fast durchweicht worden. Ueber Fontana Trevi, deren riesiges Bassin hoch über den Rand schäumte, erreichten wir endlich den Anfang des Ghetto; aber je mehr wir uns dem Flusse näherten, desto höher stieg das Wasser in den Straßen, und desto nutzloser wurde es, umzukehren oder irgend welche Vorsicht zu beobachten; denn wir waren jetzt vom Regen gänzlich durchweicht.

Ich bin oftmals im Ghetto gewesen; ich habe sowohl bei mitternächtlichem Mondlicht wie im brennenden Mittagssonnenschein diese engen und feuchten Gassen durchwandert, aber niemals habe ich ihre Noth und ihr Elend, ihre tiefe Armuth und grenzenlose Unheimlichkeit in grellerem Lichte als damals gesehen. Die engen, dunklen Gassen waren in ebenso viele schlammige und stinkende Canäle verwandelt, wo Kohlstrünke und Orangenschalen, Korkstöpsel und Bettstroh in brüderlichem Verein mit zerfetzten Lumpen und ausgedienten Hut-

fragmenten umherschwammen. Aus den schmalen, rauchgeschwärzten Fensteröffnungen lugten die blassen Gesichter des verachteten Volkes ängstlich hervor; die pechschwarzen Augen folgten unruhig dem launischen Steigen und Fallen des Flusses, und wenn die gewaltige Fluthwoge durch die Straße floß, sich höher und höher emporthürmend, je nachdem sie zwischen den engen Windungen der Häuser mehr und mehr zusammengepreßt wurde, erscholl ein Angstgeschrei von Weibern und Kindern und die blassen Gesichter verschwanden von den Fenstern. Hier hatte man Bretter quer über die schmale Gasse hinausgelegt, damit die Bewohner der am Flusse liegenden Häuser sich zu den gegenüberwohnenden Leuten retten könnten, falls der Boden vom Wasser unterminirt würde; dort fischte man mit langen Stangen und Haken nach alten Stühlen und anderem weggeschwemmten Hausgeräth; hin und wieder erblickte man zwei Polizeisoldaten in einem flachen Boote, das mit Wein, Früchten und Brot belastet war, welche mit mathematischer Genauigkeit von dem Einen vertheilt wurden, während der Andere ebenso genau die päpstlichen Gaben notirte und mit einem langen Rohre den Korb steuerte, wenn er zu der Behausung des Elends und Hungers hinüberschwamm. Wir konnten nicht weiter vordringen und suchten daher auf einem Umwege durch die Via di quattro Capi die gleichnamige Brücke zu erreichen. Es gelang uns, da das Terrain hier beträchtlich höher ist und ungefähr in gleicher Linie mit der Brücke über die Tiberinsel liegt, aber als wir einen Blick über

die Via Fabriciana hinabwarfen, gewahrten wir ein Schauspiel, welches darauf schließen ließ, daß hier wirkliche Gefahr vorhanden war.

Aus dem dritten Stockwerk eines Hauses war quer über die Straße ein schmales Brett gelegt, eine schwankende Brücke, deren einziges Geländer von einem dünnen Seil gebildet war, das von den Insassen des gegenüberliegenden Fensters stramm gehalten wurde. Ein paar junge Mädchen hatten schon ängstlich den schmalen Pfad zwischen dem bleischweren Himmel droben und dem häßlichen gelben, schlammigen Wasser drunten passirt. Jetzt kam eine junge Jüdin mit ihrem Kind auf dem Arme, das sie bleich vor Entsetzen fest an sich drückte. Es entstand ein fürchterlicher Lärm; Gelächter und Schmährufe von Seiten der Römer mischten sich mit ängstlichen Warnungen und lautem Angstgeschrei aus dem Judenquartiere. Das Antlitz der jungen Frau war fast krampfhaft starr vor gespanntester Aufregung; ihre Kleider troffen von Wasser, und ihre langen rabenschwarzen Locken flatterten im Winde. Mitten auf dem schwankenden Brette zerrte sie plötzlich mit einem krampfhaften Ruck an dem Seile, welches dadurch den Händen Derer, die es hielten, entrissen ward. Taumelnd schwankte sie einen Augenblick; mit dem Ausdruck eines gemarterten Thieres stürzte sie auf das Brett hinab; es brach, und unter endlosem Jubel und gellendem Pfeifen verschwand sie mit dem Kinde in dem schlammigen Wasser. Einen Augenblick später tauchte sie wieder empor, das Kind noch fest in

ihren Armen; sie erfaßte glücklich ein ihr zugeworfenes Tau, und unter Gelächter und Hurrah wurde sie in ein herbeikommendes Boot hinaufgezogen.

Plötzlich stockte der wilde Jubel; denn man hörte ein dumpfes Gedröhn, wie von einem unterirdischen Donner. Das Haus, das sie verlassen, zerbarst von oben bis unten; die Dachziegel rasselten herab, die Balken knackten und mit krachendem Getöse stürzte das Haus in die Tiber hinab, das Nachbargebäude im Falle mit fortreißend und einen öden, leeren Platz hinterlassend, der blitzschnell von der rasenden Fluth erfüllt wurde, welche die übrige Häuserreihe zu untergraben drohte. Während des Zusammensturzes zerstob die Menge nach allen Seiten; der vom Sturme gepeitschte Schaum flog mir um die Ohren und das Wasser stieg durch die hervorgebrachte Bresche so plötzlich, daß es mir bis an die Kniee ging. Ich sah mich nach Malm um, der bis jetzt neben mir gestanden und gewiß außer mir der Einzige gewesen war, welcher nicht über die unglückliche Jüdin gelacht hatte. Er stand allein draußen mitten auf der Brücke, die Augen mit der Hand beschattend; sein Hut war fortgeweht und die langen dunkelbraunen Locken umflatterten sein Haupt. Es war kein Spaß, sich dort hinaus zu wagen; denn der Sturm erbrauste hin und wieder mit so mächtigen Stößen, daß man sich ans Geländer klammern mußte, und der Einsturz von Ponte Rotto hatte bewiesen, daß die Tiberbrücken nicht für die Ewigkeit gebaut sind. Ich arbeitete mich zu ihm hinaus und bat ihn

umzukehren; aber er schien ein ganz Anderer geworden zu sein. Seine hohe, herkulische Gestalt ragte schlank und leicht empor und seine dunkelblauen Augen funkelten mit ihrem alten Glanze, als er auf den Fluß hinausdeutete.

„Sieh,“ sagte er, ohne meiner Bitte zu achten, „ist das nicht prächtig? Sieh, wie die Wasserwirbel sich drehen und kräuseln. Höre, wie es tobt und braust, schäumt und zischt. Sieh die Pinie dort, wie sie fortgewirbelt wird und bald den Wipfel, bald die Wurzel in die Höhe streckt, bis sie in tausend Splitter zermalmt wird!“

Ich mußte ihm Recht geben in dem, was er sagte; nie habe ich ein furchtbareres und erhabneres Schauspiel gesehen. Der Fluß kam, breit angeschwollen, wogend wie ein Meer und reißend wie ein Gebirgsstrom, unter der sixtinischen Brücke hervorgeschossen, deren Bogen er mit seiner Fluth fast erfüllte. Dann schoß er mit reißender Hast in einer leichten Windung nach Ponte di quattro Capi hinab, wo wir standen, und überschwemmte die Gärten von Trastevere, deren goldne Orangen aus dem Wasser hervorzuwachsen schienen. Alles führte er in seinem rasenden Laufe mit fort; die Holzbrücken mit den alten Wassermühlen waren abgerissen und lagen wie zersplitterte Wracks in einander zusammengequetscht, vermischt mit dem Balkenwerk von den eingestürzten Häusern des Ghetto und mit entwurzelten Büschen und Bäumen, die der Fluß mit sich genommen. Hiedurch wurde gleichsam ein Wehr gebildet, das sich von der Tiberinsel bis zum Ghetto hinüber erstreckte,

und darüber spritzten und schäumten die Wellen des Flusses, während sie auf der entgegengesetzten Seite freien Lauf hatten. Plötzlich hörten wir ein dumpfes Gebrüll, einen sonderbar ergreifenden Laut, wie von einem großen Thiere, das sich in der höchsten Lebensgefahr befindet. Wir starrten Beide in die aufgewühlten schmutzig-gelben Wellen hinaus, konnten aber im ersten Augenblick Nichts entdecken. Der Ton kam näher, und plötzlich sah ich, etwa fünfzig Klafter von der sixtinischen Brücke entfernt, den Kopf eines Thieres, das vom Strome mit fortgerissen ward. Es war einer der Ochsen aus der Campagna, welcher durch irgend einen unglücklichen Zufall in die Fluth hineingerathen war; er hatte noch so viel Kraft, daß er den Kopf oben halten konnte, dessen riesige Hörner hoch über die Wellen empor ragten; aber jedesmal, wenn er von einem Wasserwirbel ergriffen ward, drehte er sich wie ein Kreisel und stieß dann, ehe er untertauchte, sein herzergreifendes Todesgeheul aus. Malm starrte auf das Thier hin, als wollten seine Augen aus ihren Höhlen treten; er folgte jeder Bewegung des Opfers, jeder Wendung des Stromes mit zurückgehaltenem Athem. Näher und näher kam das unglückliche Thier, bald auf die Seite rollend, bald sich rundum drehend, vom Strome mit solcher Schnelligkeit fortgewirbelt, daß mir selbst dabei schwindlig ward. Eine kurze Strecke vor der Tiberinsel war das Wasser anscheinend ruhig; denn hier war der Gegenstrom vom Lande stark, und es leuchtete ein, daß die Rettung des Thieres davon abhing, ob es dem

Wehr zugetrieben werden oder dem freien Lauf des Stromes bei Trastevere folgen würde. Kaum merkte das Thier das ruhigere Wasser, als es zu arbeiten begann und sich wieder in die rechte Lage erhob; es schwamm rasch der Tiberinsel zu, aber schon hatte es sich dem Ufer auf drei Klafter genähert, als wir es eine Wendung machen, auf die Seite rollen und abermals von dem rasenden Strome entführt werden sahen. Wir eilten zu jenem Theil der Brücke hinüber, der Ponte Bartolomeo genannt wird, und die Tiberinsel mit Trastevere verbindet; als wir den mittelsten Bogen erreichten, hörten wir das Thier ein entsetzliches Gebrüll ausstoßen, sahen es, vom Brückenwirbel ergriffen, wie in einem riesigen Mühlwerke zermalmt werden, sinken und verschwinden. Eine Minute später erblickten wir es als eine graue, unförmliche Masse, etwa zweihundert Ellen entfernt, auf der andern Seite der Brücke. Es trieb dort nur einen Augenblick, dann verschwand es für immer.

Malm war bleich geworden; er packte mich am Arme und frug mich mit einem seltsamen Ausdruck der Stimme: „Glaubst Du, daß ein Mensch gerettet werden könnte, wenn er jetzt in den Fluß fiele?"

„Unmöglich," antwortete ich; „selbst der beste Schwimmer würde wie ein Strohhalm fortgewirbelt."

„Ja, das würde er," sagte Malm mit gedämpfter Stimme wie zu sich selbst.

Wir kehrten um und erblickten auf der andern Seite der

Brücke beim Ghetto einen großen Zusammenlauf von Menschen, die alle mit gespannter Aufmerksamkeit auf den Fluß hinausstierten. Wir schauten hinüber nach der sixtinischen Brücke, wo ein anderes Haus unterminirt sein mußte, denn ein riesiger Haufen Treibholz, fast das Sparrenwerk eines ganzen Daches, zum Theil noch zusammenhängend, kam mit rasender Hast den Fluß hinabgeschossen.

Plötzlich riß Malm mich heftig am Arme, deutete auf den Fluß hinaus und schrie:

„Siehst Du die Frau auf dem Dache? Gott stehe ihr bei, sie ist verloren!"

Im ersten Augenblick sah ich Nichts; aber Malm's scharfes Auge hatte leider Recht. Mitten in der tobenden Fluth, die Kleider halb in die Dachsparren verwickelt, halb sich daran festklammernd, sahen wir eine alte Frau herantreiben; sie war leichenblaß, die Augen starrten zu den dunklen, treibenden Wolken empor, und das stahlgraue Haar flatterte in kurzen, wirren Fransen vor dem rasenden Winde. Sie war augenscheinlich eine Jüdin, eine Bewohnerin des verachteten Ghetto.

Malm warf mir einen Blick zu, der mich veranlaßte, meine Hand fest auf seinen Arm zu legen; darauf folgten wir beide in athemloser Spannung dem treibenden Wrack.

Mit furchtbarer Schnelligkeit näherte sich dasselbe der Tiberinsel. Dann und wann wurde es von den Stromwirbeln herumgeschleudert, wir hörten das Gebälk knacken und knarren, aber es hielt, und die Unglückliche, die wir mehrmals verloren

glaubten, tauchte von Neuem empor. Endlich kam der entscheidende Augenblick, wo das Wrack, das sich ziemlich in der Mitte des Stromes gehalten, in die Gegenströmung vor der Insel gerieth. Es lag einen Augenblick ruhig, als bedenke es sich, welchen Weg es einschlagen solle, und wir sahen die unglückliche Frau sich langsam etwas höher hinaufarbeiten. Dann machte es einen Umschwung; es drehte sich ganz langsam rundum, und schoß mit wilder Hast zum Wehr hinab, wo es krachend mit den Mühlenbrücken und den übrigen Balkentrümmern zusammenstieß.

Das Ganze ereignete sich nicht fünfzehn Klafter von der Brücke, auf der wir uns befanden; wir konnten deutlich das Gesicht der Frau unterscheiden, deren eingefallene und runzlige Züge von der gräßlichsten Todesangst verzerrt waren. Sie stieß keinen Klageschrei aus, sie machte keine Bewegung; nur einmal erhob sie die matten, gelbgrauen Augen und stierte auf Malm und mich mit einem Ausdruck hoffnungsloser Verzweiflung.

Malm hielt die Hand vor die Augen und senkte das Haupt, als vermöchte er den Anblick nicht zu ertragen. Die Brücke war voll gaffender Zuschauer; ich wandte mich zu einem derselben, einem jungen, starken Handwerker aus Trastevere, und frug:

„Ist es möglich, sie zu retten?“

„Maché!“ („Ach was!“) antwortete er höhnisch und zuckte mit den Schultern, „é un' Ebraea!“ („Es ist eine Jüdin!“)

„Ich rette just so gerne einen Hund, wie die," sagte ein Zweiter, indem er seine Mütze zurückschob; „sie gehört zu Denen, die unsern Heiland erschlugen."

„Das Geschmeiß schwimmt immer oben," bemerkte ein Dritter, der wie ein Obstverkäufer aussah; „sie sitzt gut fest, wo sie sitzt, und wird bis morgen tüchtig gewaschen werden, wenn das Dach nicht vorher zersplittert. Sieh da! jetzt krabbelt sie höher hinauf; ihr ist wohl bange, daß sie nasse Füße kriegt!"

Ich blickte auf ihn hin; die Finger juckten mir danach, ihm dermaßen den Pelz zu waschen, daß er weder morgen noch übermorgen Etwas sehn sollte; ich blickte auf die stumpfen, gleichgültigen Gesichter, die, ohne eine Miene zu verziehen, den verzweifelten Todeskampf eines Weibes mit ansehen und ihn zum Gegenstand ihres Gespötts machen konnten.

Im selben Augenblick taumelte der Handwerker nach der einen, der Obsthändler nach der andern Seite, Beide von Malm's kräftiger Faust getroffen.

„Niederträchtige, herzlose Schufte!" schrie er, „macht Platz oder ich schmeiße Euch in den Fluß, so rasch meine Arme es vermögen. Wer nicht Platz macht, den schlage ich zu Boden!"

Die dicht zusammengedrängte Menge wich augenblicklich vor Malm zur Seite, den sie wahrscheinlich für toll hielten, und mit einem Sprunge war er drunten bei der Via del quattro Capi.

Ich folgte ihm dicht auf den Fersen, und da ich seine Absicht merkte, von den Ruinen, die von den eingestürzten Häusern zurückgeblieben waren, in die Tiber zu springen, so faßte ich ihn um den Leib und sagte so ruhig, wie es mir möglich war:

„Malm, weißt Du, daß dies Selbstmord ist?"

„Nun, und wenn es das wäre?" erwiderte er.

„So werde ich Alles thun, um Dich daran zu verhindern."

„Und was willst Du thun?" frug er höhnisch, indem er seine athletische Gestalt zu ihrer vollen Höhe emporrichtete.

„Dich nicht mit Gewalt verhindern, nicht mit Dir ringen am Rande des Grabes; aber so wahr ein Gott lebt, springe ich Dir nach, wenn Du Dein wahnwitziges Vorhaben ausführst, und Du sollst Rechenschaft für uns Beide ablegen."

Er besann sich einen Augenblick; dann sagte er: „Ich gebe Dir mein Ehrenwort, daß ich Alles thun will, was in meiner Macht steht, um mein Leben zu retten. Der Versuch ist außerdem nicht wahnwitzig; hier dicht bei der Häuserreihe ist ein Gegenstrom, weil die Hauptströmung sich am mittelsten Brückenpfeiler bricht. Schaffe mir ein Seil, und ich will fünf Minuten warten."

Ich watete durch die Straße zurück, fast bis an den Hals im Wasser; ein Polizeisoldat kam in Begleitung eines halben Dutzends Leute von der Brücke mit einem Tau und einer Boje, die sie in den Fluß hinausschicken wollten. In

ihrer Gesellschaft kehrte ich zu Malm zurück. Er hatte seinen Rock abgeworfen und starrte mit angestrengter Aufmerksamkeit auf die Bewegungen des Stromes. Der römische Gendarm nahm weder von mir, noch von Malm Notiz, sondern begann mit geschäftsmäßiger Langsamkeit das Tau an die mitgebrachte Boje zu befestigen.

„Unterlaßt das," sagte ihm Malm. „Eine Boje vermag kein Menschenleben zu retten, aber ich kann es."

„Er ist toll, der Engländer," hörte ich den Gendarm seinem Nebenmanne zuflüstern. „So! hinaus damit!"

Die Boje flog in's Wasser, schwamm aber zur großen Verwunderung des Gendarmen eine Strecke in entgegengesetzter Richtung; dann blieb sie einen Augenblick dort still liegen, wo der Gegenstrom nachließ, drehte sich plötzlich rundum und wurde von der Hauptströmung mit solcher Gewalt entführt, daß man das Tau kaum rasch genug abwickeln konnte. Dicht vor dem Wehr wurde sie von einer Stromschnelle ergriffen, tauchte unter und kam wieder zwischen den Gebälktrümmern, etwa zwanzig Ellen von der Verunglückten, zum Vorschein.

„Kappt jetzt die Leine!" sagte Malm lächelnd; „die Boje sitzt fest und Tau genug ist vorhanden. Es kann glücken," flüsterte er mir auf Dänisch zu; „jetzt weiß ich, was ich thun muß — ich kenne die norwegischen Gebirgsströme."

Ich band ihm selbst die Leine um den Leib und vergewisserte mich, daß sie fest saß. Dann half ich ihm, sich langsam in den Strom hinausgleiten zu lassen. Er flüsterte mir

zu: „Auf glückliches Wiedersehn!" und wurde auf dieselbe Art wie die Boje entführt. Als er an den gefährlichen Punkt kam, machte er drei oder vier starke Schwimmstöße dem Hauptstrome zu, dann drehte er sich um und arbeitete mit aller Macht gegen denselben an. Selten habe ich Jemanden mit so viel Kraft und Gewandtheit manövriren sehen, aber die Strömung riß ihn doch ziemlich schnell fort. Plötzlich sah ich ihn sich emporheben, sich im Wirbel drehen und unter dem Wasser verschwinden; aber er tauchte ein Paar Ellen vor dem Wehr und nur wenige Klafter von der unglücklichen Frau wieder empor. Wir sahen ihn sich zu ihr hinarbeiten, ihre Kleider vom Sparrenwerk losmachen und ihr die Leine um den Leib binden. Ich hörte ihn rufen: „Holt über!" und zwei Minuten darauf lag sie gerettet zu unsern Füßen. Die Menge auf der Brücke stand in athemloser Erwartung. Malm saß ruhig auf dem Wracke, als handle es sich um gar Nichts. Wir waren eben im Begriffe, eine leichtere Boje an das Tau zu befestigen, um dieselbe in die Hauptströmung hinauswerfen zu können, als wir von der Brücke ein lärmendes Geschrei hörten und die Hände Aller auf den Fluß hindeuten sahen. Ich konnte nicht sehen, was passirt sei, da eine vorspringende Mauerecke mir die Aussicht bis zur sixtinischen Brücke verdeckte; aber ein eiskaltes Grausen durchfuhr mich, denn ich ahnte, daß es jetzt Leben oder Tod gelte. Plötzlich sah ich Malm sich emporheben, von Balken zu Balken springen und mit einem rasenden Satze sich in die Stromwirbel unter

Ponte di quattro Capi hinabstürzen. Fast im selben Augenblicke schoß eine gewaltige Masse dunkler, rauchgeschwärzter Balken uns mit rasender Hast vorbei; sie trafen das Wehr, sprengten es mit einem gewaltigen Stoße und zerbrachen mit einem krachenden Getöse, das den Schrei des Entsetzens auf der Brücke übertäubte und dieselbe in ihren Grundfesten erschütterte. In einer Sekunde wurden die schweren Balken zermalmt und wie Strohhalme im Sturme fortgewirbelt; die aufschäumenden Wogen tobten grollend und brausend durch die Brücke.

So endete Malm. — Nur Wenige kannten ihn im Leben, noch Wenigere verstanden ihn, und nur ich habe ihn beweint. Das dunkelblaue Mittelmeer wogt jetzt über seinen Gebeinen, aber mit größerem Recht, als auf das Grab des jungen englischen Dichters, der auf dem protestantischen Kirchhofe ruht, könnte man auf seinen Leichenstein setzen: „Hier ruht Einer, dem der verletzende Haß seiner Feinde und die unversöhnliche Bitterkeit des Lebens den Wunsch eingeflößt, diese Worte auf seinem Denkstein eingegraben zu sehn:

„Hierunter schläft Einer, dessen Name auf die Welle geschrieben.“

Nach den Worten des alten Künstlers entstand eine lange Pause des Schweigens, die zuerst Niemand unterbrechen zu wollen schien, bis er, der ein so erschütterndes Jugendbild vor uns entrollt hatte, sich selbst zu uns wandte. Er hatte am Schlusse seiner Erzählung sein Haupt entblößt — ob es, um Malm's Andenken zu ehren, oder nur zufällig geschah, vermag ich nicht zu entscheiden — jetzt setzte er seinen Hut wieder auf, fuhr sich mit der Hand über die Augen, und sich den mächtigen grauen Bart streichend, sagte er in scherzendem Tone:

„Entschuldigen Sie meine Tragödie, meine Herren; ich glaubte nicht, daß sie so lang und so traurig würde, als ich anfing; aber ich merke, daß ich alt zu werden beginne, denn es ist mir ergangen, wie es alten Leuten zu gehen pflegt, die eine Erinnerung bringt die andere mit sich, und ehe man Etwas davon weiß, hat man einen Roman geliefert, wo man nur eine kurze Erzählung geben wollte."

„Und was sagt denn die Kritik?" frug ich lächelnd.

„Ja, wahrhaftig! die hatte ich ganz vergessen. Was sagt Berthelsen? Daß er mir nur nicht hingeht und sie in die Zeitung setzt!"

„Ich fürchte," bemerkte Aabye, „daß Sie ihm eine zu starke Dosis der Svingberg'schen Pillen gegeben, die abführend zu wirken scheinen; wenigstens ist er nicht hier auf dem Platze."

„Hm, das glaube ich doch nicht. Berthelsen ist jung und kann ziemlich Viel vertragen; wir sind nicht so schlechte Freunde,

wie es den Anschein hat. Wegen solch einer Kleinigkeit ergreift er nicht das Hasenpanier."

„Ist er es nicht, welcher da drüben bei St. Maria steht und mit einem Hirten aus der Campagna spricht?" frug ich.

„Ja, ganz richtig," erwiderte der Alte; „ich erkenne ihn an dem verflixten Ofenrohr, das er auf dem Kopfe trägt, **una bomba**, wie die Römer es nennen. Wie mir scheint, nimmt er Stunden im Italienischen, und das kann ihm auch noth thun; er hat schon ein paar arge Böcke in die Zeitung gesetzt."

Im selben Augenblick sahen wir Berthelsen in Begleitung des römischen Hirten zu uns herankommen. Letzterer war ein schlanker, großer und kräftiger Mann, in der gewöhnlichen Tracht der Campagnuolen und mit der langen Lanze der Büffeltreiber in der Hand. Er blieb etwa zehn Ellen vom Obelisken entfernt stehen, stolz und reglos, während Berthelsen sich uns in zweifelhafter Haltung näherte, ein Blatt Papier lesend, das er in der Hand hielt.

„Ich fürchte," rief er uns entgegen, „daß es um Werner in der Campagna sehr schlimm bestellt ist. Hier ist ein Hirte, der allerlei Zeug in seinem verwünschten Dialecte spricht, den Niemand verstehen kann, und hier ist ein aus den Bergen datirter und in Rom gedruckter Zettel, den ich nicht zu lesen vermag."

„Lassen Sie mich sehen," sagte der Alte, indem er sich rasch vom Löwen herunterschwang und Berthelsen den Zettel aus der Hand nahm. „Es ist sehr erbaulich, einen Kritiker bekennen zu hören, daß er nicht verstehen kann, was man spricht, und nicht

lesen kann, was ich zu verstehen im Stande bin. Es sind auch recht ungehobelte Leute, diese Hirten, sie verstehen niemals den norwegisch-italienischen Dialect, und verlangen doch, daß man den ihrigen verstehen soll. Seien Sie nur hübsch artig, Berthelsen, machen Sie kein so sauertöpfisches Gesicht, und hören Sie den Inhalt des Documentes."

Es war mondhell genug, um zu lesen, und zu unserer großen Verwunderung las der Alte uns folgende Bekanntmachung vor, die in wortgetreuer Uebersetzung etwa so lautete:

„Ich Unterzeichneter, Sciavone, Generalissimus in der Armee Franz des Zweiten, Beschützer des legitimen Rechts und Kämpfer für unsern allerheiligsten Vater Pius den Neunten, thue hiemit kund und zu wissen, daß ich durch meine Vorposten Signor Enrico Vernero, artiste Danese, als Spion habe verhaften lassen, welcher übermorgen bei Sonnenaufgang erschossen werden wird, wenn nicht seine Freunde in Rom morgen Abend an den Ueberbringer dieser meiner Botschaft zweihundert Scudi bezahlen.

Gez. Sciavone,

Generalissimus in der Armee Franz II."

Der Zettel wanderte von Hand zu Hand; er war auf dasselbe miserable Papier gedruckt wie die Zeitung „Armonia", mit denselben groben Lettern, und in der untersten Ecke stand zum Ueberflusse „Stamperia di Roma." Ich vermochte kaum an eine solche Frechheit zu glauben; es war geradezu ein Blanquet, das in einer der päpstlichen Officinen gedruckt war

und die Stellen leer gelassen hatte, wo der Name und das Lösegeld hineingeschrieben werden sollten. Es war keine Adresse vorhanden, aber unter Sciavone's Namen und Titel hatte Werner das eine bedeutungsvolle Wort „paga!“ („Bezahle!") geschrieben.

„Was sollen wir jetzt thun?" frug Aabye, mit einem Gesichte, aus dem aller Humor verschwunden war.

„Thun?" wiederholte der Alte mit einem ironischen Ausdruck. „Natürlich bezahlen, wie Ihr Freund es schon sehr weise begriffen hat."

„Bezahlen!" schrie Aabye indignirt; „dem lumpigen Kerl vierhundert Thaler bezahlen! Ich will ihn gehängt sehen, bevor ich ihm einen einzigen Heller gebe. Laßt uns die französischen Gendarmen rufen und den Schlingel arretiren, der eine so unverschämte Botschaft überbracht hat! Er muß ja wissen, wo die anderen Schufte sind."

„Jawohl," sagte der Alte, „laßt uns sie holen. Laßt uns die große Trommel schlagen, die ganze Stadt in Alarm setzen und die Polizei anrufen. So würden Sie es in Kopenhagen machen, nicht wahr? und gleich würde ein Dutzend Gerichtsdiener den Kerl am Kragen packen, und am nächsten Tage würden wir den Schinderhannes hinter Schloß und Riegel haben; aber so geht es hier nicht, pagare o non pagare, that is the question („Zahlen oder nicht zahlen, das ist hier die Frage"), wie Shakespeare sagt. Ich werde Ihnen den Zettel noch einmal verdolmetschen; ich denke, dann werden Sie ihn besser verstehen: „Ich, Sciavone, der größte Banditen-

schlingel in ganz Italien, Anführer des verworfensten und gemeinsten Ausschusses der Menschheit, bin so glücklich gewesen, Jemanden abzufangen, den ich nicht kenne, der aber aussieht, als könnte er ein paar hundert Scudi für sein Leben bezahlen. Thut er es nicht, so wird er erschossen; im Uebrigen können Sie mit meinem Boten thun, was Sie wollen; er weiß nicht, wo ich morgen bin, kann weder Gedrucktes noch Geschriebenes lesen und wird nicht einmal von den päpstlichen Behörden verhaftet werden, die meine allerunterthänigsten Diener sind." — Sehen Sie, das ist die Meinung; ist sie deutlich genug?"

„Aber könnten wir nicht handeln mit dem Kerl? Zweihundert Scudi! Das ist ja ein unerhörter Preis!"

„Keineswegs; er ist im Gegentheil unerhört billig, und wenn man bedenkt, was man dafür hat, wird man ihn gar nicht theuer finden. Unser Freund hat eine seiner Launen befriedigt, des Menschen Wille ist sein Himmelreich, und das Himmelreich kann man niemals zu theuer erkaufen, das ist Nummer Eins. Sodann verbringt er ein paar angenehme Tage in den schönen Bergen unter der gewähltesten Gesellschaft, und eine ausgewählte Gesellschaft kann man auch nicht zu theuer bezahlen; das wäre also Nummer Zwei. Ferner kommt er in die Zeitungen, sein Name fliegt von Italien über ganz Dänemark, Norwegen und Schweden; tausend Zungen werden dadurch in Bewegung gesetzt, tausend Gedanken knüpfen sich an ihn und sein Abenteuer, er wird berühmt, und Berühmtheit kann man ebenfalls nicht zu theuer bezahlen. Sehen

Sie, das ist Nummer Drei. Endlich hat er sein wirklich erlebtes Abenteuer. Wie eine Biene aus der Campagna, beladen mit dem Blumenstaube der Romantik, fliegt er zu uns nach Haus; er wird Löwe in Rom, er kann uns einen Abend hier am Obelisken die Zeit vertreiben und seinen Roman drucken lassen, wenn er einmal wieder daheim im ruhigen Stübchen sitzt; das wäre Nummer Vier. Addiren Sie diese Nummern, so werden Sie gewiß einräumen, daß jede derselben unter Brüdern ihre hundert Thaler werth ist, und daß er das Alles im eigentlichsten Sinne des Wortes für ein Lumpengeld erstanden hat."

„Gehen Sie zum Henker mit Ihren Witzen!" schrie Aabye erhitzt. „Ist jetzt Zeit zu spaßen? Halten Sie den Kerl durch Geplauder auf, ich hole inzwischen die französische Wache in der Ripetta, und melde sodann die Sache dem Consul."

„Bleiben Sie!" sagte der Alte, indem er mit einem kräftigen Ruck den forteilenden Aabye zurückhielt. „Sie haben Recht, es ist keine Zeit zu Narrenspossen, und Sie stehen im Begriffe, zwei dergleichen zu begehen. Kommen Sie mit!"

Mit diesen Worten erfaßte er Aabye's Arm und ging mit ihm zu dem ruhig wartenden Hirten hinüber.

„Bote an die dänischen Künstler?" frug der Alte kurz.

„Ja, Signor."

„Von Sciavone?"

„Vielleicht, Signor," antwortete der Hirt mit einem ironischen Lächeln, das seine hübschen weißen Zähne hervorblinken ließ.

Aabye ballte die Faust und stampfte auf die Erde.

„Sagen Sie dem Absender," versetzte der Alte, „daß wir uns morgen um dieselbe Zeit, nämlich eine halbe Stunde vor Mitternacht, pünktlich hier einfinden und das Gewünschte mitbringen werden."

„Sagen Sie Ihrem Herrn," schrie Aabye außer sich vor Wuth, „daß er der infamste Schuft und niederträchtigste Spitzbube ist, der auf Gottes grüner Erde verweilt!"

„Ja, Signor," antwortete der Hirt mit unerschütterlichstem Ernste, indem er uns zum Abschied grüßte und sich nach der Ripetta hin entfernte.

„Er verstand kein Wort von dem, was Sie sagten, und das war ein rechtes Glück," bemerkte der Alte. „Wie hoch beläuft sich Ihr Creditiv?"

„Weder Werner noch ich haben ein Creditiv, sondern Wechsel auf Fould in Paris. Im Augenblick ist unser Status nicht besonders glücklich; unser gemeinschaftliches Vermögen beträgt kaum dreihundert Scudi."

„So schlagen Sie für zweihundert los, und bringen Sie das Geld morgen Abend mit, aber in Silber. Das französische Gold cursirt nicht in den Bergen, und Banknoten geben ein Agio."

Mit diesen Worten lüpfte der alte Künstler seinen Hut und schlenderte mit mir den todtenstillen Corso hinan.

Der folgende Tag war ein directer Gegensatz des vorhergehenden, zum mindesten was das Wetter betraf. Wir hatten am vorigen Tage eine schwere, drückende Luft gehabt, doch ohne eigentlichen Sirocco; jetzt blies eine frische Tramontana erquickend hin über die Stadt und wehte den fiebergeschwächten Nerven der Römer ein neues Leben ein. Draußen vor dem Café antico saß der alte Künstler, ein ganz ungewöhnliches Phänomen, da er solches für einen unverzeihlichen, der alten Römer unwürdigen Luxus hielt. Aber meine Verwunderung stieg auf's Höchste, als ich Beppino ihm drei „ova ben' cotta, café con crema“ („gekochte Eier, Kaffee mit Rahm“) und vier ausgesuchte Exemplare der bekannten päpstlichen Glimmstengel bringen sah, welche den stolzen Namen scelti („die Auserwählten“) trugen. Es lag auf der Hand, daß etwas Besonderes im Werke sein mußte.

„Wie ist es möglich,“ sagte ich lächelnd, indem ich mich an seinen kleinen Tisch setzte, „daß Ueppigkeit und Schlemmerei die strengen Sitten der alten Republik zu stürzen beginnen, sodaß sie sich schon mehr und mehr der Verfallsperiode nähert, deren ausgearteter Geschmack, in Verbindung mit dem zügellosen Leben der Cäsaren, den Keim zum Einfall der Barbaren legte?“

Er blickte lächelnd auf und frug trocken:

„Wissen Sie noch mehr von Munthe's Weltgeschichte auswendig?"

„Ganze Seiten, wenn es Ihnen beliebt. Aber ich will die historische Grundlage bei Seite lassen, die mir nur als oratorisches Piedestal dient, um meine Verwunderung darüber auszudrücken, daß ich Sie hier bei einer so lucullischen Beschäftigung finde."

„Nun ja, der Imbiß ist vielleicht etwas lucullisch für einen Künstler, der bekanntlich immer von Wasser und Brot leben sollte; aber heute vor fünfunddreißig Jahren geschah das unglückliche Ereigniß, daß ich nach Rom kam. Ich betrachte dies als meinen eigentlichen Geburtstag; den ersten habe ich schier vergessen."

„Das ist eine schlaue Manier, sein wirkliches Alter zu verhehlen."

„Ach ja, was man so sicher hat, braucht man nicht zu zählen. Beppino, bring uns zwei Gläser Marsala!"

Er stieß mit mir an, lächelte gutmüthig und sagte:

„Verlieren Sie nur nicht das bischen Nase, was Ihnen beschieden ist, vor lauter Verwunderung! Dem Mund könnte gar noch dasselbe passiren. Ich will Ihnen den wirklichen Grund mittheilen: ich esse jetzt zu Mittag, obschon es erst sieben Uhr ist, und werde auch heute Abend schwerlich Etwas bekommen."

„Wohin wollen Sie denn?"

„Eine Strecke Weges die Via Flaminia hinab, so circa ein paar Meilen jenseits der Columbarien. Man hat dort eine Augustusstatue gefunden, die ich wohl etwas näher in Augenschein nehmen möchte. Gehen Sie mit?"

Ich wollte eben antworten, als wir lustige Stimmen hinter uns vernahmen. Es waren Aabye, Berthelsen und die Andern, welche sich einfanden, um ihr Frühstück einzunehmen. Die Neuigkeit war bald mitgetheilt, und nicht lange nachher setzte unsere kleine Caravane sich über den Monte Pincio in Bewegung, um durch die Porta del Popolo ins Freie zu gelangen.

Es war gleichsam, als hätte die reine, frische Bergluft uns Allen den Humor erfrischt und jedes Stäubchen Verstimmtheit hinweg geblasen. Man schien ganz vergessen zu haben, daß Werner vermuthlich auf demselben Wege, den wir jetzt einschlugen, gefangen genommen worden. Es war auch unmöglich, diesen Sonnenschein, diese Frische und Freiheit der Natur, dies Lachen, Plaudern und Singen mit den räthselhaften Ereignissen der Nacht in Verbindung zu setzen. Alles strahlte in der blendenden Tagesbeleuchtung so offen, so freundlich, so einladend, daß man unmöglich andere Gedanken haben konnte, als den, die Kerle, welche Werner zum Gefangenen gemacht, müßten gutmüthige, manierliche Bursche sein, die ihn heute Abend in höchsteigener Person zurückbringen und vielleicht obendrein wegen der Freiheit, die sie sich genommen, um Entschuldigung bitten würden. Nur der sonst so lustige und jo-

viale Aabye hatte einige Runzeln auf der Stirn, aber ich war überzeugt, daß die Sorge um seinen Freund, und nicht die Scudi, dieselben hervorbrachte.

Wir hatten eben die milvische Brücke passirt, wir hatten den sinnreichen Einfall bewundert, Johannes den Täufer auf die eine Seite der Brücke und Christum, welcher die Taufe empfängt, en distance auf die andere zu postiren, und wir näherten uns jetzt der Trattoria von Ponte Molle, als Aabye uns plötzlich vorschlug, eine Localuntersuchung anzustellen, um, wo möglich, durch ein Kreuzverhör Etwas über Werner's Schicksal zu ermitteln. Dasselbe führte indeß zu keinem Resultate; der dicke, joviale Wirth lachte über das ganze Gesicht und schwang seine weiße Mütze bei den oratorischen Wendungen im Strom seiner Rede; die Kellner rannten umher und brachten Aabye zur Verzweiflung, indem sie ihre Papiermützen so platt wie Pfannkuchen schlugen, fünf oder zehn Finger dicht vor seiner Nase tanzen ließen, und dann plötzlich auf ein Tranchirmesser deuteten, und das Alles mit einem Redeschwall, worin das Wort „ammazzato“ („höchst erstaunt!“) eine solche Hauptrolle spielte, daß Aabye, wie gesagt, in wahre Verzweiflung gerieth. Der Eine wies nach der Tiber hin, ein Zweiter nach den bläulichen Bergkämmen, die im Sonnenschein blinkten, ein Dritter machte Bewegungen, als reite er auf einem galoppirenden Pferde über die Campagna; aber das Resultat war und blieb dasselbe, welches der frühere Bote uns mitgetheilt hatte, nämlich daß Werner gegen Mitternacht

die Leute aus dem Schlafe geklopft, seinen Wein getrunken, ein Attest vom Wirthe erhalten hatte, der ihn für einen Original-Engländer angesehn, und daß er wahrscheinlich auf dies Conto hin ermordet, ausgeplündert und in die Tiber geworfen sei, wenn man es nicht vorgezogen, seinen Freunden in Rom ein Lösegeld zu entpressen, was der dicke Wirth für das Geschäftsmäßigste hielt, und wofür wir jetzt leider nur allzu deutliche Beweise hatten.

Unsere Durchforschung von Ponte Molle hatte jedoch ein anderes und praktischeres Resultat. Als wir nämlich in den Garten hinauskamen, trafen wir dort den alten Maler Björck, welcher dasselbe Ziel, wie wir, für seinen Morgenspaziergang gewählt hatte. Er war just im Begriffe, eine Foglietta des guten Landweins zu trinken, welcher der Trattoria von Ponte Molle ihre Berühmtheit verschafft hat, und wir erfuhren von ihm, daß die Augustusstatue, weit entfernt, an der Via Flaminia gefunden zu sein, sich im Gegentheil etwa vier Meilen von dort gen Ostia befand.

Das war in jeder Beziehung eine ärgerliche Nachricht, und sicherlich das Einzige, was den „Alten" aus seiner gewöhnlichen, halb gutmüthigen, halb satirischen Laune herauszustören vermochte.

„Nun, so liegt sie also dort, und streckt die Nase in die Luft," brummte er verdrießlich, und gab einem der leichten Rohrstühle einen Stoß mit dem Fuße, daß ein schwarzes Ferkel und ein Trupp Hühner, die den Garten der Trattoria augen-

scheinlich als ihren gesetzlichen Aufenthaltsort betrachteten, erschrocken Reißaus nahmen.

„Nein, bewahre!“ versetzte Björck, „sie streckt die Nase durchaus nicht in die Luft, denn sie hat keine.“

„Hat keine?“ wiederholte Berthelsen, indem er sorgfältig notirte: „Dicht bei Ostia, Augustus, Freund und Vertrauter des Mäcenas, Notabene durch Irrthum Ponte Molle, keine Nase.“

„Warum hat sie keine Nase?“ frug Berthelsen, der sich bereit hielt, weitere Notizen zu machen.

„Weil sie aus der Verfallsperiode ist,“ antwortete Björck. „Alle Statuen aus der Verfallsperiode sind ohne Nasen.“

Berthelsen sah sich etwas zweifelhaft um; aber da er auf allen Gesichtern den unerschütterlichsten Ernst gewahrte, schrieb er weiter: „Verfallsperiode, keine Nasen.“

„Woher kommt es denn, daß die Nasen in der Verfallsperiode fehlen?“

„Ja, das will ich Ihnen sagen,“ erwiderte Björck. „In der Verfallsperiode, wo der Geschmack, die Kunst, ja selbst die Kritik verfiel, erging es der Sprache natürlich nicht besser. Man redete nicht mehr frank und frei wie zur Zeit der Republik, sondern lispelte und näselte in unterthänigster Demuth vor den mächtigen Cäsaren. Diese Anwendung von Nasaltönen wirkte ganz natürlich auf die Form der Nase ein; sie ward größer und wie aufgeblasen, und daher brach sie beim Umfallen immer den Statuen aus dieser Periode ab.“

Berthelsen sah sich mit der unsicheren Miene um, die Jedem eigenthümlich ist, der nicht recht weiß, ob er mystificirt wird, oder nicht. Er hatte schon wieder den Bleistift ergriffen, als er mit voller Kraft der Ueberzeugung, und als wenn ihm plötzlich ein helles Licht aufgegangen sei, in die Worte ausbrach:

„Das ist wahrhaftig nicht andem, Björck!"

„Ganz richtig," antwortete dieser; „allein derjenige, welcher sich in Rom solche Geschichten aufbinden läßt, giebt Wein aus; das ist ein alter Brauch, den wir von unsern Vätern ererbt haben. He, Pietro! Vier Mezzos „Süßen" für Signor Asciuto!"

Berthelsens saures Gesicht wurde durch die letzte Anspielung auf „Herrn Schlaukopf" nicht freundlicher. Er schob das Notizbuch in die Rocktasche und warf die Frage hin:

„Wer setzt denn die Nasen wieder an?"

„Verschiedene," antwortete der Alte; „Canova hat einige angesetzt, Thorwaldsen andere; die des Ersteren kann man stets erkennen, die des Letzteren hingegen nicht. Daher sagte er auch, es sei eine undankbare Arbeit."

„Nun," meinte Berthelsen, „ob eine Nase ein bischen länger oder kürzer ist, darauf kommt wohl eigentlich nicht viel an. Im Uebrigen muß ich bemerken, daß die Nase, im Ganzen genommen, ein genirendes Stück Möbel ist, und ich muß, aufrichtig gesagt, bekennen, daß ich noch nicht begreife, wie man es eigentlich anfängt, ein hübsches Kind zu

küssen, und sich doch manierlich aus der Affaire zu ziehen. Küßt man nämlich geradezu, so stoßen die Nasenspitzen unfehlbar zusammen und es wird also Nichts aus dem Kusse; küßt man dagegen schräg, um die Berührung der Nasen zu umgehen, so schneiden die beiden Linien, welche die Lippen bilden, einander unter einem größeren oder kleineren Winkel, und der eigentliche Kuß fällt nur in den Schneidepunkt; da aber der Schneidepunkt wie jeglicher Punkt weder eine Ausdehnung in die Länge noch in die Breite hat, sondern unendlich klein ist, so wird der Kuß in Folge dessen gleichfalls unendlich klein, und das Resultat ist dasselbe wie im ersten Falle, nämlich daß der Kuß eine Unmöglichkeit wird. Können Sie mir nun den Unterschied zwischen Theorie und Praxis erklären? Denn ich habe gehört, daß es sich doch thun lassen soll."

„Haben Sie denn niemals ein junges Mädchen geküßt?" frug der Alte, während Björck mit tragikomischer Miene das norwegische Volkslied variirte:

„Und Jens Johannsen, der schmucke Geselle,
Er küßte die Dirn' auf das Stumpfnäschen schnelle;
Er küßte zum ersten, zum anderen Mal,
Dem Dirnlein schuf es geringe Qual."

„Ja, ein Mal habe ich es versucht," sagte Berthelsen, „aber es lief bös ab. Es geschah im Laufen; sie rannte mir just entgegen, und zwar mit solcher Gewalt, daß wir Beide beträchtliches Nasenbluten bekamen. Seit der Zeit habe ich

niemals ein Mädchen geküßt, aber ich kann wohl begreifen, daß man sich in Lappland die Nasen an einander scheuert, statt sich zu küssen; dabei ist doch ein reeller Vortheil, besonders im Winter."

Die Anderen lachten über Berthelsen's paradoxen Einfall, aber Björck sagte ernsthaft:

„Es giebt doch Nichts auf Gottes grüner Erde, sei es auch noch so toll, das nicht theoretisch aufgestellt und in der Praxis vertheidigt worden wäre. Berthelsen's originelle Behauptung, mit welcher er im Scherz hervorgetreten ist, um die Nasen aus der Verfallsperiode zu decken, habe ich vollen Ernstes von einem Manne aufstellen hören, dessen Leid und Unglück seine Nase war. Er war reich, unabhängig, geistig begabt, und hätte der glücklichste Mensch auf Erden sein können, wenn ihm nicht die Natur eine Nase zugetheilt, die sich in Alles einmischte, Alles verdarb, selbst seine Herzensangelegenheiten, und ihn schließlich zu einem unglücklichen Sonderling machte, voll Melancholie, Bitterkeit und Enttäuschung."

„Erzählen Sie!" sagte der Alte, an seinem Glase nippend. „Es ist doch nicht etwa Signor Naso?"

„Eben der! Ich spiele just nicht die ehrenvollste Rolle in der Geschichte," versetzte Björck, „und wenn ich an sie denke, weiß ich fast nicht, ob ich darüber lachen oder weinen soll. Aber einerlei, hier ist sie:

„Ich habe immer eine Schwäche für Zucker gehabt, wenn man ihn in alten Jamaica-Rum schüttet und etwas Wasser dazu gießt. „Das stärkt!“ sagte mein Vater; — „und giebt solch’ herrlichen Schlaf,“ fügte meine Mutter hinzu, wenn sie das Getränk half and half mischte, „es ist viel besser als Thee.“ Dann tauchte sie ihr Riechfläschchen mit dem kleinen Schwamm in ihr Glas, und ich erhielt den Schwamm, um daran zu saugen. Damals war ich nur zwei Jahre alt, und wenn meine Mutter mich in die Wiege trug, so pflegte sie zu sagen: „Nun schläft er, der kleine Wicht! Sollen wir ihm noch ein Lutschbeutelchen geben?“ Und dann tauchte sie den Schwamm abermals ein und schob ihn mir in die Hand, damit ich Etwas zu saugen hätte, wenn ich in der Nacht aufwachte. Das war besser als Wurmpulver, wie mein Vater zu sagen pflegte; es verschaffte sowohl meiner Mutter wie mir eine ausgezeichnete Nachtruhe, und Schaden habe ich nicht dadurch genommen, obschon ich an die Sechzig bin; aber meinen mezzo caldo muß ich allabendlich haben. —

Nun, das hat mit der Geschichte eigentlich Nichts zu thun, aber Sie können es als Einleitung betrachten.

Ich saß also eines Abends allein im Café antico und trieb meinen Scherz mit der kleinen Ariella, so oft der Wirth hinausgegangen war, um dafür zu sorgen, daß die beiden jungen Kellner sich nicht aus Eifersucht über das Mädchen

zu Schanden schlügen, als plötzlich die Thür sich öffnete und ein Quidam eintrat, den ich nicht recht erblicken konnte, weil Ariella's Kopf sich zwischen dem seinen und dem meinen befand.

„Was fällt Ariella ein?" dachte ich; denn im selben Augenblick sprang sie von meinem Schooße empor, hielt ihre kleinen, niedlichen Hände vor beide Augen und flog mit Einem Sprunge die steile Treppe zu der hochgelegenen Nebenstube hinan. Dort warf sie sich der Länge nach auf zwei Rohrstühle und brachte einen glucksenden Ton hervor, sodaß man sie für eine Brütmaschine für kalekut'sche Hühner hätte halten sollen, und gleichzeitig trampelte sie mit ihren Füßchen auf die Diele und ließ weit mehr von ihren Bewegungswerkzeugen erblicken, als für Personen ihres Alters und Geschlechtes ziemlich ist. „Man könnte es fast ein Kniestück nennen," dachte ich; aber gerade im selben Augenblick schüttete Carlo den Inhalt des Kaffeekessels auf Matteo hinab, der so braun wie eine Mahagonypuppe umhertanzte, während sein Nebenbuhler mit radiesrothem Kopfe die Nebentreppe hinanstürmte, über Ariella's Beine stolperte und sie nebst den beiden Rohrstühlen mit sich zu Boden riß. Matteo machte einen schwachen Versuch, ihr zu Hülfe zu kommen; er öffnete halb die Schiebethür und blickte eine Secunde lang mit dem ernsthaftesten Gesicht von der Welt hinaus; dann machte er eine Grimasse, als habe er eine glühheiße Kartoffel in den Mund bekommen, schlug die Thür zu und brachte einige Töne hervor, die mich glauben ließen, daß er

sich entweder den Hals mit kochendem Kaffee gurgele oder sich in langsamem Wahnwitze mit dem Handtuch strangulire.

Ich sah nach dem Tische hin; dort stand unser wohlbeleibter Vater Giuseppe mit einem Paar Augen, die aussahen, als würden sie nie wieder in Ordnung kommen, während er ein „Dio mio!“ über das andere stammelte. Ich wandte mich rasch, um zu sehen, was vorgehe, und während Vater Giuseppe in das Nebenzimmer schoß, theils seiner eigenen Bequemlichkeit willen, theils um Carlo von Ariella freizumachen und, wo möglich, der Letzteren neues Leben einzubläuen, rannte ich mit meiner Nase gerade auf eine Hummerscheere oder etwas Aehnliches los, das mitten im Gesicht eines Mannes saß, der sonst in jeder Hinsicht normal und wohlgebildet war.

„Scudi!“ sagte ich vor lauter Bestürzung.

„Fa niente,“ antwortete er mit einem stark englischen Accente, und zündete sich eine Cigarre an, mit augenscheinlicher Gefahr, seine Nasenspitze zu braten.

Als er hiemit zu Stande gekommen war, ergriff er das „Giornale di Roma“ und hielt es so nahe vor sein Gesicht, wie die Länge der Cigarre es zuließ. Ich sah nichts Anderes von ihm, als die Gluth der Cigarre, welche wie ein kleiner Vollmond, Spalte auf, Spalte ab, durch das Papier leuchtete. Während er so hinter der päpstlichen Brustwehr saß, von welcher der Rauch wie von einer Wahlstatt empor wallte, dachte ich an die lustige Kinderzeit, wo man dadurch, daß man sich ein Gebiß von Apfelsinenschalen machte, sich eine Hummer-

scheere auf die Nase klemmte, oder sich die Augenlider mit einem gespaltenen Holzpflock aus einander spreizte, einen verblüffenden Eindruck auf noch jüngere Seelen hervorbrachte, namentlich wenn man das Ganze erhellte, indem man bengalische Flammen in Gestalt eines glühenden Zündhölzchens in den Mund nahm. Dann dachte ich ferner, wie weit es für einen älteren Gentleman passend sei, sich außerhalb der Carnevalszeit eine Hummerscheere auf die Nase zu setzen, was ein sehr nützlicher und angenehmer Zeitvertreib sein mag, wenn man in seiner Stube allein vor dem Spiegel steht und Polichinell spielt, was aber doch minder statthaft ist, wenn man Cafés besucht, wo man viele Gäste trifft, und wo die Hummerscheere leicht abgestoßen werden kann. Und dann fiel mir ein, daß es am Ende gar eine natürliche und wirkliche Nase sein könnte, welche, aller Natur und Vernunft zum Trotz, aus dem „Punch" in das Gesicht des stillen Gentleman hinübergefahren sei, der sich hinter das clericale Blatt verschanzte. Aber gerade als ich im Begriff stand, diesen Gedanken mit verdienter Verachtung abzuweisen, nahm mein Vis-à-vis das Blatt vom Munde, um einen Schluck seiner Orangiata zu trinken, und wer schildert mein Grauen, als ich mich vor dem unmittelbaren Eindruck meiner Sinne beugen und erkennen mußte, daß die Nase ein an Form, Fülle und Farbe gleich ungewöhnliches, aber doch unzweifelhaft factisch bestehendes Vorgebirge sei, dessen Gleichen man außer bei Cap Horn so leicht nicht finden wird.

Wie er mit dem schwierigen Manöver fertig ward, — ob er, wie die Bienen, jenen furchtbaren Saugrüssel in das Glas hineinsteckte oder denselben außenvor bleiben ließ — unter welchen Umständen ich in's Nebenzimmer gerieth, und was sonst noch in der Gaststube geschah, davon habe ich bis auf den heutigen Tag nicht die leiseste Ahnung; nur so Viel weiß ich, daß ich, als mein Zwerchfell sich wieder in die gehörigen Falten gelegt, Carlo beschäftigt sah, die Resultate meiner Flucht aufzuheben, die in Gestalt von drei kleinen Tischen, einem Paar Kaffeekannen und diversen Comptoirtassen in einem Chaos von weißem Zucker schwammen, während Ariella neben mir auf dem Sopha lag und kaum die Thränen zu trocknen vermochte, welche die letzten krampfhaften Lachanfälle immer noch hervorlockten.

„Per Baccho!“ stöhnte der joviale Giuseppe, „quello Inglese — —!“ („Dieser Engländer —!“) Er hatte mehr sagen wollen, vollendete aber den Satz, indem er mit den Fingern einen Bogen von der Nasenwurzel bis zu den Knieen und wieder zurück beschrieb; damit verschwand er in der Thür und drehte uns seinen breiten Rücken zu, der bis zu den Schultern hinauf lachte. Ich blickte in die Gaststube hinab, die jetzt ganz leer war; er hatte das Blatt vom Gesichte genommen und stierte mit einem seltsamen, halb leidenden, halb resignirten Ausdruck in die Luft, ohne daß sein Blick auf einen bestimmten Gegenstand gerichtet war. Wie er so dasaß, die Hand auf den kleinen Marmortisch gestützt, die Zeitung auf sein Knie

hinabgesunken, mit den schlaffen Zügen des halb offenen Mundes, erschien er mir so unmittelbar komisch, daß ich der Versuchung nicht widerstehen konnte, das Skizzenbuch hervorzulangen, und erst ihn, dann als Contrast die kleine Ariella auf seinem Knie sitzend zu zeichnen. Ich malte ihm ein Paar große Fledermausflügel auf den Rücken und ein Paar kleine Hörneransätze auf die Stirn; Ariella gab ich ein Paar leichte Psycheschwingen und umhüllte ihre Gestalt mit einer Draperie, die ein Mittelding von der Gewandung einer Ballettänzerin und Thorwaldsen's Venus war.

Ariella ward böse und wollte mir das Blatt entreißen; ich nahm es an mich, und da sie fortfuhr, danach zu greifen, sprang ich auf und ging in die Gaststube an meinen vorigen Platz zurück. Sie folgte mir dahin; als sie aber dem Signor Naso, wie sie ihn nannte, auf drei Schritt nahe kam, machte sie Linksumkehrt und stürzte unter einem neuen Lachanfalle in das Nebenzimmer hinauf. Er erhob sich, blickte ihr nach und stieß einen so tiefen und schmerzlichen Seufzer aus, daß ich ihn unwillkürlich ansehen mußte. Wie verändert war er in diesem Augenblick! Es lag etwas so tief Wehmüthiges, so Resignirtes und doch mit Schmerz Untermischtes um seinen Mund, daß ich mich plötzlich davon ergriffen fühlte. Keine Spur von Zorn lag in seinen Zügen, obschon er sicherlich gehört und gesehen hatte, was um ihn her vorgegangen war; seine schönen dunkelbraunen Augen strahlten mit ruhigem Glanze, waren aber feucht wie von einer lebhaften

Erregung. Seine hohe und breite Stirn war gänzlich frei von Runzeln, und hätte man nur die verwünschte Nase so gut restauriren können, wie Thorwaldsen es in Breccia nuova gethan, so wäre er der schönste Mann gewesen, welchem ich je begegnet bin. Ich sagte mir, daß ich herzlos gehandelt, ihn im selben Augenblicke zu zeichnen, wo er wahrscheinlich sein Unglück am bittersten fühlte, und ich schob daher die Zeichnung unter das Skizzenbuch, ehe ich mich an Matteo wandte, um das Genossene zu bezahlen. Als ich mich wieder umdrehte, stand er mit dem Blatte in der Hand und betrachtete es mit einer Kennermiene, in welcher nur Aufmerksamkeit, aber keine Spur von Zorn oder Bitterkeit zu lesen war. Es war eine verzwickt unbehagliche Situation, und ich empfand das so sehr, daß ich hinter seinem Rücken auskratzen wollte, ohne das Blatt mitzunehmen.

„Sie vergißt mein Portrait," sagte er plötzlich, indem er mir die Hand auf die Schulter legte.

Ich taumelte überrascht zurück; denn meine Carrikatur als sein Porträt anerkennen und mich, als Schweden, in gebrochenem Dänisch anreden, waren zwei Dinge, welche einen solchen Kennerblick und eine solche Großmuth verriethen, daß beide mich höchlich in Verwunderung setzten. Ich stotterte auf Englisch ein paar verwirrte Phrasen hervor und wurde so roth wie eine Bauerrose.

„Sprich Sie nur Schwedisch, denn mich verstehen es sehr

gut; mich hat gewesen in Kopenhagen über ein halbes Jahr, und deshalb sprechen mich ziemlich gut Dänisch."

„Damit steht es soso, lala!" dachte ich bei mir, verbeugte mich abermals und stotterte einige Entschuldigungen auf Schwedisch.

„Was wünscht Sie für dies mein Portrait?" frug er und legte es auf das Skizzenbuch.

Das hieß fast die Großmuth zu weit treiben, und ich blickte ihn scharf an, ohne daß ich jedoch vermocht hätte, eine Spur von Ironie oder Sarkasmus in seinem Gesichte zu entdecken.

„Was verlangt Sie?" wiederholte er seine Frage.

„Nur Verzeihung für einen schlecht angebrachten Spaß," antwortete ich, ihm das Blatt überreichend.

Er erwiderte Nichts darauf, sondern sah sich nur nach einem Stück Papier um, worin er das Bild einwickeln könne. Ich ging in das Nebenzimmer, um eine der alten Zeitungen zu holen; aber als ich zurückkam, war er mitsammt dem „Giornale di Roma" verschwunden, und hatte zu Ariella's großer Verwunderung und Befriedigung einen blanken Louisd'or auf dem Tische hinterlassen, dessen sie sich heimlich bemächtigte, ehe Vater Giuseppe zurückkam.

„Er war toll," sagte sie, „und wie grimmig er aussah! Aber wie gut und reich er ist, enorm reich!"

„Und Du bist ja ein Dieb, Ariella," sagte ich, „ein enormer Dieb, ein Herzensdieb und ein Gelddieb!"

„Ich stehle nicht," erwiderte sie stolz; „was ich finde, das behalte ich, und ich konnte ihm wohl ansehen, daß er mich im Sinne hatte, und weder Carlo, noch Matteo. Außerdem stahl er ja selbst die neue Zeitung mit dem hübschen Vers auf den Namenstag der heiligen Jungfrau, und Etwas aus Ihrem Skizzenbuche, das habe ich wohl gesehen."

Ich ging hin und schlug das Skizzenbuch auf, wo Alles in schönster Ordnung war, nur daß unter dem ersten Blatte eine Anweisung auf zehn Pfund Sterling lag, zahlbar bei Torlonia in Rom. Das war des Guten so Viel, daß es mir fast wie die bitterste Satire, ja wie eine Beleidigung vorkam, die ich mir weder gefallen lassen durfte, noch wollte. Ich unternahm sofort ein Wettrennen den Corso hinab, das sich an Schnelligkeit recht wohl mit dem der Dragoner in der Carnevalswoche messen konnte, und dem Publicum fast ebenso viel Ungelegenheit, Spektakel und Püffe wie jenes verursachte. Ich frug rechts und links nach „Signor Naso," wie Ariella ihn schon getauft hatte, was die Wirkung nach sich zog, daß die Leute mich für nicht ganz nüchtern hielten. Aber sobald ich die Gestalt jener wunderlichen Nase zu schildern oder sie nur durch einen Gestus anzudeuten begann, erhob sich ein solches Gelächter, daß ich es für das Zweckmäßigste ansah, gerades Wegs nach Hause zu gehen, um nicht in einer Droschke nach San Spirito befördert zu werden.

Die folgenden Tage verbrachte ich mit einer großartigen Jagd auf lange rothe und krumme Nasen, und sobald ich

eine solche in der Ferne erblickte, wirkte dieselbe auf mich wie die Fährte des Wildes auf die Hunde; ich schoß von dannen, stand vor einem Juden, wenn ich meinen Lord gefunden zu haben wähnte, und rannte abermals fort, um über einen Weinhändler vom Lande oder einen Kneipenwirth aus Trastevere herzufallen. Ich durchforschte alle Hôtel-Listen, spionirte die Bewohner jeder casa mobiliata aus, und bestach Droschkenkutscher, Kellner und Badewärter nach einem Maßstabe, der mich im Laufe eines Monats unfehlbar an den Bettelstab bringen mußte. Ich hetzte meine Spürhunde auf ihn in Gestalt Carlo's, Matteo's und Ariella's, und versetzte Vater Giuseppe in einen Fieberzustand durch die Mittheilung, daß sein und seiner Familie Wohl auf dem Spiel stünde, wenn er mir nicht den Signor Naso herbeischaffe, der, wie ich behauptete, ein entwichener Galeerensklave sei. Ich trank mit der Kaltblütigkeit der Verzweiflung jeden Abend an demselben Tische in demselben Café einen heißen Toddy nach dem andern, und brachte dadurch regelmäßig Ariella, Carlo und Vater Giuseppe in einen nur mir sichtbaren Doppelgängerzustand, welcher stets das betrübende Resultat hatte, daß Matteo mich nach Hause begleiten mußte, um ausfindig zu machen, zu welchem der siebzehn Schlüssellöcher mein Thürschlüssel passe. Allein Alles war vergebens; ich begann fast Signor Naso und die Ereignisse jenes Abends für eine durch allzuhäufigen Genuß von mezzo caldo erzeugte Hallucination anzusehen, aber die verwünschte Zehnpfundnote und das fehlende Blatt in

meinem Skizzenbuche verrammelten mir hartnäckig diesen sinnreichen Ausweg.

Als ich eines Abends in einem Anfall jener Hypochondrie, welche einem herannahenden Delirium vorausgehen soll, zur Via Pia hinausging, bog ich ganz zufällig in einen kleinen Nebenweg ein, wo an die Stelle der kreideweißen Weinbergsmauern lebendige Hecken mit Rosen, Brombeeren und Geisblatt in Fülle traten. Der Weg verengerte sich allmählich zu einem schmäleren Pfade, wo das Gebüsch der gegenüberliegenden Seiten fast ein zusammenhängendes Laubdach voll erquickenden Schattens bildete. Ich hatte niemals zuvor diesen Weg betreten, welcher auf die Campagna hinausführen zu müssen schien; aber er hatte etwas so Stilles und Einsames, etwas so friedlich Anheimelndes, daß ich mich ganz der belebenden Stimmung, welche er auf mich hervorbrachte, überließ und mit aller Ruhe und Behaglichkeit vorwärts schlenderte, bald den Duft der Blüthen einsaugend, bald mich an der weiten Aussicht über die Campagna erfreuend, wenn zufällig eine Oeffnung in der Hecke vorhanden war.

Plötzlich ward ich meinen Träumereien entrissen durch das wüthende Gebell eines kleinen Hundes, welcher durch eine dichte Myrthenhecke herausgeschlüpft war und mir den heilen Zustand meiner Beinkleider ganz unmenschlich zu mißgönnen schien. Es war ein sonderbarer Hund; denn er sah aus, als hätte man einen Eichhornschwanz auf einen grauen Plüschhut

gesetzt und sich damit ergötzt, beide Theile wider den Strich zu bürsten.

„Monkey!“ hörte ich Jemanden hinter der Hecke rufen, „Monkey, hier!“

Aber Monkey ließ sich nicht abschrecken, denn mit einer Unermüdlichkeit, die einer besseren Sache würdig war, bearbeitete er mein linkes Hosenbein, und versetzte es durch die Thätigkeit weniger Minuten in einen Zustand der Offenheit bis zur Stiefelstrippe hinauf. Ich wagte nicht, ihm einen Fußtritt zu geben, aus Furcht, daß er eine Attaque auf die edleren Theile drinnen machen könnte, und freute mich deshalb sehr, einen Mann sich mit eiligen Schritten der Stelle, wo ich stand, nähern zu hören. Plötzlich schob sich durch die Oeffnung der Hecke ein menschliches Gesicht, und mitten darin saß wieder die große rothe Hummerscheere, welche meine fixe Idee bei Tage und der Friedensstörer meiner Träume bei Nacht gewesen; kein Zweifel, es war Signor Naso.

„Sir!“ rief ich wüthend, indem ich mit den Ueberresten meiner unteren Regionen eine kräftige Bewegung machte, und dadurch Monkey fast in gleiche Höhe mit der Nase seines Herrn hinauf beförderte. „Wie dürfen Sie es wagen, mich wie einen Bettler zu behandeln und mich von Ihrer verwünschten Meerkatze zerreißen zu lassen? Wenn Sie nicht Ihren Hund an sich rufen, schlage ich ihn todt!“

Signor Naso flötete auf eine eigenthümliche Art, und sofort wurde Monkey seinen rachgierigen Betrachtungen ent-

rissen, plumpste von den Ruinen meiner Beinkleider hinab, und verschwand durch eine Oeffnung in der Hecke.

Ich blickte auf das Grauen der Verwüstung hinab, dann blickte ich zu der Hummerscheere empor, und Nichts von Beidem schien geeignet, den Zustand zu mildern, worin mein Gemüth sich befand.

„Sir!“ schrie ich, das Gefährliche der Situation überdenkend, wenn ich solchergestalt durch die Straßen Rom's zurück wandern sollte. „Möchten Sie wohl Ihre Zehnpfundnote zurücknehmen, und möchten Sie dafür Ihrem Scheusal von Affenpinscher den Hals umdrehen und einen von Ihren Leuten mit einigen Briefen Stecknadeln oder mit einem Paar Beinkleider heraussenden, wenn ich bitten darf?“

Signor Naso verschwand von der Hecke, ohne ein Wort zu erwidern, während Monkey, der sich wahrscheinlich über das Schweigen seines Herrn ärgerte, aus Leibeskräften bellte, hin und wieder seine kleine schwarze Schnauze durch das eine oder andere Loch steckte, und einen sehr bezeichnenden Laut durch seine kreideweißen Zähne hervorfletschte. Ich blieb sogar zweifelnd stehn, ob ich die Sache weiter verfolgen oder Spießruthen bis zu Quattro Fontane zurücklaufen solle, als ich im selben Augenblick einen galonirten Wicht gewahrte, der auf mich zugesteuert kam, um mich zu bitten, bei seinem Herrn einzutreten, welcher das Unglück, das mich betroffen, sehr bedauere.

Nachdem der Wicht dies in so zierlichen und schönen

Worten wie möglich gesagt hatte, schritt er demüthig voran, um mir den Weg zu zeigen, und ich folgte ihm, indem ich still bei mir überlegte, weshalb Monkey, wenn ihm so prächtige seidenwattirte Waden zum Einbeißen zu Gebot standen, eine so trockene Kost, wie Nankinghosen doch sein mußten, habe vorziehen können.

Der Galonirte öffnete die kleine Gitterthür einer größeren Eingangspforte, hielt ehrerbietig den Thürgriff fest, als fürchte er, daß ihm derselbe fortlaufen möchte, und amüsirte sich damit, in gebückter Stellung den Zugwind den Puder seiner Perücke abblasen zu lassen. Darauf wand er sich wieder an mir vorbei, mit einem oratorischen Gestus auf ein ländliches Haus deutend, das von Pinien und Cypressen umschattet lag, und verschwand dann plötzlich in irgend einen Schlupfwinkel.

Nun glaube ich zwar manche Villa in und außerhalb Rom's gesehen zu haben, wie ich mir auch schmeichle, mit der Topographie dieser Stadt nicht ganz unbekannt zu sein; hier mußte ich mich aber in den Arm kneifen, um nicht zu wähnen, daß ich durch einen Zauberschlag nach dem einen oder anderen Herrensitze in England versetzt worden sei. Es erging mir wie Holberg's verwunschenem Bauern, ich lag im Bett des Barons, rieb mir die Augen und sprach zu mir selbst: „Ei, was ist das doch? Was ist das für eine Herrlichkeit, und wie bin ich dazu gekommen?“

Statt der steifen, schnurgraden Wege mit Hecken auf beiden Seiten, welche den italienischen Gärten das Aussehen

der Rückseite eines Dambretts verleihen, statt des Krimskrams bunter Blumen, womit sie ihre langweiligen, halb verdorrten Grasplätze gleichsam besticken, schlängelten sich kiesbestreute Wege durch Rasenpartien, deren frisches Gras so kurz und dicht wie die Haare einer Kleiderbürste stand. Statt der einzelnen, zerstreut stehenden Pinien und Cypressen, erblickte man hier ein reiches Laubdach von Ulmen, Platanen und Ahornbäumen, die ihren Standort auf italienischem Boden nur dadurch hin und wieder verriethen, daß die hellgrünen Schößlinge der Weinreben guirlandenförmig ihre Stämme umkränzten. Das Haus selbst war vollkommen englisch; keine Vasen mit Aloen, keine Statuen mit verwitterten Nasen, kein weißer Anstrich oder Bewurf mit Puzzolanerde, sondern eine niedrige, mit Stroh gedeckte Cottage, rings mit wilden Wein, Epheu und Geisblatt überwachsen, mit grünen Persiennen, vergoldetem Gitterwerk und einem Thürhammer, der im Sonnenlicht funkelte.

Als ich mich dem Gebäude näherte, schossen zwei andere Diener daraus hervor, die, weit entfernt, galonirt zu sein, vielmehr in ihren schwarzen Fracks und weißen Halsbinden jungen, wohlgeschniegelten Gelehrten glichen, die einen Augenblick ihre mystischen Zellen verlassen, um sich den besser verständlichen Freuden eines Diners hinzugeben. Der Eine schloß mir, mit einem neuen Demuthsanfalle, das Gitter auf, der Andere klopfte mir sanft den Rücken, um mich von einem leichten Kalkanstrich zu befreien, den ich von einer Weinbergs-

mauer mitgenommen. Darauf huschten erst Nummer Eins und dann Nummer Zwei wieder an mir vorüber und zeigten mir ihre besondere Fertigkeit, sich zu verbeugen und Beide gleichzeitig treppauf zu laufen, um dort zwei Flügelthüren aufzureißen und mich einem dritten, wohlbarbirten Gentleman zu überlassen, dessen breite Nackenkrümmung mir eine Idee von den Resultaten der Ausdauer des menschlichen Geistes durch die Flucht der Jahre gab und mir als Leitstern diente, während er gravitätisch zum ersten Stockwerk hinan schritt. Hier schob er mich in ein kleines, aber höchst elegantes Zimmer, wo er mich meinen eigenen Betrachtungen überließ, die besonders in einer tiefer gehenden Reflexion darüber bestanden, ob ich mich auch der gewähltesten Worte gegen Signor Naso bedient, und ob ich nicht besser gethan hätte, etwas höflicher und etwas weniger intim mit demselben zu reden. Ich kam indeß nicht recht weit darin, denn im selben Augenblick zeigte sich wieder der Krummnacken, erst von vorn, dann von hinten, dann wieder von vorn, mit einer Reihe von Windungen, Wendungen, Drehungen und Verrenkungen, unter welchen ich mich auf einen Stuhl gedrückt und mich erst meiner Stiefel, dann meiner Beinkleider gewaltsam beraubt, dann sänftlich zuerst mit Beinkleidern, dann mit Stiefeln versehen, darauf emporgezogen, zugeknöpft, gebürstet, pomadisirt und mit Eau de Cologne besprengt, und endlich vor einen aristokratischen Spiegel mit vergoldetem Rahmen gestellt fühlte, der mit photographischer Treue meine ganze liebenswürdige

Persönlichkeit zurückstrahlte, hinter deren Rücken ein galonirter Wurm sich in leisen Windungen zur Thür wand.

Ich sagte ein paar freundliche und artige Worte zu dem Krummnacken, der noch mit dem Handtuch über dem Arme in stiller Selbstversunkenheit sein Werk betrachtete, warf einen Blick auf die gelben Unaussprechlichen, die ich Monkey's fernerer Bearbeitung überließ, und folgte darauf dem Galonirten, welcher mit mir erst eine Treppe hinabgaloppirte, dann in ein kleines Zimmer, von dort in ein größeres, und endlich in ein noch größeres trat, wo er so zuvorkommend war, mir zu sagen, daß er Signor Naso meinen Namen und meine Stellung anvertrauen wolle, wenn ich die Güte hätte, ihm selbige mitzutheilen. Darauf verschwand er hinter einer schweren Sammetportière, und tauchte plötzlich wieder mit der Meldung hervor, daß sein Herr bereit sei, mich zu empfangen.

Nicht eben mit den erfreulichsten Gefühlen tauchte ich in das Meer von Seidensammet und goldenen Fransen hinab; als ich aber wieder hervor tauchte, sah ich Signor Naso an einem großen Schreibtische voll antiker Münzen, Gemmen, etrurischer Alterthümer und pompejanischer Schnurrpfeifereien sitzen, während Monkey unter dem Tische auf einem Leoparden-felle lag und mich mit einem Paar Augen anglotzte, als wisse er, daß ich seinen Herrn zum Besten gehabt und jetzt meinen verdienten Lohn empfangen solle. Das Zimmer sah in gewisser Hinsicht unordentlich aus, machte aber trotzdem einen sehr wohlthuenden Eindruck. Handzeichnungen lagen bunt

durcheinander auf einem Tische, in dessen Mitte sich eine Art Aufsatz mit Statuetten, Skizzen von gebranntem Thon und kleineren Abgüssen erhob; die Venus von Milo stand in einer Ecke, der „Schleifer" in einer andern. Große Gruppen von Blattpflanzen beschatteten das Fenster, und die Wände waren mit Gemälden bedeckt, von welchen eines sofort meine Aufmerksamkeit auf sich zog, weil es mit einem grünen Seidenflore verhüllt war.

Ich hatte jedoch nicht recht Zeit, all' diese Herrlichkeiten zu betrachten; denn kaum war ich eingetreten, als Signor Naso das große illustrirte Werk über antike Münzen, worin er eben las, von sich schob und mich mit einer Handbewegung aufforderte, in einem Sessel mit runder Lehne, der höchst einladend aussah, Platz zu nehmen. Er selbst saß mit dem Rücken dem Lichte zugewandt, das, von den zahlreichen Pflanzen gebrochen, mild und gedämpft durch das große Fenster fiel, und es schien mir, daß er in dieser Beleuchtung und unter dieser Umgebung nicht ganz so Punch-artig aussah, wie er mir im Café vorgekommen war.

„Sie reden Englisch?" frug er leicht hingeworfen, indem er mich scharf ansah.

„Ja, Mylord," antwortete ich, indem mir der Rücken ganz steif wurde vor Verlegenheit über all' das Vornehme, das mir schon entgegen getreten war.

„Wohl, so lassen Sie uns diese Sprache benutzen, die mir unleugbar am bequemsten ist, falls Sie Nichts dawider haben."

„Wie Sie wünschen, Mylord," antwortete ich, indem ich den Starrkrampf der Angst bis zum Halse hinaufkrabbeln fühlte, sodaß ich kaum ein Wort hervorzubringen vermochte.

„Nennen Sie mich nicht Mylord; das ist ein Titel, der mir freilich zukommt, aus dem ich mir aber Nichts mache; nennen Sie mich schlichtweg Sir Henry. Nur unter diesem Namen wünsche ich mit Ihnen zu verhandeln, und sagen Sie mir jetzt, was Sie wünschen."

In seiner Stimme und seinem ganzen Wesen lag etwas seltsam Wehmüthiges, das mich die Zehnpfundnote, Monkey und die große Schlacht auf dem Heckenwege ganz vergessen ließ; aber je mehr ich dieselben vergaß, desto klarer trat es mir vor die Seele, daß ich diesen Mann beleidigt, daß ich einen Punkt verletzend berührt hatte, welcher ihm äußerst schmerzlich war und in so naher Verbindung mit derjenigen unserer schwachen Seiten stand, die am wenigsten eine feindliche Berührung verträgt, nämlich die persönliche Eitelkeit. Ich hatte den bestimmten Eindruck, daß er inmitten all' seiner Pracht und Herrlichkeit doch schlimmer daran sei, als der geringste seiner galonirten Diener; sie konnten doch, wenn sie Werth darauf legten, ein Wesen finden, das sie lieben und Haus und Heerd mit ihnen theilen würde, aber ihm war das unmöglich; seine carricaturartige Häßlichkeit hatte ihn in den Bann der Menschheit gethan, und der Tag, wo ein Priester den Segen über ihn spräche, würde kaum erscheinen vor seinem Sterbetag.

„Sir Henry,“ antwortete ich, während mir alles Dies blitzartig durch den Kopf fuhr, „ich wünsche nichts Anderes, als Ihre Verzeihung für den Vorfall jenes Abends. Ich bin jung und übermüthig, und war an dem Abend in einer Laune, die mich vergessen ließ, was ich mir selbst und Andern schuldig sei. Ich bitte Sie nur um Ihre Verzeihung und wünsche, daß Sie als Beweis derselben Ihre Zehnpfundnote zurücknehmen; ich habe sie nicht verdient und möchte nicht dadurch gedemüthigt werden, daß ich Geld für eine Handlung annehme, die ich jetzt als einen schlechten Streich betrachten muß. Außerdem habe ich Sie für das um Entschuldigung zu bitten, was auf dem Heckenwege passirt ist; ich war in schlechter Laune und glaubte, daß Sie, um sich an mir zu rächen, den Hund auf mich gehetzt.“

„Und das glaubten Sie, weil ich häßlich und mißgestaltet bin, nicht wahr?“ frug er mit leiser Stimme.

Das Blut schoß mir in die Wangen. „Ja, vielleicht,“ stammelte ich; „ich glaube fast, daß es aus diesem Grunde geschah.“

Er seufzte tief; es klang fast wie das Stöhnen eines gejagten Wildes. Dann barg er sein Gesicht in beiden Händen und wiegte es leise hin und her.

Ich empfand einen tiefen Schmerz, und die kurze Pause, welche meiner Antwort folgte, erschien mir fast wie eine Ewigkeit; ich vermochte es nicht länger zu ertragen, fuhr aus dem Sessel empor, legte ihm die Hand auf die Schulter und sprach:

„Sir Henry, ich kenne Sie nicht, und Sie kennen mich ebenso wenig, aber Eins fühle ich, daß ich Ihnen in Worten, That und Gedanken das sündlichste Unrecht zugefügt habe. Es herrscht ein Abstand zwischen uns in den Verhältnissen, der vielleicht zur Folge hat, daß ich Nichts zu thun vermag, um mir Ihre Achtung zurück zu gewinnen; aber so wahr ich Sie verletzt habe, will ich Alles thun, was in meiner Macht steht, um mein Vergehen wieder auszulöschen. Sagen Sie mir daher aufrichtig, giebt es denn gar Nichts, was ich thun kann, um Ihnen einen Dienst zu erweisen?“

Er nahm die Hände vom Gesicht, und ich sah, daß er geweint hatte.

„Ja,“ erwiderte er, „Sie können Viel für mich thun, so Viel, daß Sie dadurch Ihr Vergehen, wie Sie es nennen, vollständig auslöschen würden. Ich habe die Erde durchschweift, ich bin von Ort zu Ort gewandert, immer allein, immer verlassen, immer von den Menschen verhöhnt und von meinen Freunden betrogen. Aber die Einsamkeit ist auf die Dauer fürchterlich, weit fürchterlicher als Spott und Gelächter. Wollen Sie zu mir kommen und diese Qual mildern, wollen Sie mit mir wie mit Ihres Gleichen reden, so werden Sie eine Handlung üben, welche die Weise, in der Sie mich betrachtet haben, vollständig aufwiegt, — eine Betrachtungsweise, deren Objekt ich so häufig gewesen bin, daß ich ihren Stachel nur noch in einzelnen Stimmungen fühle.“

Ich drückte ihm schweigend die Hand, aber niemals, weder

früher noch später, habe ich mich so in tiefster Seele geschämt. Sir Henry bemerkte das vielleicht, denn er stand hastig auf, bot mir eine Cigarre und schlug mir in allgemeinen Ausdrücken einen Spaziergang durch den Garten vor, und während wir dort umher spazierten, erschloß er mir sein ganzes Herz und erzählte mir einen großen Theil seiner fürwahr nicht beneidenswerthen Geschichte. Aber während dieses ganzen Gespräches äußerte er sich nicht ein einziges Mal mit Bitterkeit über sein Schicksal, beklagte sich nicht über seine Feinde, und erhob kein Wort der Anklage gegen seine sogenannten Freunde, die zuerst seine Stellung ausgebeutet hatten, um ihm zuletzt einen Tritt zu geben und ihn zu verhöhnen. Er war in Wirklichkeit ein Philosoph; seine körperliche Häßlichkeit konnte ihn vielleicht ein seltenes Mal überwältigen, aber er schien sich auf den Standpunkt erhoben zu haben, wo der Stoicismus der Geduld, von der Gewohnheit unterstützt, Widerwärtigkeiten siegreich überwindet, die ihn zermalmen würden, wenn sie ihn plötzlich und unerwartet träfen. Dabei war er ein hochgebildeter Mann voll Liebenswürdigkeit in der Unterhaltung; er liebte die Kunst fast ebenso sehr wie die Natur, und es war wohl kaum seine Häßlichkeit allein, die ihn von Ort zu Ort getrieben. Er erörterte mit vieler Wärme und Verständigkeit die Fragen, welche auf's Tapet kamen, mochten sie nun künstlerischer, socialer oder wissenschaftlicher Art sein, und er verband mit seinen übrigen Vorzügen einen Anstand und eine Eleganz, welche bewiesen, daß er ein vollkommener Gentleman war.

Als wir später gegen Abend an der Mittagstafel saßen und ein Glas auf nähere Bekanntschaft tranken, mußte ich bei mir selbst fast lächeln über die Art und Weise, wie wir Menschen einander hier im Leben betrachten. Es ist immer die äußere Erscheinung, die Larve, welche unserer Kritik zur Grundlage dient, und wie irrig und falsch ist nicht gewöhnlich der Bau, den wir auf solchem Grunde aufführen; und andererseits, wie schnell verliert nicht diese Larve ihre Bedeutung, sobald wir in nähere Beziehung zu demjenigen treten, was sie verbirgt! An jenem Abend im Café schien er mir keine andere Bestimmung hier im Leben zu haben, als wie eine lebende Punch-Illustration umherzugehen, und jetzt, nachdem ich fünf Stunden lang mit ihm gesprochen, schien er zwar noch häßlich zu sein, besonders wenn seine Gesichtszüge in Ruhe waren, dagegen nahmen sie bei der Unterhaltung fast immer einen Ausdruck und ein Leben an, durch welche man bald mit der Unregelmäßigkeit der Formen ausgesöhnt wurde.

Als wir später unter gemüthlichem Geplauder unsere Cigarren in seinem Studirzimmer rauchten, sprach ich mich in dieser Richtung aus, und frug ihn, ob er nicht ähnliche Erfahrungen gemacht habe.

„Sehr häufig bei meinen nächsten Bekannten," antwortete er, „seltener bei Männern, mit denen ich in leichtere Berührung kam, und fast niemals bei Frauen. Nicht ohne Ursache," fügte er seufzend hinzu, „nennt man sie das schöne

Geschlecht; denn der Schönheitssinn legt bei ihnen so viel Gewicht auf das Schöne, daß das Häßliche ihnen ein Widersacher wird, der weichen oder fallen muß, eben weil er ihr eigener Gegensatz ist. Ich habe niemals mit Kindern spielen können, sie waren bange vor mir, schrieen und liefen davon, und wenn viele Menschenkenner behaupten, daß das Weib mindestens bis zu einem gewissen Alter die Kindernatur bewahrt, so muß ich ihnen in dieser Hinsicht leider Recht geben."

Ich fühlte, daß hier ein schmerzlicher Punkt, eine wunde Stelle in seinem Herzen war, zu welcher er gleichsam mit Widerstreben bei späteren Unterhaltungen häufig zurückkam. Er gestand dabei niemals, daß er getäuscht und betrogen, niemals, daß er gewiß von Keiner geliebt worden sei; aber ich hatte die Empfindung, daß hier ein dunkler Punkt in seinem Leben sei, der einzige, welcher ihn vielleicht aus seinem Gleichgewicht bringen und ihn in's Unglück stürzen könne. Spätere Ereignisse bestätigten leider die Richtigkeit meiner Vermuthung.

Ich blieb an jenem Abend bis gegen Mitternacht bei ihm, obschon es nicht ohne Gefahr und Beschwerde war, so spät heimzukehren. Trotz unserer lebhaften Unterhaltung konnte ich nicht umhin zu bemerken, daß er hin und wieder einen hastigen Seitenblick auf das florumhüllte Bild warf. Bei solchen Gelegenheiten erfaßte ihn oft eine leichte Zerstreuung; er verlor dann die feineren Fäden des Dialogs, welche er häufig mit einer erzwungenen Lebhaftigkeit wieder aufnahm,

als glaubte er, seinen Mangel an Aufmerksamkeit dadurch verdecken zu können. So oft dieses geschah, trat etwas Unsicheres in seinen Zügen hervor, das ihm nicht gut stand, und das mich sehr gespannt machte, zu erfahren, was sich hinter der grünen Draperie verberge.

Als ich endlich Abschied nahm, wollte er mich durchaus ein Stück Weges zurück geleiten. Ich lehnte es mit der Bemerkung ab, daß der Weg unsicher und die Nachtluft kalt sei.

„Ich habe gegen Beides einen guten Beschützer," sagte er lachend, indem er auf den Knopf einer kleinen Glocke drückte, die auf seinem Schreibtische stand. Der Krummnacken trat ein, Sir Henry flüsterte ein Paar Worte, und ich konnte nur seinen praktischen Sinn und seinen bizarren Einfall bewundern, als wir kurz darauf, jeder mit einer Franciskanerkutte angethan, im herrlichsten Mondschein die Straße nach Rom hinan schlenderten. An der Porta Pia trennten wir uns, nachdem ich bestimmt hatte versprechen müssen, ihn im Laufe des folgenden Tags zu besuchen.

Unsere Bekanntschaft, die unter so originellen Auspicien geschlossen worden, nahm allmählich eine immer vertraulichere Natur an, und Alles, was ich, theils von ihm selbst, theils von Anderen, erfuhr, diente nur dazu, mich zu überzeugen, daß sein persönlicher Charakter und sein moralischer Lebenswandel ebenso ehrenhaft waren, wie die äußere Gestalt, in welcher die Natur ihn geprägt hatte, phantastisch und absonderlich war. Er besaß ein colossales Vermögen und übte

eine colossale Wohlthätigkeit; aber während er ruhig Anweisungen auf ein paar tausend Pfund für Abgebrannte oder durch Ueberschwemmung Beschädigte irgendwo in England ausstellte, konnte es ihm einfallen, mit einem Limonadenhändler zu feilschen oder einen Bettler abzuweisen, der ihn um einen Bajocco bat. Für gewöhnlich lebte er, im Verhältniß zu seinen Einkünften, fast dürftig; aber an einzelnen Tagen kam es ihm in den Sinn, eine beinahe fürstliche Pracht zu entfalten, die Elite des fremden und des römischen Adels einzuladen, um sich am folgenden Tage in sein Zimmer einzuschließen, ohne ein lebendes Wesen sehen zu wollen, ausgenommen Monkey, der sein beständiger Gesellschafter war.

An einem Tage — es war gerade einer von denen, wo die Nebel der Schwermuth sich um Sir Henry lagerten und pflichtschuldigst auch die sonst so lächelnden Gesichter des Galonirten, der Befrackten und des Krummnackens verdüsterten — fand ich mich in der Villa ein, obwohl ich schon in der Portierloge Spuren des Spleens bemerken konnte, der auf dem Gipfel des Hauses ruhte. Der Galonirte hatte furchtbares Kopfweh und der Krummnacken schien an einer Art Sankt-Veitstanz zu leiden, unter so vielen Schulterzuckungen wand er sich, als ich mich nach dem Befinden seines Herrn erkundigte. Als ich mich eben verabschieden wollte, erscholl Sir Henry's Stimme aus dem Cabinette und schien in derselben Art auf den unglücklichen Kammerdiener zu wirken, wie die Stimme des Comthurs auf Leporello im „Don Juan“. Er stolperte von mir weg,

so bleich wie eine Mairübe, und kam so roth wie ein Radies zurück, um mir unter einer Menge von Erstickungssymptomen mitzutheilen, daß Mylord mich zu sprechen wünsche. Ich tauchte sofort in den blauen Sammet hinab und stand gleich darauf vor Sir Henry, welcher auf einem Sopha hingestreckt lag. Er sah matt und leidend aus, sprang aber doch augenblicklich auf, als er mich erblickte, und rief mit fast leidenschaftlicher Heftigkeit, indem er dicht an mich herantrat:

„Ich kann Ihnen ja vertrauen, nicht wahr? vollständig in Allem vertrauen?"

„Ja, Sir," antwortete ich, „das können Sie."

„Sagen Sie mir denn," versetzte er, und seine Stimme nahm einen unsicheren Ton an, „wie langer Zeit bedürfen Sie, um das dort hängende Bild zu copiren?"

Mit diesen Worten deutete er auf den Gegenstand meiner Neugier.

„Das kann ich Ihnen nicht sagen, Sir Henry, bevor ich die Arbeit gesehen habe und dadurch die Feinheit ihrer Ausführung zu beurtheilen vermag. Vielleicht bin ich gar nicht im Stande, sie zu copiren."

„Doch, Sie können es," erwiderte er; „ich weiß bestimmt, daß Sie es können. Versprechen Sie mir, die Copie so schnell wie möglich zu liefern; arbeiten Sie Tag und Nacht, führen Sie die Copie so vollkommen aus, wie Sie irgend im Stande sind, und verlangen Sie dafür, was Ihnen gefällt. Ich werde Ihnen das Bild noch heute Abend senden."

Damit schob er mich sachte in das blaue Sammetmeer zurück, und ich schlenderte heim mit sehr gemischten Empfindungen und mit dem melancholischen Bewußtsein, daß Sir Henry sicherlich auf dem besten Wege sei, überzuschnappen, und eine traurige Genugthuung darin finde, Andere mit sich nach Bedlam zu locken.

Abends erschien ein eleganter Wagen und hielt vor meinem Studio, sehr zum Aerger der italienischen Gurkenmaler, die mir gegenüber wohnten. Zuerst stieg der Galonirte aus, dann der Befrackte, welche wieder mit gemeinschaftlicher Anstrengung und höchst ehrerbietig dem Krummnacken aus der Kutsche halfen, während ein Dutzend römischer Gassenjungen mit diversen, sehr unpassenden Späßen und Zurufen den feierlichen Akt begleiteten. Augenscheinlich hatten die drei Herren längere Zeit Einer auf dem Andern gesessen; denn nachdem sie ihre Toiletten in Ordnung gebracht, vereinigten sie sich zu einer gemeinsamen Kraftanstrengung, deren Hauptziel darin bestand, meine Haustreppe in möglichst langen Sätzen hinan zu springen. Bald darauf rollte ein zweiter Wagen vor die Thür, was sie veranlaßte, die Treppe wieder hinab zu rutschen, ungefähr in derselben Art, wie die Cimbern die Alpen hinabrutschten, und ohne sonderliche Rücksicht auf Leben und Gliedmaßen, Livree oder Rangordnung. Darauf keuchten sie wieder die Treppe hinan, seufzend und stöhnend, wie die Pilger auf der Scala grande in San Giovanni, und das Resultat all' dieser Beschwerde wurde in Gestalt einer großen, flachen, vier=

eckigen Kiste feierlich auf meine Staffelei gestellt. Auf dem Deckel stand: „Morgen zu öffnen!" was mir bündigen Anlaß zu neuen Muthmaßungen und zur Entwicklung derselben mittelst eines doppelten Quantums von Mezzo caldo gab.

Den Abend verbrachte ich im Café unter den verschiedenartigsten Gedanken. Ich saß an meinem alten Platze, trank meinen gewöhnlichen Mezzo caldo aus meinem gewöhnlichen Glase, und verwechselte dreimal aus Zerstreuung das „Giornale di Roma" mit meinem Taschentuche. So oft die Thüre ging, erwartete ich, Sir Henry eintreten zu sehen, und als ich endlich, gegen zwölf Uhr, wohl fünfzig Mal getäuscht worden war, verließ ich meinen Platz und meinen letzten Mezzo caldo, welcher durch unvorsichtigen Gebrauch eines Salzfasses einen nicht ganz erwünschten Beigeschmack bekommen hatte, und schritt zur Thüre hinaus, in welcher Ariella mir noch anvertraute, daß ich ein bruto animale sei, welches nicht verdiene, von einer so dolce giovanotta geliebt zu werden, wie sie selber doch gewißlich sei. Ich ging nach Hause und legte mich in's Bett, phantasirte von kleinen und großen Kisten, viereckigen und achteckigen Kisten, sank in Schlaf und träumte, daß ich eine Geldkiste erbrochen habe und auf dem Wege nach Amerika sei.

Ich habe überhaupt die Entdeckung gemacht, daß, wenn ein bestimmter, fixer Gedanke mit warmem Punsche bethaut wird, derselbe mit diesem eine unbändige Masse kleiner Gedanken erzeugt, welche sämmtlich ihrer Mutter ähnlich sehen,

und welche fortfahren, Einen zu prickeln, zu peinigen und zu plagen, bis man mit dem erwacht, was die Deutschen Katzenjammer, wir Schweden aber, vielleicht eben so passend, kopparslagare nennen, denn ein mißtönender Lärm ist jedenfalls damit verbunden. Nachdem ich diese unangenehmen Gäste im Wasser der nächsten Fontaine ertränkt und mich selbst mit einer Tasse schwarzen Kaffees belohnt hatte, kaufte ich mir einen Schraubenzieher und verfügte mich in mein Studio.

Mit einem gewissen rachgierigen Gefühl riß ich eine Schraube nach der anderen auf, und als endlich die letzte auf den Fußboden rollte und ich den Deckel abhob, was sah ich? Gerade das, was der französische Richter allezeit als das Motiv jeder Rechtssache annahm, wenn er ausrief: „Wo ist das Frauenzimmer?" Ja, es war ein Frauenzimmer, und obendrein ein schönes Frauenzimmer, das mich so frisch und lebendig anlächelte, als warte es nur auf den Befehl, ins Leben zu treten.

Ich stierte auf dasselbe hin, und es blickte mich an, aber je länger wir einander anschauten, desto klarer wurde es mir, daß wir im Grunde alte Bekannte waren. Ich hatte dies aschfarbene Haar schon gesehen, das wellenförmig von der Stirn über die Schläfen fiel, um in einem Wasserfalle von Locken auf den Nacken hinab zu fluthen, die eben so weich waren wie die Carnation ihres Halses und der blendendweißen Schultern. Ich kannte ja so gut diese großen, ostseeblauen Augen mit dem feuchten Blick, und das halb schmachtende, halb ironische Lächeln, das fast eben so bethörend wie

jener war. Ich kannte den Stoff des aristokratischen weißen Atlasgewandes, die Blonden um ihren Hals, den Ring an ihrem Finger, ja selbst die Rose in ihrer Hand; ich kannte das Hündchen, das emporsprang, um nach der Rose, mit welcher sie es gekitzelt, zu schnappen; ich kannte sein Zottelfell, sein Halsband und seine niedlichen Zähne. Und alles dies war gar nicht verwunderlich; denn das Hündchen war Monkey, mein Erbfeind, die Dame war die Comtesse G., und der Künstler, welcher das Ganze so unvergleichlich dargestellt, meine Herren, war ich selbst, Ihr ergebenster Diener. Erst jetzt konnte ich begreifen, daß Sir Henry so dreist und bestimmt behauptet hatte, ich sei vollkommen im Stande, das Bild zu copiren.

Dagegen gab es verschiedene andere Dinge, die ich durchaus nicht begriff. Dies Bild hatte ich vor etwa drei Wochen zur Absendung fertig gemacht, und glaubte, es befände sich jetzt mindestens auf halbem Wege zwischen Rom und Kopenhagen. Die Comtesse und ihre Familie waren noch in Rom, oder vielmehr auf einer Villa in der Nähe, und ich kann nicht leugnen, daß es einen sonderbaren Eindruck macht, wenn man Lob von der Mutter, Geld vom Vater und die Quittung vom Spediteur erhalten hat, dann sein Geisteskind in einer Holzkiste, die ein englischer Lord gesandt, zur Thüre hereinspazieren zu sehen. Es gab nur zwei Möglichkeiten: die eine, daß Sir Henry sich mit dem jungen Mädchen verlobt hatte; aber das schien ja ein Vergehen wider die

Natur zu sein, gegen welches das Publicum gewiß den ernstlichsten Protest eingelegt hätte; und weshalb wollte er sie solchen Falles in duplo haben? Die andere Möglichkeit war, anzunehmen, daß er sterblich in das junge Mädchen verliebt sei, und in Folge dessen seinen Scharfsinn und sein Lordseinkommen darauf verwandt habe, Spediteur und Postverwaltung zu bestechen, um sich ein Portrait seiner Geliebten zu verschaffen, und je mehr ich darüber nachsann, desto mehr leuchtete mir ein, daß die Sache sich so verhalten müsse. Armer Sir Henry! Jetzt verstand ich seine großen Mittagsgesellschaften und seine Verschwendung an Caviar aus Astrachan und Ananas von Madeira; jetzt verstand ich seine düsteren, einsamen Stunden in dem stillen Studirzimmer; jetzt verstand ich den grünen Vorhang vor dem Bilde, die Mönchskutte am Abend und die Ursache, weshalb er mich immer bis zum Thore der Stadt begleiten wollte. Armer, armer Sir Henry!

So begann ich denn zu malen, aber es ging mir nicht so rasch von der Hand, wie damals, als sie selber, jung und lächelnd, mit lustigem Geplauder vor mir saß, und wir Beide hunderterlei Mühe hatten, Monkey daran zu hindern, Selbstmord zu begehen, indem er köpflings von dem kleinen Marmortische hinab spränge. Damals hieß er auch nicht Monkey, sondern Joli, und war nicht der Liebling eines englischen Lords, sondern das Eigenthum eines Bäckers in Trastevere, und das Bild war nicht für Sir Henry bestimmt und sollte nicht in vergoldetem Rahmen mit einem grünen Vorhange

aufgehängt werden, sondern gut und sicher verpackt über Marseille reisen, denn das war der kürzeste Weg, und wie würde der alte Graf G. sich freuen, wenn er das gesegnete Antlitz über seinem Schreibtisch erblickte! u. s. w. u. s. w. „Ja, der Kuckuck traue den Weibern!" sagte ich bei mir selbst, während ich die Copie anlegte — „wer ist nun hier gefoppt worden? Ist es Sir Henry oder die junge Comtesse? ist es die ganze Familie oder ist es der alte Graf G.? Wer, zum Henker, vermag daraus klug zu werden?"

Als ich so weit gelangt war, bekam ich schreckliches Kopfweh, und gleichzeitig empfand ich große Lust, ohne Verzug eines Augenblickes nach der Villa hinaus zu spazieren und Sir Henry mitzutheilen, daß er sicherlich der Gegenstand eines schändlichen Complottes sei; denn aus Quellen, die ich hier nicht näher zu bezeichnen brauche, hatte ich munkeln hören, daß Comtesse G. schon seit längerer Zeit sich in eine österreichische Lieutenants-Uniform verliebt habe, die ein Bursche trug, der sich zu hochgeboren dünkte, um in den Reihen der Vertheidiger seines Vaterlandes zu dienen. Außerdem war Sir Henry reich, häßlich und edelmüthig — drei gewichtige Gründe, ein Opfer der Weiberlist zu werden.

Aber ich hatte ihm ja versprochen, Tag und Nacht zu arbeiten; ich erleichterte daher mein beklommenes Herz durch ein paar wohlgemeinte und wohlgewählte lyrische Ausbrüche, schrieb mit großen Buchstaben an die Wand mir gerade gegenüber:

„FEMINAE NE MORTUAE QUIDEM CREDENDAE“,

(„Nicht einmal dem todten Weibe ist zu trauen!“)

und machte mich ernstlich an die Arbeit.

So ging es acht Tage; jeden Abend wartete ich im Café, und jeden Abend ließ Sir Henry mich im Stiche. Endlich, als ich am Abend des neunten Tages die letzte Hand an die Arbeit gelegt hatte und eben das Atelier verlassen wollte, hörte ich einen Wagen vor meine Thür rollen, und einen Augenblick später stand der Lord in meinem Studio.

„Sie sind fertig, nicht wahr?“ frug er hastig, indem er sich nach dem Bilde umsah.

„Ja,“ antwortete ich, „Sie haben die Zeit vollkommen richtig zu beurtheilen gewußt. Jetzt will ich die Jalousien öffnen.“

Ich that es, und das rothe, volle und warme Sonnenlicht floß plötzlich wie ein breiter Lichtgürtel herein, und färbte beide Portraits, welche dicht neben einander standen. Ich hatte die Wirkung dieser Abendsonnenbeleuchtung noch nicht gesehen, da ich in der Regel um diese Zeit nicht mehr in meinem Studio war; aber ohne mich selbst zu rühmen, kam es mir vor, als hätten die beiden Bilder niemals so sehr den Ausdruck des Lebens getragen, wie in diesem Augenblick. Von dem Bilde, von dem jungen, lebenslustigen Mädchen, welches das Symbol der Liebe in ihrer Hand trug, fiel mein Blick auf die finstere Inschrift im Hintergrunde, und schweifte von dort wieder auf Sir Henry zurück, welcher in schweigendes Anschauen versunken

stand, ohne die Worte zu bemerken, welche der alte Dichter ihm gleichsam zuzurufen schien.

„Es ist gut, es ist ganz vortrefflich!“ rief er aus, indem er sich plötzlich von der Betrachtung des Bildes losriß; „es ist fast unmöglich, zu erkennen, welches das Original und welches die Copie ist.“

„Auch für mich ist es schwer,“ versetzte ich, „da ich beide Stücke selbst gemalt habe; aber man wird sie dadurch unterscheiden können, daß mein Name auf der Copie fehlt.“

„Das ist ein großer Fehler,“ sagte Sir Henry, „und ohne Ihren Namen kann ich das Bild nicht annehmen. Setzen Sie ihn in die rechte Ecke, ganz wie auf dem andern, so! — — Was ist das, was Sie dort auf die Wand gekritzelt haben? Sind Sie Lateiner?“ und indem er sich dem Bilde näherte, wiederholte er bei sich selbst: „Feminae ne mortuae quidem credendae.“

Er blieb gedankenvoll stehen und starrte von Neuem auf das junge, lebensfrische Antlitz, das sich allmählich nebst der Inschrift in dem heraufziehenden Dunkel zu verlieren begann. Wie sah er doch sonderbar aus, als er dort in Betrachtung all' der Anmuth und Schönheit versunken stand, welche die Natur ihren Kindern zu verleihen vermag! Dachte er in diesem Augenblick an sich selbst, der so stiefmütterlich von derselben großen Mutter bedacht worden war, welche an sie so viel Schönheit verschwendet hatte? Dachte er vielleicht an die Möglichkeit, sein Geschick an das ihre zu knüpfen, oder

dachte er an die finstere, drohende Inschrift, die immer für den am bedrohlichsten ist, welcher selbst so sehr der gewinnenden Schönheit entbehrt? Ich weiß es nicht; aber er blieb reglos stehen, bis das eingetretene Dunkel die letzte Spur der Inschrift an der Wand und der Malerei auf der Leinwand ausgelöscht hatte; er blieb stehen, bis die Dämmerung zunahm, und je mehr die Dunkelheit seine Züge undeutlich machte und die Contouren verwischte, desto mehr schien er mir einem absonderlichen Kobold zu gleichen, einer Art Dämon oder Asmodi, der sich in einem unseligen Halbheitszustande durch's Leben bewegte, zu gut für die Hölle, und verstoßen von den Engeln des Lichtes.

Ich legte ihm zuletzt die Hand auf die Schulter, denn es war fast ganz dunkel geworden. Er fuhr wie aus einem Traume empor und frug, gleichsam nur, um Etwas zu sagen: „Ist das Ihr Wahlspruch, den Sie an die Wand geschrieben?"

„Zu Zeiten," antwortete ich.

„Glauben Sie denn an seine Richtigkeit?"

„Zu Zeiten," wiederholte ich lächelnd.

Er stierte einen Augenblick stumm vor sich hin und schnitt eine wunderliche Grimasse, als verschlucke er etwas Bitteres, indem er murmelte: „Ich muß es doch versuchen!"

„Woran denken Sie, Sir Henry?" frug ich geradezu; denn ich fühlte, daß ich ihn warnen müsse; ja, das Verhältniß, worin wir zu einander standen, berechtigte mich dazu.

„Das kann ich Ihnen nicht sagen,“ erwiderte er ausweichend; „aber woran denken Sie?“

Es lag etwas Kaltes, Vornehmes, fast Abwehrendes in der Art, wie er dies sagte, aber ich ließ mich nicht aus dem Concept bringen, und antwortete ruhig:

„An verschiedene Dinge, Sir: zum ersten, wie Sie sich haben eines Bildes bemächtigen können, das ich auf dem Wege nach Dänemark glaubte; sodann an die Motive dieser Handlung, und endlich an die Folgen derselben. Vor Allem aber denke ich an Sie, der Sie sich so gut und liebenswürdig gegen mich erwiesen haben. Ich glaube,“ fuhr ich mit Wärme fort, indem ich seine Hand ergriff, „daß Sie im Begriffe stehen, sich unglücklich zu machen, ich habe gewissermaßen ein Vorgefühl davon. Wenn Sie es über sich vermögen, so vertrauen Sie mir dies Geheimniß an; wie gering ich auch Ihnen gegenüber sein mag, so kann ich Ihnen doch in diesem Falle vielleicht einen Dienst erzeigen.“

Er ergriff meine ausgestreckte Hand und sagte wehmüthig, indem er dieselbe drückte: „Nein, nein, kein Wort davon! Das Bild ist wirklich auf dem Wege nach Dänemark, es wird am siebenundzwanzigsten Mai dort sein, so gewiß wir heute den dreizehnten schreiben. Aber einen Dienst können Sie mir noch erweisen, wie es sonst auch gehen möge. Wollen Sie mir morgen Ihr Studio von zwölf bis vier Uhr überlassen? Wollen Sie Alles in dem Zustande lassen, worin es sich augenblicklich befindet, und wollen Sie mir ver-

sprechen, daß Niemand in diesen vier Stunden mich stört, und daß Sie Niemandem ein Wort davon sagen?"

Diese Fragen kamen mir so überraschend, daß ich ganz unwillkürlich Ja darauf antwortete. Er schien über meine Einwilligung sehr erfreut zu sein, verabredete mit mir, daß ich den Schlüssel bei Bartolomeo hinterlegen solle, drückte mir darauf freundlich die Hand, und einen Augenblick später rollte der Wagen wieder von dannen.

Der Abend, welcher jetzt folgte, war der traurigste in Ariella's Leben; wenigstens hat sie mir später anvertraut, daß sie furiosa gewesen sei und große Lust gehabt habe, mich mit einem Brotmesser zu erdolchen. Vergebens setzte sie sich in den dunkelsten Winkel und formte ihren allerliebsten Mund zu dem niedlichsten Mäulchen, das man sich denken kann, vergebens trippelten ihre Füßchen treppauf und treppab, ja vergebens machte sie mir wunderliche Zeichen und Geberden aus dem kleinen Nebenzimmer, ich war und blieb unerschütterlich wie ein echter Cato. War aber meine Tugend an jenem Abend eine catonische, so leugne ich nicht, daß mir Plato stark fehlte, um das Chaos von Gedanken, welches mein Hirn durchkreuzte und meinen Verstand überschwemmte, in festem Cours zu erhalten. Verzweiflungsvoll wiederholte ich mir immer und immer dieselben Fragen. „Was, zum Geier, will Sir Henry in meinem Studio?" das war die Frage Nummer Eins; aber dann kam eine ganze Reihe von Unterfragen und „nicht wirklichen" Fragen, wie es in der Rangverordnung

heißt. „Was will er allein im Studio? Und zwar ganze vier Stunden? Und ohne Zeugen?“ Meine Gedanken kreuzten wie ein Fischerboot bei widrigem Winde, und neigten sich bald einem heimlichen Rendezvous, bald einem Selbstmorde, bald einer romantischen Entführung, einem gigantischen Duell u. s. w. zu, bis ich entdeckte, daß der Gedankenstrom mich weit von dem Punkte entführt hatte, von welchem ich ausgegangen war. Darauf begann ich Sir Henry zu analysiren. Ich zerpulverte jedes unserer Gespräche in seine feinsten Details, rührte es im destillirten Wasser der Nüchternheit aus, dampfte es wieder zur Trockenheit ein, machte neue Proben davon, setzte sie den Gegenproben durch alle möglichen Reagentien aus, und erhielt endlich als das Resultat der Analyse ein großes Quantum Excentricität in so enger Verbindung mit einer Menge anderer Eigenschaften, daß sie sich durch kein anwendbares Mittel davon scheiden ließen. Es fiel mir ein, daß Sir Henry, als er mich heute im Studio besuchte, etwas bleich erschienen sei, ebenso war sein Wesen die letzten Male, wo ich ihn in der Villa gesehen, zerstreut und veränderlich, zuweilen sogar wankelmüthig gewesen; fügte ich nun noch sein dumpfes Brüten vor dem Bilde und sein absonderliches Begehren hinzu, die Zeit ungestört in meinem Atelier zu verbringen, so durfte ich wohl kaum den Gedanken zurückweisen, daß Sir Henry, der brave, treffliche, aber melancholische Sir Henry, jetzt von der Last und Beschwerde, dem Kummer und den Widerwärtigkeiten des Lebens genug gelitten habe, um auf dem Wege nach Bedlam zu sein.

Ich hatte irgendwo von einem Engländer gehört oder gelesen, der sich an einem dunklen, unheimlichen Orte von unbestimmter Natur einschloß, wo er sich damit divertirte, kleine, fette Säuglinge unter dem unschuldigen Namen von Schweinecotelettes zu verzehren; er ward später gehenkt, geviertheilt und sein Wappenschild von einem rothen Henkersknecht auf einem schwarzen Schafotte zerbrochen, was einen so gewaltigen Eindruck auf einen jungen Barbiergesellen machte, daß sich bei ihm die poetische Ader in Gestalt eines neuen, höchst trauervollen Liedes öffnete, welches im selben Jahre gedruckt wurde, mit einer Titelvignette verziert, worauf die Schreckensscene abgebildet war, die sich jedoch für ein ungeübtes Auge wie ein Schornsteinfeger auf einer Leiter ausnahm, welcher den Versuch macht, eine Katze vom Schornstein herab zu bürsten. Das Lied wurde nicht blos im selben Jahre, sondern noch manches Jahr nachher gesungen; es zog in die Welt hinaus wie die Weisen der mittelalterlichen Troubadours, es wurde, wie alle ergreifenden Abenteuer, in's Chaldäische und Hindostanische übersetzt, und gelangte endlich nach Södertelje, wo es an meiner Wiege gesungen ward, mir zum Entsetzen und zum abschreckenden Exempel für mein künftiges Leben.

Während ich in meinem Bette lag und beständig Carré bildete gegen den Schwarm jener leichten, flüchtigen schwarzen Cavallerie, die in Italien so allgemein verbreitet ist, vermochte ich die blutdürstigen Gedanken nicht los zu werden, wenn auch vielleicht nur aus dem Grunde, weil der Blutdurst meiner

Feinde mich in einem beständigen Zustande der Aufregung und störenden Wachsamkeit erhielt. Gegen Morgen beruhigte sich jedoch der leidenschaftliche Kampf, und ich beschloß, Sir Henry's Begehren mit pünktlicher Genauigkeit zu erfüllen.

Ich lieferte also den Schlüssel bei Bartolomeo ab, und begann einen Spaziergang, auf welchem alle Versuchungen, die jemals den heiligen Antonius, Augustinus, Joseph, Potiphar, und wie die alten Kirchenväter heißen mögen, belästigt haben, auf mich einstürmten.

Ich will nichts Näheres über den Aufruhr von Vermuthungen mittheilen, worin mein Gemüth sich an jenem Vormittage befand; aber je mehr der große Zeiger auf Maria Maggiore sich Zwölf näherte, desto unruhiger ward ich, und als die Alarmkanone von St. Angelo abgefeuert wurde, gab es mir einen Stoß, als sei ich ein junges Mädchen, das beim erstmaligen Lesen des ersten Liebesbriefes gestört wird.

Als ich besagten Stoß empfing, befand ich mich in Bartolomeo's Gemüseladen, in einem Korbe Blumenkohl sitzend, den ich in meiner tiefen Zerstreuung für eine Waschbalje gehalten hatte. Der Schuß, welcher losknallte, belehrte mich auf einmal, daß die Uhr Zwölf sei, daß Sir Henry kommen müsse, und daß ich in meiner Aufdringlichkeit den Hauptartikel des armen Bartolomeo in Etwas verwandelt habe, das in hohem Grade wohlgepreßter filabunka glich. Da Sir Henry's Wagen in demselben Augenblicke vorfuhr, wurde ich so bestürzt, daß ich Vater Bartolomeo auf seinen Altan folgte,

statt zur Thür hinaus zu gehen, und hier machte ich eine Entdeckung, welche dem bis zum Ueberlaufen gefüllten Faß meiner Versuchungen den Boden ausschlug. Nur drei Ellen von dem niedrigeren Hause entfernt befand sich nämlich ein Balcon, der zu meinem Studio gehörte und dessen Thüren mit Holzläden versperrt waren, die ich aufmachen konnte, wenn ich bei gewissen Beleuchtungen malen wollte. Es fiel mir sofort ein, daß ich von diesem Balcon aus das ganze Studio übersehen und solchergestalt erfahren könnte, was Sir Henry vornehmen würde. Das war ein böser Gedanke; ich wies ihn beständig und unverdrossen mit tiefster Verachtung zurück, aber gleichzeitig kletterte ich auf den Balcon hinauf und guckte durch jede Spalte, die sich mir bot.

Das Erste, was ich sah, waren natürlich meine Freunde, die Beide noch in galonirtem und befracktem Zustande unter einem Uebermaße von Anstrengung und pustend wie ein paar Blasebälge einen großen Reisekoffer in das Studio schleppten, auf welchen der Krummnackige wieder ein kleineres Möbel stellte, das in meinen Augen sprechende Aehnlichkeit mit einem Pistolenkasten hatte. Darauf kamen John und George mit zwei Kisten herauf, von welchen ich die eine als diejenige erkannte, worin mein Bild verpackt gewesen war, als ich es zum Spediteur sandte. Dann erschien Sir Henry mit einem überaus zierlichen Blumenstrauß, den er auf den mörderischen Pistolenkasten legte, und endlich brachte der Krummnackige ein Kästchen von Cederholz mit damascirter

Metalleinlage, das er vorsichtig auf einen Stuhl stellte. Sir Henry betrachtete schweigend all' diese Vorbereitungen, und als sie fertig waren, sagte er nur: „George und John bleiben am Eingange des Hauses stehen; Weaverscomb soll sich parat halten, herauf zu kommen, wenn ich schelle." Mit diesen Worten schloß und verriegelte er die Thür und ließ John, George und Weaverscomb unter krampfhaften Anfällen von Unterthänigkeit im Dunkel verschwinden.

Als Sir Henry allein im Studio zurück geblieben war, sah er sich vorsichtig um, ließ den Fenstervorhang herab und stopfte Papier in das Schlüsselloch. Darauf untersuchte er jede Ritze und Spalte, durch welche das Licht eindringen konnte, was zur Folge hatte, daß ich mich, so lang ich war, auf den Altan legen mußte, um nicht entdeckt zu werden. Nachdem er all' diese Vorbereitungen getroffen, stellte er beide Bilder neben einander und versank, wie am vorigen Tage, so tief in das Anschauen derselben, daß ich fast glaubte, er werde nie mehr aus seinen Träumen erwachen. Eine Katze, die zufällig über das Dach spazierte und aus Schreck darüber, daß sie mich erblickte, sich auf meinen Rücken herabplumpsen ließ, um von dort weiter zu springen, entriß ihn seinem somnambulen Zustande. Er fuhr in die Höhe, sah sich halb verstört im Zimmer um, und nachdem er seine Uhr zu Rathe gezogen, begann er den Blendrahmen des einen Bildes loszumachen, das er aus seinem breiten, kostbaren Goldrahmen herausnahm. Darauf ergriff er die Copie, schob sie in den Goldrahmen

und legte sie in die Holzkiste, die er mitgebracht, und die ich beim Spediteur eigenhändig adressirt hatte. Das Original wurde in eine andere flache Kiste ohne Aufschrift gelegt, und er verrichtete alles Dies mit einer Hurtigkeit und Gewandtheit, welche deutlich verriethen, daß er nicht zum ersten Mal Bilder auf die Reise sandte. Einen Augenblick später traten George und John nebst dem zierlichen Mr. Weaverscomb ein und quetschten sich in stummer Ehrerbietung so fest gegen die Thürpfosten, daß man annehmen mußte, sie würden sich Mylord ganz zur Disposition stellen, falls er in einem Anfall romantischer Rachgier auf die Idee verfiele, sie einmauern zu wollen.

„Weaverscomb", sagte Sir Henry.

„Mylord", antwortete dieser, indem er durch eine Verbeugung sein Gravitätscentrum so kräftig wider die Wand beförderte, daß er dadurch wie durch eine Springfeder ein paar Ellen vorwärts flog, und bei dieser Gelegenheit seine Nackenkrümmung auf die augenfälligste Weise präsentirte. „Was befehlen Mylord?"

„Du nimmst augenblicklich Courierpferde nach Civitavecchia und sagst Mr. Steam, daß Du Ordre von mir hast, sofort mit der Lustyacht nach Marseille abzusegeln. Du nimmst die eine der Kisten mit, welche nirgendwo anders als im Salon placirt werden darf. Du sagst Mr. Steam, daß er Marseille so rasch wie möglich erreichen müsse. Von Marseille nimmst Du augenblicklich mit Courierpferden den

kürzesten Weg nach Hamburg, und lieferst die Kiste nebst beifolgendem Billet an Wolff & Co. ab. Wenn ich nicht innerhalb zwölf Tagen durch Wolff & Co. Meldung von Deiner Ankunft habe, bist Du aus meinem Dienst entlassen. Verstanden?"

„Ja, Sir", antwortete Weaverscomb mit dem kläglichsten Gesicht von der Welt. „Aber — —"

„Was! Einwendungen?" rief Sir Henry in einem Tone, den ich ihm nicht zugetraut hatte, und mit einem Gesichtsausdrucke, der, milde bezeichnet, etwas unangenehm war.

„O, Mylord", stotterte Mr. Weaverscomb mit kläglichem Tone, während die Nackenkrümmung noch breiter zu werden schien, „haben Sie Erbarmen mit mir, ich leide so schrecklich an der Seekrankheit, und fürchte, daß sowohl die Kiste wie ich dadurch Schaden nehmen."

„Memme!" donnerte Sir Henry, „ich kenne Dich, Du hast Angst, daß Steam kentert."

„Ach nein, Mylord, ganz gewiß nicht", jammerte Mr. Weaverscomb, der so gelb wie eine Citrone ward; „davor fürchte ich mich nicht, obschon ich dreimal Mr. Steam das Topsegel habe an den Mast spiekern sehen. Ich fürchte mich nicht vor dem Kentern, aber es ist grauenhaft, Mylord, an der Seekrankheit zu sterben, und Mr. Steam hat mich schon zweimal in Baumwolle legen und in Bleipapier wickeln müssen, aber beim dritten Mal, meinte er, würde auch das nicht mehr verfangen."

„Hm! das ist doch ein Grund,“ sagte Sir Henry so ruhig, als hätte er ihn selbst schon oftmals unter so schwierigen Verhältnissen eingewickelt. „Nimm also die andere Kiste und bringe sie sofort nach der Villa, wo sie bis auf weitere Ordre in mein Studirzimmer gestellt wird.“

Mr. Weaverscomb fuhr aus seinen Seelenleiden empor, stürzte sich wie ein Tiger auf seine Beute und rannte zur Thür hinaus, als säße ihm der Schatten Mr. Steam's auf den Fersen.

„John,“ sagte Sir Henry, „Du bist ein ehrlicher und zuverlässiger Bursche, und hast ja den Befehl gehört. Kannst Du meinen Auftrag besorgen, so wirst Du mein Reitknecht, wenn Du zurückkommst. Mache Dich gleich auf den Weg und nimm George mit.“

„Gut, Mylord,“ antwortete John, an seinem Hute zupfend; „aber bekomme ich dann auch die hundert Pfund, die Sie mir versprochen haben, wenn ich ertrinke?“

„Gewiß; sowohl George wie Du erhalten hundert Pfund, wenn Ihr in meinem Dienste verunglückt.“

„Sehr gut, Mylord,“ erwiederte John, indem er seinen Hut auf verschiedene Art zerknitterte und besonders sorgsam die Linien der Goldtresse zu studiren schien; „aber ich wünsche nicht so sehr selbst die hundert Pfund zu erhalten, sintemalen mich bedünkt, daß man grausam wenig Vergnügen davon hat, wenn man erst auf dem Meeresgrunde liegt und Conchylien sammelt; aber ich möchte gern, daß Sie dieselben

dem kleinen Mädchen schickten, das wohl ein Bischen von mir weiß und das an der Ecke von Bolingbrokestreet in London wohnt, denn, sehen Sie —"

„Schon gut, John," unterbrach ihn Sir Henry. „Jetzt fort mit der Kiste, und sagt Mr. Steam, daß ich diesmal kein Spieker auf dem Topsegel wünsche. Im Uebrigen habt Ihr Beide mein Versprechen."

Mit diesen Worten schob er sie hinaus und schloß sorgfältig hinter ihnen die Thür.

Kaum war Sir Henry wieder allein im Zimmer, als er ein kleines Bund Schlüssel hervorzog und hastig das Schloß des großen Reisekoffers öffnete. Wie ein Taschenspieler zur Verwunderung des Publikums eine ganze Aussteuer aus einem schwarzen Cylinderhute hervorlangt, so beförderten seine Hände eine solche Masse von Gegenständen an's Licht, daß ich fast glaubte, der Koffer sei bodenlos und Jemand reiche ihm die Sachen durch irgend ein Fallbrett in dem Fußboden hinauf. Erst kam ein silbernes Toiletten-Etui, dann ein schwarzseidener Hut, dann ein mechanischer Stiefelknecht, dann ein Paar schwarze Unaussprechliche, dann ein halb Dutzend weißer Halsbinden in verwickeltem Kampfe mit einer gleichen Anzahl Vatermörder, dann ein Paar seidene Strümpfe, darauf ein schwarzer Schwalbenschwanz, dann einige weiße Glacéhandschuhe, darauf ein schwarzer Lackstiefel, welchem bald nachher der andere folgte, sodann ein paar Rasirmesser, die aus ihrem Futteral schossen und ihm fast die Finger abgesäbelt hätten,

dann eine ungeheure Kruke poudre de riz mit dazu gehörendem Quaste, und nun, dachte ich, könnte es wohl genug sein. Es war daher nicht mein Verdienst, daß ich nicht den oder jenen plötzlichen Anfall bekam, als ich Sir Henry's Hände abermals in den Koffer verschwinden und wieder daraus emportauchen sah, erst mit einer enormen Crinoline, dann mit Etwas, das höchst verdächtige Aehnlichkeit mit einem Schnürleib hatte, dann mit dem Kleidungsstück, welches der Damen Innerstes zu bedecken pflegt, worauf zuerst ein Unterrock folgte, dann ein dito, dann ein steifer Haartuchrock, dann ein schwarzer Rock mit rothen Streifen, dann ein schwarzer ohne rothe Streifen, dann ein weißer, ungesteifter, dann ein hellrother seidener dito mit einer Unmasse von Litzen, Besatz, Rüschen, Franzen und Falbeln, sodaß mir ganz wirr im Kopfe wurde. Darauf kamen noch ein Atlaskleid, ein Paar ganz Unaussprechliche nebst Strümpfen und Schuhen, und endlich eine Milchstraße von Blonden, Bändern, Schleifen, Slips in verschiedenen Mustern, von Tüll, Mull, Seide, Flor, Sammet und Kammertuch, so daß ich fast zu dem Glauben verleitet ward, Sir Henry beabsichtige sich als Modenhändler zu etabliren, und halte mein Studio für ein besonders günstig gelegenes Local. All' diese Sachen wurden sehr unbeholfen ringsumher auf Stühlen, Tischen und Staffeleien untergebracht, worauf Sir Henry den Koffer wieder schloß und den Pistolenkasten ergriff, den er daneben auf einen Stuhl gestellt hatte. Ich empfand ein heimliches Grauen, ja, ich hatte eine

Ahnung, daß aus diesem Kasten ein ganzes Arsenal von Pistolen, Terzerolen, Revolvern nebst Zubehör von Zündhütchen, Kugelformen, Ladestöcken und Pulverhörnern hervortauchen würde, und ich begann fast zu fürchten, daß es ihm einfallen könnte, nach den Lichtstreifen in den Läden oder ähnlichen in die Augen fallenden Gegenständen, wie nach einer Scheibe, zu schießen; aber auch hier zeigte sich, wie kurzsichtig wir armen Menschen sind. Aus dem Kasten langte er weder Pistolen, noch gelbe und blaue Bänder hervor, sondern erst ein Diamanten-Halsband, dann noch eines, dann Broschen, Berloques, Armbänder und Fingerringe, bis er ein ganz hübsches Capitälchen zwischen all' dem Uebrigen schwimmen hatte. Jetzt war nur noch das Cederholzkästchen zurück, aber hier wurde ich einer angenehmen Ungewißheit überlassen, indem Sir Henry dasselbe zwar in die Hand nahm und einen kleinen Schlüssel im Schlosse probirte, es dann aber behutsam wieder hinstellte.

Nachdem er sich noch einmal vergewissert hatte, daß Nichts mehr im Koffer sei, und daß ihn kein menschliches Auge belauschen könne, zog er einen der wenigen Stühle des Studio zu sich heran, und begann sich langsam erst die Gamaschen, dann die großkarrirten Beinkleider und die graue Sportmansjacke auszuziehen, bis er in einen Zustand kam, welcher anzudeuten schien, daß er darauf aspirire, die Medaille für die Rettung Ertrunkener zu verdienen. Ich zweifelte jetzt kaum mehr daran, daß Sir Henry toll sei, und befürchtete nur,

daß er entweder durch eines der Bilder springen möchte, wie man im Astley'schen Circus durch Tonnenreifen springt, oder daß er, noch schlimmer, den Versuch machen würde, auf die Straße zu gelangen, ohne den Weg durch die Thür zu nehmen. Aber wieder wurde ich in meinen Erwartungen getäuscht; denn ich sah Sir Henry, mit vieler Beschwerde und mit augenscheinlichem Bedürfniß nach einem Kammerdiener, alle die männlichen Montirungsstücke anlegen, die er aus dem Koffer genommen, bis er in geschniegeltster full dress vor mir stand, den Träger des Kopfes in eine unförmlich steife weiße Halsbinde eingeklemmt, worin derselbe so fest wie in einem Schraubstocke saß. Er hatte die Steifheit und Strammheit, welche für einen echten englischen Gentleman, der sich auf den Damenbazar hinauswagen will, erforderlich ist, so glücklich erreicht, daß ich jetzt befürchtete, er denke eher an Hochzeit als an Leichenbegängniß. Mit großer Schwierigkeit legte er die ausgezogenen Kleidungsstücke in den Koffer, und dann begann eine Scene, deren Details ich kaum wiederzugeben vermag, da sie eigentlich von einem jüngeren Komiker gespielt werden müßte, statt von einem alten Maler erzählt zu werden. Sir Henry zog nämlich plötzlich meine große Gliederpuppe aus ihrem bescheidenen Winkel hervor, riß den weißen Atlas ab, mit welchem ich sie behängt hatte, um die Brechung der Lichtstrahlen im Faltenwurf zu studiren, und machte sie im Handumdrehen so nackt und bloß, wie sie aus der Hand des Meisters hervorgegangen war. Darauf warf

er ihr das innerste Kleidungsstück der Damentoilette über, gab ihr einen Schlag auf den Kopf, damit dieser nicht beim nächsten Manöver abfiele, und band glücklich ein paar gesteifte und ungesteifte Unterröcke fest, welche zum Schlusse von der mächtigen Crinoline gekrönt wurden, so daß das Ganze auf's Haar wie ein Gerippe in einem Vogelbauer aussah. War es Sir Henry nicht leicht gefallen, sich selbst aus- und anzuziehen, so schien er doppelt unbekannt mit den Mysterien zu sein, in welche er sich hier eingedrängt hatte, und deren labyrinthische Beschwerden er kaum zu ahnen schien. Namentlich das Obertheil machte ihm viel zu schaffen. Die Schnürbrust befestigte er so, daß die Puppe das Vordertheil zuerst auf den Rücken, dann rechts und links von der Armhöhle bekam. Darauf wurden die Litzen wieder aufgeschnürt, dann rollte der Kopf auf den Boden, dann wurde er wieder aufgesetzt und festgedrückt, dann kam das Rückentheil wieder auf die Brust, und wurde herumgeschoben und zurecht gezupft, und das Alles mit einer Geduld, die man bewundernswerth nennen mußte. Endlich war die Puppe fertig; der hellrothe seidene Rock mit seinen aristokratischen Falbeln wurde über seine bürgerlichen Collegen gehängt, das weiße Atlaskleid darüber geworfen und, merkwürdig genug! gleich auf dem Rücken zugehakt. Dann wurden noch die Juwelen und der ganze Spitzenbesatz übergehängt und festgesteckt, und zuletzt zog Sir Henry aus dem Cederkästchen einen vier Ellen langen Brautschleier hervor, der mit echten Perlen, so hell wie Thautropfen, besetzt

und aus dem unvergleichlich feinen Mousselin gewebt war, den die Hindus „Morgennebel“ nennen.

Als Sir Henry diesen, nicht ohne Anwendung zahlreicher Stecknadeln und Püffe auf den Kopf, befestigt hatte, war die Figur fertig, und es war in Wirklichkeit eine Puppe, deren sich keine Modistin zu schämen gehabt, und die hundert weibliche Augen in Bewegung gesetzt und hundert Mädchenherzen vor süßer Aufregung beben gemacht hätte. Nie haben meine Augen eine ähnliche Pracht erblickt, und weder Windsor noch die St. Paulskirche hätten sich derselben zu schämen brauchen. Sir Henry schien ein Gleiches zu empfinden, denn er blieb in stummer Betrachtung stehen, nachdem er die Puppe so gedreht hatte, daß sie verschämt das Haupt senkte und die Arme ausbreitete, als wolle sie ihn ans Herz schließen.

Auf mich machte dies Alles einen sehr schmerzlichen Eindruck. Die Situation war komisch, zuweilen fast burlesk; aber wenn es schon peinlich ist, Jemanden sich vor einem größeren Publikum lächerlich machen zu sehen, so ist es vollends unheimlich, wenn er solches in weltabgeschiedener Einsamkeit thut, und Sir Henry's rasche Bewegungen in dem halbdunklen Studio vor einer geputzten Gliederpuppe hatten etwas Gespenstiges. Mehrmals dachte ich daran, meinen Platz zu verlassen, aber die Neugier und das heimliche Gefühl, daß es vielleicht nöthig sei, ihm zu Hilfe zu kommen, veranlaßten mich zu bleiben, und so sah ich das betrübende Schauspiel fast bis zu Ende.

Nachdem er die Figur in die erwünschte Stellung gebracht, zog er sich in die gegenüber liegende Zimmerecke zurück, ergriff den Blumenstrauß, und ordnete noch einmal sorgfältig seine Toilette. Dann schritt er auf die Puppe zu, verbeugte sich vor derselben, und sagte eine Art Bitte oder Formel her, welche ich jedoch nicht zu hören vermochte; als er damit zu Ende war, überreichte er das Bouquet, umarmte die Figur, küßte sie, schlug sie auf den Kopf, der jedes Mal abfallen wollte, weil er in gar zu intime Berührung mit seiner Nase kam, und ging darauf wieder an seinen früheren Platz. Als er dies fünf oder sechs Mal gethan hatte, jedesmal mit sichtlicher Anstrengung, den Kopf nicht mit dem Cap Horn zu berühren, zog ich mich zurück und begann mich hinunter zu lassen, um die Plattform auf Bartolomeo's Haus zu erreichen, denn jetzt war ich darüber im Klaren, daß Sir Henry verrückt sei.

Meine Hinabfahrt gehörte jedoch nicht zu den glücklichsten; denn als ich mich über den Balcon hinausschwang, behielt ich eine der morschen Geländerstangen in der Hand und plumpste, wie die Katze, auf das Dach, von wo ich mit beträchtlichem Gepolter und in Gesellschaft einiger Dachziegel weiter hinab rutschte, bis ich mich in einem Korbe grüner Erbsen befand, die aus Freude über meine unerwartete Ankunft wie eine ganze Musketensalve knallten.

Unter anderen Umständen und unter friedlicheren Verhältnissen hat es immer etwas Irritirendes, sich in einen Erbsen-

korb zu setzen, wenn man nicht speciell den Wunsch hegt, seine Rückseite auf eine ebenso gründliche wie preiswürdige Art decorirt zu erhalten; wenn man aber solchermaßen acht bis neun Ellen aus den höheren Regionen herabkommt, und nur die Wahl hat zwischen einem eisernen Geländer und der Steinbrücke, so dürfte ein Erbsenkorb unleugbar als ein bequemes und zweckmäßiges Institut zu betrachten sein.

Ich glaube wohl, daß ich diese Bemerkung gegen eine neue galonirte Ausgabe von Sir Henry's ausgewählten Werken machte, die mir auf einem Holzstuhle just gegenüber saß und vor purem Schreck fast die Gurke verschluckt hätte, welche der Bursche in der Hand hielt und zum Gegenstand eines tieferen botanischen Studiums gemacht zu haben schien. Erst glotzte er mich, dann die Dachziegel und darauf den Erbsenkorb an, worauf er einen Ton hervorbrachte, als habe er einen Schnaps in den unrechten Hals bekommen, was mich überzeugte, daß er ein Irländer sei. Da ich mich ihm auf keine menschliche Art verständlich machen konnte — denn selbst die Zeichensprache und die auf meiner Stirn angebrachten deutlichen Fingerzeige auf einen minder wohlverwahrten Gemüthszustand bei seinem Herrn begriff er nicht — so fand ich es am paßlichsten, ihn den ärgsten Schmutz von meinen Kleidern abbürsten zu lassen, was er nach der neuesten Pferdestriegelmethode that. Darauf schlenderte ich fort, um das Gesehene und Gehörte näher zu überdenken. Ich gelangte jedoch zu demselben Resultate wie früher, und war recht er-

freut, bei meiner Zurückkunft zu sehen, daß Bartolomeo den Schlüssel hatte und daß mein Studio in Ordnung war, sintemal mich unterwegs eine unheimliche Ahnung gequält hatte, daß es Sir Henry möglicherweise eingefallen sein könnte, den letzten Act der Semiramis aufzuführen.

Wegen einer zufälligen Verhinderung konnte ich an jenem Abend die Villa nicht besuchen, und erst am nächsten Tage gegen Sonnenuntergang wanderte ich zu Sir Henry's kleinem Paradiese hinaus. Leider jedoch erging es mir ebenso wie dem ersten Manne auf Erden; wie er, hatte ich vom Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen gegessen, und, wie er, machte ich dieselbe traurige Entdeckung, nämlich daß Eden's Thor verschlossen und von einem Cherub bewacht sei, welcher freilich weder Flügel noch ein Flammenschwert in der Hand hatte, zum Ersatz dafür aber eine Masse Gold auf höchst unnöthigen Stellen und in der Hand ein brennendes Streichholz, womit er sehr gemüthlich seine Cigarre anzündete. Der Cherub schien auch nicht sonderlich geneigt, mich zu strafen oder mir auf sonstige Art sein Mißfallen zu erkennen zu geben, sondern er erwies sich als ein trockener, querköpfiger, knurriger und langweiliger alter Kerl von Paradiesvertheidiger, und wiederholte beständig, wie der selige Kannitverstan, sein „I don't know" mit einer Halsstarrigkeit, wie nur solch ein alter Haushund es thun kann. Daß ich jedoch in Ungnade gefallen, schien mir klar, denn er krümmte den Rücken kein einziges Mal, sondern blies mir zwischen jeder seiner kurzen

Antworten eine Rauchwolke gerade ins Gesicht, die nur von einer der Cigarren herrühren konnte, welche in Rom unter dem Namen infamos stinkadores coursiren.

Da ich sah, daß jeder Versuch, Etwas aus ihm herauszulocken, ebenso fruchtlos war, als wollte man Champagner aus einer Auster pressen, so ging ich wieder zurück, an der kleinen lächelnden Villa vorbei, und über den kleinen gewundenen Fußpfad, wo Rosen und Geisblatt mir noch ebenso frisch entgegen dufteten, wie das erste Mal, als ich ihn betreten. Jede Situation, jede Unterhaltung, die ich mit Sir Henry erlebt, trat mir unter diesen Umgebungen so lebendig vor die Seele, daß ich jeden Augenblick sein Gesicht in einer Oeffnung der Hecken zu gewahren oder ihn selbst mir auf dem kleinen Pfade entgegenkommen zu sehen glaubte. Je weiter ich vorwärts schritt, desto klarer wurde es mir, daß ich ihm von Neuem bitteres Unrecht gethan, und daß mein Benehmen seiner offenen Handlungsweise gegenüber nur eine Reihe von Kränkungen sei, die ich einem Menschen zugefügt, der in seinem Innern unglücklich war, und deßhalb, was Andere kaum verletzt hätte, doppelt tief empfinden mußte. Ich fühlte ein brennendes Verlangen, noch ein Mal mit ihm zu reden und seine Verzeihung für meine kindische Horcherei zu erbitten, und da ich mich erinnerte, einmal von ihm gehört zu haben, daß er zuweilen bei Spillmann zu Abend esse, hauptsächlich um dort Landsleute zu treffen, so beschloß ich, dorthin zu gehen, um ihm, wo möglich, daselbst zu begegnen.

Bei meinem Eintritt in das Heiligthum der edlen Lords sah ich nur zwei bis drei Gäste, die sich in dem riesigen Speisesaal wie ebenso viele Fliegen auf einem vergoldeten Spiegelrahmen ausnahmen, und hatte dann das aparte Vergnügen, einen dieser englischen Plumpuddingesser mich mit einer Miene anglotzen zu sehen, als denke er, daß ich nur durch ein Versehen unter übernatürliche Größen gerathen sei. Ich machte es, wie die Menschenkinder es immer bei solchen Gelegenheiten machen; ich blieb, statt zu gehen, und bestellte ein Pranzo zu zwanzig Francs, statt eine Flasche Sodawasser zu trinken.

Während ich saß und mich ärgerte über meine vergeudete Zeit und mein vergeudetes Geld, und mir das Ansehen gab, ein ebenso echter englischer Narr und Beefsteakvertilger wie die Andern zu sein, wurde die Thür plötzlich aufgerissen, und eine ganze Bande grüncarrirter Jacken, rother Backenbärte, wasserblauer Augen und fletschender Vorderzähne stürzte unter Lachen und lärmendem Geplauder in den Speisesaal.

„Haben Sie die jüngste Neuigkeit gehört, Sir Pemfrithstone?“ rief der Eine, indem er mit seinem dünnen Rohrstock mit goldenem Knopfe zu dem genannten Herrn hinfuchtelte, der eben im Begriffe war, ein Rebhuhn zu verzehren.

„I don't know,“ antwortete dieser, auf glückliche Art den Cherub copirend.

„Sie ist göttlich, ausgezeichnet, ganz unvergleichlich!“ rief

der Erste, indem er seinen Hut und Stock auf den Tisch schleuderte, vielleicht als eine schwache Andeutung, daß Weste und Stiefel demnächst folgen würden.

„Sie kennen ja Sir Henry?" rief ein Zweiter, indem er seine löblichen Anstrengungen fortsetzte, eine seiner Bartcotelettes zu verspeisen.

„Very well," antwortete Sir Pemfrithstone, welcher seine Gabel mit einer Miene in das Innere des Rebhuhns begrub, als gedenke er selbst hinterdrein zu folgen.

„Denken Sie sich," rief der Zweite, indem er wieder einige verzweifelte Anfälle auf seinen Backenbart machte, „welcher Scandal! Sir Henry ist —"

„Lassen Sie Charles erzählen!" riefen die Andern wie aus Einem Munde, „Charles hat das Wort, er kennt die Geschichte!"

„Wohlan, meine Herren!" rief der Erste, wieder seinen Spazierstock ergreifend und damit in der Luft fechtend, als wolle er durch Zerspaltung der Worte ihre zermalmende Anzahl vermehren. „Die Geschichte, oder vielmehr der Scandal ist in der Kürze folgender: Sir Henry, dessen ritterlicher Anstand und körperliche Schönheit Ihnen Allen bekannt sein werden, begann schon früh in der Saison sich häufig in den Soiréen der Lady Smithfirlewitz zu zeigen, obschon Jedermann wußte, daß er sonst in den Wintern, wo er Rom besuchte, in der Einsamkeit schmollte und sich damit amüsirte, antike Shillings zu poliren. Ein so merkwürdiges Phänomen konnte

natürlich nicht unbekannt bleiben, und es dauerte daher auch nicht lange, bis Lady Smithfirlewitz, die, unter uns gesagt, Augen wie eine Eule und Schlauheit wie ein Rabe besitzt, den Magnet entdeckte, welcher Sir Henry nach ihrem Hause zog. Es war Niemand anders, als Comtesse G., eine junge dänische Dame, sehr hübsch, ziemlich reich, aber ein bischen gauche, wie die dänischen Damen es ja zu sein pflegen. Ich tanzte selbst ein paar Mal mit ihr bei Lady Smithfirlewitz, aber sie wurde jedes Mal gleich roth bis über die Ohren, wenn ich ihr eine von Robert Witchwatch's flotten Geschichten, natürlich in gemäßigten Ausdrücken, erzählte, und sie erklärte es für eine abscheuliche Sitte, daß die englischen Herren nach Tische Portwein tränken und die Damen sich selbst überließen. So überließ ich sie denn sich selbst, und sie machte überhaupt auch kein Glück bei Lady Smithfirlewitz, wo sie sich oft in einer Toilette blicken ließ, die mehr für eine Nonnentracht als für ein Ballcostüm zu passen schien. Aber Robert und die Andern sahen wohl, daß Sir Henry beständig in einer Ecke stand, wie irgend ein anderes Rhinoceros, und nach Luft schnappte, so oft sie ihm vorbeitanzte. Später brachte ich in Erfahrung, daß er auch zu der alten Gräfin G. komme, und eines Tages sah ich seinen Hund, Monkey, aus der Thür fahren und auf die Beine der alten Lady Smicksmack losschießen, welche Katzenfell um die Waden trägt, weil sie an der Gicht leidet. Es war ein göttlicher Anblick: Monkey, welcher, unter uns gesagt, der flotteste Terry in der Welt ist,

ging mit Todesverachtung darauf los und wollte absolut die Katze beim Fell haben, Lady Smicksmack schrie himmelhoch und schlug aus wie ein alter Karrengaul, und Sir Henry's Groom, ein ganz kleiner Knirps mit schwarzem Gesicht wie ein Mohr, stürzte herbei und riß Monkey beim Schwanze, der sich nicht aus Lady Smicksmack's Crinoline herausfinden konnte, wo er umherlief, wie eine Ratte in einem Hühnerkorb. Es war eine göttliche Scene! Ich lachte so, daß ich mir die Seiten halten mußte und nahe daran war zu platzen, als Lady Smicksmack, ehe sie in Ohnmacht fiel, Sir Henry's Groom mit solcher Ausdauer auf den Kopf schlug, daß sie ihren Entoutcas in einen Knicker verwandelte. Das war es eigentlich nicht, was ich erzählen wollte; aber genug, Sir Henry kam nach wie vor zur Gräfin G. Ja, Einige erzählen sogar, daß er in einer Mönchskutte ging und mit der Comtesse zugleich gemalt wurde, aber dafür kann ich nicht garantiren. Inzwischen ging es Sir Henry wie allen Andern; erst verliebte er sich, dann verplemperte er sich, und dann verlobte er sich; aber das Letztere kostete wohl einige Mühe, soviel ich habe erfahren können. Es ist auch nicht leicht zu sagen, weshalb ein junges Mädchen just einen Nashornrüssel nehmen wollte, wenn sie Einen von uns Andern haben kann, und es wär auch wohl die alte Gräfin, welche die Parthie zu Stande brachte. Auch dauerte es nicht länger als drei Tage, bis sie wieder aufflog, und nach Allem, was ich von Robert Witchwatch gehört habe, ging es dabei folgendermaßen zu: Am ersten Tage hielt Sir Henry sich

retiré und bewunderte par distance; am zweiten Tage wollte er nach dänischer Sitte seine Braut küssen, benahm sich aber so linkisch dabei, daß sie eine Beule auf die Stirn bekam, so daß es sehr die Frage war, ob sie den großen Ball der Lady Smithfirlewitz am folgenden Abend besuchen könne. Nach Robert's Erzählung war Sir Henry an jenem Nachmittage sehr niedergeschlagen; aber wenn man wie ein Elephant geschaffen sei, sagte er, so müsse man sich üben, indem man ein so hübsches Mädchen wie Comtesse G. küsse. Das fühlte wahrscheinlich auch Sir Henry, denn am nächsten Morgen schickte er einen so kostbaren Ballanzug, daß die beiden Töchter der Lady Smithfirlewitz, welche gerade dort Visite machten, nervöse Kopfschmerzen bekamen und nach Hause gehen mußten, sobald sie das Kleid erblickten. Comtesse G. erschien jedoch auf dem Balle der Lady Smithfirlewitz, und Sir Henry kam auch dahin und sah aus wie ein Mastodon in Bürgermeister-Uniform. Aber gerade als er ihr ein schönes Bouquet überreicht hatte und sie zum Tanz führen wollte, rennt er mit der Nase gegen einen jungen Mann in österreichischer Lieutenants-Uniform, den die alte Lady Smithfirlewitz, der Henker weiß wo, aufgestöbert und zu dem Feste mit eingeladen hatte. Bei diesem Anblick entstand ein grauenhafter Spektakel mitten im Ballsaale. Er bedrohte Sir Henry mit Pistolen, aber Sir Henry, der wahrscheinlich wußte, daß die einem Rhinoceros wenig anhaben können, hieß ihn dorthin reisen, wo der Pfeffer wächst. Darauf wurde der junge

Officier ganz wüthend, und schimpfte auf Dänisch, Englisch und Deutsch bunt durcheinander; die Comtesse G. weinte, ihre Mutter fiel in Ohnmacht, die Töchter der Lady Smithfirlewitz verloren ihre Kopfschmerzen und die alte Lady Smickſmack schleuderte der Lady Smithfirlewitz ein Paar solcher Augen zu, daß sie sie fast nie wieder zurückerhalten hätte. Die junge Comtesse G. weinte und schluchzte, und erklärte Sir Henry, daß sie für Lebenszeit unglücklich sei. Aber wer kommt da in den Saal geschossen, gerade als sein Wagen vorgefahren ist? — Monkey, kein Anderer als Monkey, das grinsendste Teufelsthier in der ganzen Christenheit, und viel klüger als Sir Henry selbst. Er hatte im Wagen gesessen, wo er sich immer befand, wenn sein Herr in Gesellschaft ging; aber gerade wie der Bediente den Wagenschlag aufmacht, schießt er heraus, die Treppen hinan, in den Ballsaal und direct auf die Beine der alten Lady Smickſmack los, welche eifrigst beschäftigt war, die Gräfin G. mit Weinessig zu besprengen. Los fährt Monkey auf die Katzenfelle, zur Erde stürzt Lady Smickſmack und reißt drei Garnirungen der Gräfin G. nebst der Lady Smithfirlewitz im Falle mit sich nieder; aber kaum merkt Monkey, daß er, wiewohl in uneigentlichem Sinne, übermannt wird, als er wieder hervorschießt, zwei Dienern mit Ananaseis in die Beine fährt, sie beide zu Falle bringt, und darauf mit einem Sprunge ins Orchester hinaufsetzt, wo er wie ein Besessener zu jaulen beginnt. Robert Witchwatch, welcher mir das Ganze erzählte, liegt noch an einem Magen-

krampfe darnieder, den er sich an jenem Abend gelacht hat, und der Arzt hat ihm verboten, die Geschichte mehr als einmal täglich zu erzählen. Aber Sir Henry nahm die Sache vollkommen als Gentleman, er verbeugte sich vor Comtesse G., pfiff Monkey, und schritt so stolz und kaltblütig aus dem Saale, als ginge ihn die Sache nicht im Entferntesten an. Schönheit besitzt er nicht, aber Fashion, das muß man ihm lassen. Er reiste natürlich selbigen Abends ab; Sie können also seinen kleinen Phaëton erhalten, Sir Pemfrithstone, er wird Mittwoch nebst den Pferden versteigert; es sind einige verflixt schöne Thiere darunter."

Das war mehr als genug für mich; was helfen Austern und Ananas, wenn man so wüthend auf die Welt ist, daß man einen Prozeß wider die ganze Erdkugel anfangen möchte! Bei meiner Nachhausekunft fand ich auf meinem Tische ein kleines versiegeltes Paquet. Dasselbe enthielt meine Skizze aus dem Café, mein Honorar für das Bild und ein Blatt Papier mit folgendem Inhalt:

„Sie haben mich im schwächsten Augenblicke meines Lebens belauscht; das kann ich Ihnen verzeihen, aber wir können einander nicht mehr sehen. Damit Sie sich keine falsche Vorstellung von meinem Charakter bilden, theile ich Ihnen mit, daß ich das Originalbild mit Erlaubniß der Betreffenden behalten habe. Ich erhielt diese Erlaubniß unter der Voraussetzung, daß ich das abgeschickte Bild einholen, es copiren lassen und es so zeitig fortsenden könnte, daß es seinen Be-

stimmungsort zu der für das Original festgesetzten Zeit zu erreichen vermöchte.

Ihr

Henry Vernon."

„Wie nennen Sie ihn?" rief Aabye verwundert, indem er sein Weinglas zurückschob.

„Henry Vernon," antwortete Björck; „das ist ja ein sehr guter Name. Sie haben ihn wohl schwerlich gekannt, denn es ist circa dreißig Jahre her, daß diese kleine Geschichte sich zutrug."

„Nein," erwiderte Aabye zögernd, „gekannt habe ich ihn nicht, aber doch ist der Name mir bekannt."

„Und wissen Sie sonst Nichts von seinem Schicksal? Denn ich stehe auf mehr als eine Weise in seiner Schuld und gäbe Viel darum, nur noch einmal mit ihm zu reden."

„Das wird niemals geschehen," sagte Aabye. „Er ist auf Jamaica gestorben."

„Da Sie das wissen," forschte Björck, „so wissen Sie vielleicht noch mehr? Wurde er glücklich? Verheirathete er sich? Ich frage danach, nicht weil mich derlei Geschichten besonders interessiren, sondern weil ich glaube, daß der Wurm, welcher an Sir Henry nagte, die Furcht war, Junggeselle zu bleiben.

Er hatte ein warmes und reiches Herz, aber sein höchster Wunsch war, es mit einem anderen Wesen zu theilen."

„Er verheirathete sich," sagte Aabye leise, „und ich glaube, seine Heirath war eine unglückliche, denn es war eine Verbindung, welche mehr aus der Lust, einer Unglücklichen zu helfen, als aus Liebe geschlossen ward; oder vielmehr, Anfangs war gewiß ein wahres Gefühl vorhanden, aber es konnte sich nicht entwickeln und zur Blüthe gelangen, weil frühere und bittre Erinnerungen, namentlich von ihrer Seite, beständig wie Unkraut dazwischen aufschossen und ihr tieferes Vertrauen zu einander erstickten."

„Sie spannen meine Neugier auf's Aeußerste," fuhr Björck fort, „und ich mag kein halb ausgesprochenes Lied. Erzählen Sie mir daher das Ganze, falls Sie dazu im Stande sind."

„Nun," versetzte Aabye lächelnd, „da Sie mich durchaus unter die Pumpe bringen wollen, so will ich Ihnen mittheilen, was ich weiß, obschon es sehr wenig ist. Sir Henry traf nach seiner Abreise von Rom mit einer Familie zusammen, die sich auf der Heimkehr befand. Diese Familie bestand, so viel mir erzählt worden ist, aus einem Kaufmann, seiner Frau und seiner Tochter, die wegen ihrer Gesundheit eine Reise nach Italien gemacht und so vollständig hergestellt worden war, daß sie sich dort unten verlobt hatte. Die Mutter ist mir als eine feine und edle Natur geschildert worden, und das Mitgefühl, womit sie Sir Henry behandelte, der sich natürlich

in einem gedrückten und niedergeschlagenen Zustande befand, gewann ihr so gänzlich sein Herz, daß er sich näher an die Familie anschloß, und ihr in die Heimath folgte. Dort geschah nun, was wohl nicht so ganz selten ist, daß das Gefühl für die ältere Mutter auf die Tochter überging, indem er in ihr die schöne Seele der Mutter mit dem jugendlichen Liebreiz der Tochter vereinigt sah, und daraus entstand eine leidenschaftliche Liebe, die in ihrer Tollheit gar nicht zu beachten schien, daß ihr Gegenstand schon an einen Andern gefesselt war. Kaum waren sie heimgekommen, als das Unglück in seltenem Umfange über dies Haus hereinbrach. Der Vater machte Bankerott und man sagt, daß er sich ertränkt habe, obschon es sich gerade so gut wie ein unglücklicher Zufall deuten ließ; die Mutter, die schon früher von mancherlei Sorgen niedergebeugt worden war, starb bald nachher. Die Tochter, welche sich solchermaßen verlassen, arm und unglücklich sah, sollte es noch mehr werden. Ihr Verlobter, welcher, obschon selbst ein reicher Mann, sicherlich auf das Vermögen speculirt hatte, das ihr zufallen würde, hob plötzlich die Verbindung auf und zog sich gänzlich von ihr zurück. Sie wird von Leuten, die sie gekannt, als ein sehr hübsches, aber eitles und selbstsüchtiges Mädchen ohne tiefes Gefühl geschildert; es erweckte daher allgemeine Verwunderung, als sie Sir Henry's Hand und colossales Vermögen ausschlug; denn daß Sir Henry wirklich so garstig gewesen ist, wie Sie erzählen, glaube ich doch kaum, wiewohl ich entschuldige, daß Sie als Maler und des Effects

halber die Farben etwas dick aufgetragen. Indeß kam der wirkliche Grund der Ablehnung bald an den Tag. Arm, elend und verlassen, gebar sie ein Kind, das sammt der Mutter umgekommen wäre, wenn Sir Henry nicht das Versteck, das sie sich aus Scham gewählt, aufgespürt und ihr abermals hülfreichen Beistand gewährt hätte. Er versprach, ihre Vergangenheit zu vergessen, wenn sie nur ihre Zukunft an die seine knüpfen wolle, und von Erkenntlichkeit und Dank gegen ihn erfüllt, von dem Spott und Hohn gemartert, der sie in der Heimath treffen mußte, und gewiß mit den besten Vorsätzen, willigte sie ein. Aber es wollte nicht recht gehen; ihr Charakter, der ganz auf der Oberfläche lag, konnte sich nicht mit Sir Henry's etwas lächerlichem Aeußeren versöhnen und vermochte nicht den Reichthum der Gefühle zu schätzen, welcher sich unter der häßlichen Larve verbarg. Sie achtete ihn vielleicht, aber sie liebte ihn gewiß nicht, und ihre ganze Liebe warf sich auf das Kind, das sie in der Heimath zurückgelassen. In dieser Beziehung war Sir Henry unbeugsam; es wurde erzogen, als sei es sein eignes gewesen, aber er selbst sah es niemals und erlaubte auch ihr nicht, es zu besuchen, indem er streng auf der Erfüllung des Versprechens bestand, das sie ihm vor ihrer Verbindung gegeben. Dieser Punkt hatte oftmals bittere Vorwürfe von ihrer und kalt bestimmte Antworten von seiner Seite zur Folge, aber er zerstörte ein Verhältniß, das sich sonst vielleicht glücklich hätte gestalten können. Zur selben Zeit, während er fast fürstlich für das Kind sorgte, das nicht sein eigenes war, und

solchergestalt seinen Theil der Uebereinkunft erfüllte, zwang er sie mit unbeugsamer Festigkeit, ihrerseits dasselbe zu thun, und dies war vielleicht eine der Ursachen der Melancholie, die später ihrem Leben ein Ende machte. Sir Henry starb bald darauf während eines Besuches auf Jamaica, und sein großes Vermögen fiel theils an einen jüngeren Bruder, theils wurde es zu großartigen philanthropischen Zwecken verwandt. Das ist das Wenige, was ich mit Sicherheit weiß."

„Und wer hat Ihnen das Alles erzählt?" frug Björck.

„Ein Patient," antwortete Aabye, „den ich einmal hatte, einer der Wenigen, von denen ich mit Sicherheit sagen kann, daß ich ihnen das Leben gerettet."

„Und er hieß?" frug Björck begierig.

„Ich kann mich niemals der Namen meiner Patienten entsinnen," sagte Aabye trocken, indem er in die Osteria ging.

„Da haben Sie's!" sagte der alte Künstler; „aber deshalb brauchen Sie nicht so verdrießlich auszusehen; auch ich kann Ihnen Etwas von Henry Vernon erzählen, und obendrein etwas sehr Merkwürdiges."

Björck, der sich gern etwas vorplaudern ließ, rückte sofort zu dem Redenden hin, und dieser fuhr fort:

„Was ich Ihnen anvertraue, bitte ich Sie als das größte Geheimniß zu bewahren; freilich habe ich nicht, wie Aabye, einen Doctoreid abgelegt, aber da meine Mittheilung zu den allerwichtigsten Aufklärungen führen kann, so bitte ich Sie, keinen Mißbrauch davon zu machen. Ich befand mich vor

zwei Jahren in den Albaner-Gebirgen, wo der Fürst Melontino, einer der enragirtesten Bourbonisten, eine Villa besitzt. Diese ist an und für sich gerade nicht merkwürdig, aber er hatte das Glück, auf einem dazu gehörigen Grundstück einen Sarkophag auszugraben, dessen Sculpturarbeit zu den vollendetsten und besterhaltenen Bildwerken des Alterthums gehört. Derselbe ist im Garten auf eine Weise aufgestellt worden, die vollkommen für ihn paßt, denn selten glaube ich einen Ort gesehen zu haben, der so wie dieser zu ernstem und melancholischem Nachdenken stimmt. Den Hintergrund bildet ein kleiner Cypressenhain, den Vordergrund dunkle Steineichen und breitwipflige Pinien, welche fast nicht die Sonne hindurchblicken lassen, und zwischen diesen stehen, als Symbole der rauhen Widerwärtigkeit des Lebens, die blaugrauen stachlichten Feigencactus, deren scharfe Stacheln, gleich den Unglücksfällen des Lebens, Widerhaken haben, so daß sie sich tiefer und tiefer einbohren. Als ich den Sarkophag gesehen hatte, setzte ich mich auf eine kleine Bank, und mein Blick fiel auf eine dieser Pflanzen, in deren feine grüne Rinde die Römer mit einer Nadel Liebeszeichen ritzen, die so unbescheiden sind, stehen zu bleiben, bis die Pflanze einmal ausgeht. Sie können sich meine Verwunderung denken, als ich bei näherem Hinsehen auf diesem Cactus den Namen „Henry Vernon“ nicht zehn- oder hundertmal eingeritzt, sondern ihn jedes Blatt von oben bis unten bedecken fand. Der Name war mit einer feinen und deutlichen Hand geschrieben, welche überall dieselbe war;

aber Ihr Engländer kann nicht gemeint sein, denn der gelehrte Naturforscher, welcher mich begleitete, und welcher sich O Punsch oder dergleichen nannte, erklärte, daß die Pflanze kaum fünfzehn Jahre alt sei. Das ist meine höchst wichtige Aufklärung, welche Sie nicht mißbrauchen dürfen, Björck; denn wenn Sie dieselbe mit dem, was Aabye erzählt hat, zusammenhalten, so könnten Sie leicht Gefahr laufen, allzu Viel in Erfahrung zu bringen."

Björck sah über die Mittheilung des Alten nicht sonderlich erfreut aus, aber Berthelsen rief: „Es ist natürlich das eine oder andere verliebte Weibsbild gewesen, das sich damit amüsirt hat, Runen über irgend eine unglückliche Liebschaft zu ritzen; es mag ja genug Leute des Namens geben. Nur ein Frauenzimmer konnte auf solch eine Thorheit verfallen."

„Ich danke im Namen des weiblichen Geschlechtes," sagte der Alte, „und für die Ehrfurcht, welche Sie demselben stets erweisen, aber es war wohl kaum eine Dame, die diese Runen eingeritzt; denn Sie, der Sie das weibliche Geschlecht so gut kennen, wissen sicherlich, daß Damenbillets stets ohne Datum sind. Nur wir Männer bezeichnen in einem knauserigen Gefühl von der Kargheit der Zeit unsere Briefe immer mit so peinlicher Gewissenhaftigkeit. Aber bei der Inschrift auf dem Feigencactus, von welchem ich rede, war sonderbarer Weise hinter dem Namen wie mit einem Stempel ein kleiner Ring eingedrückt, und in diesem Ringe war das Datum Tag für Tag unabänderlich angebracht, und das Ganze war so ausge-

führt, daß die sämmtlichen Ringe auf jedem einzelnen Blatte ein H und ein V bildeten, wenn man sie von ferne betrachtete, während sie sich, in der Nähe gesehen, in eine anscheinend verworrene Masse auflösten. Was sagen Sie dazu?“ wandte er sich an mich.

„Ich muß bekennen,“ antwortete ich, „daß Berthelsen sicherlich Recht hat, obschon nicht aus dem Grunde, den er angiebt. Sowohl ein Mann wie ein Frauenzimmer könnte auf den Einfall kommen, den Namen des geliebten Gegenstandes einzuritzen, denn das Gefühl stellt sie mindestens in dieser Periode auf dasselbe Niveau. Ich liebe nicht die bei uns daheim herrschende Sitte, welche bewirkt, daß man sich nicht auf eine Bank oder in ein Lusthaus setzen kann, ohne den Namen eines Liebespaares in einem Herzen oder in einer anderen allegorischen Figur angebracht zu sehen. Das ist unschön, weil das, was ein Geheimniß sein sollte, hier ebenso prahlerisch in die Oeffentlichkeit tritt, als sei es mit fetter Schrift im Intelligenzblatte gedruckt; aber ich leugne nicht, daß mir die bescheidene italienische Manier gefällt, wo die Liebenden eine unbemerkte Pflanze wählen, und wo das Blatt in der Regel abgebrochen wird, wenn es seine Botschaft bestellt hat. Ich bin überzeugt, daß der Feigencactus, von welchem Sie reden, nicht dazu bestimmt gewesen ist, von profanen Blicken in Augenschein genommen zu werden, da ja auch nur Wenige nach Melontino's Villa kommen; außerdem aber möchte ich fast als gewiß behaupten, daß die Person, welche diesen Namen eingeritzt, trotz

des Datums, dem weiblichen Geschlechte angehört hat. Ein Mann würde dergleichen nur thun, wenn er einsam und im Gefängniß wäre; für ein weibliches Wesen genügt es, einsam und unglücklich zu sein."

„Sie machen ja einen ganzen Roman aus meiner kleinen Erzählung", sagte der Alte lächelnd, „und dabei behandeln Sie die Sache mit einer Gründlichkeit, als wenn Sie Etwas im Hinterhalt hätten, wodurch Sie viel weiter kommen könnten, als wir Andern. Falls Sie Etwas wissen, so stellen Sie nicht Ihr Licht unter den Scheffel, sondern lassen Sie es leuchten, wie Aabye's und das meine."

„Haben Sie niemals bemerkt", frug ich den Alten, „daß Ereignisse, die in unserer unmittelbaren Nähe vorgehen, oftmals eine so verwickelte Intrigue und einen so romantischen Anstrich haben, daß selbst ein Dichter sie nicht benutzen könnte, weil sie sich fast zu unwahrscheinlich ausnehmen würden, wenn man sie in einem Roman oder in einer Novelle anbrächte? Und ist Ihnen ferner nicht aufgefallen, daß solche Ereignisse, welche Personen betreffen, zu denen wir in näherem Verhältniß stehen, eben dadurch ein erhöhtes Interesse für uns erhalten, daß sie die Phantasie reizen und spannen, gerade weil wir uns mit Hülfe derselben die Situationen ausmalen und die Charactere zurecht legen?"

„Nun ja", erwiderte der Alte, „es liegt Etwas in dem, was Sie sagen, aber es kommt mir vor, als schweiften Sie

fast absichtlich von dem Ziele ab, denn noch sehe ich nicht recht, worauf Sie hinaus wollen."

„Das ist auch nicht so leicht, denn ich habe ein Ereigniß im Sinne, das Ihnen schwerlich bekannt sein kann, das aber noch lange Zeit nachher meine Phantasie in Thätigkeit setzte und einen Eindruck hinterließ, den ich noch nicht ganz vergessen habe. Auch erscheint es mir fast wie mehr als ein bloßer Zufall, daß jener Eindruck, welchen ich damals durch den Bericht eines Freundes im Schatten des Kopenhagener Thiergartens empfing, jetzt aus den Ebenen der Campagna gerade durch diesen Namen heraufbeschworen werden soll, der heute wie ein Gespenst aus dem Grabe der Vergessenheit emporsteigt."

„Der Daus!" versetzte der Alte ironisch, „Sie werden ja fast pathetisch. Jetzt haben Sie unsere Neugierde zu stark gespannt und sind zu weit gegangen, als daß Sie sich mit Ehren zurückziehen könnten; ich verurtheile Sie daher, offene Beichte abzulegen, wie Aabye und ich."

„Die Beichte ist ein gefährlich Ding", antwortete ich, „denn in der Regel wird Wahrheit und Dichtung daraus, ohne daß man eigentlich weiß, wo erstere endet und letztere beginnt, und insofern wird das, was ich zu berichten habe, einer Beichte sehr ähnlich sehen."

„Wohlan!" sagte der Alte, indem er mit kühnem Faltenwurf seinen Mantel so um sich schlug, daß derselbe fast einer Mönchskutte ähnlich sah, und darauf andächtig die Hände

faltete, „hier haben Sie den Mönch; die Rohrhütte, in der wir sitzen, stellt den Beichtstuhl vor, und so mögen Sie denn beginnen!"

Mit diesen Worten bekreuzte er sich, faltete die Hände über dem Bauche und machte ein so andächtig dummes Gesicht, daß wir Alle in ein unwillkürliches Gelächter ausbrachen.

„Nun", antwortete ich, „da es absolut sein soll, muß ich wohl zu Kreuze kriechen; aber wie ich mich durch den Anblick des ehrwürdigen Vaters selbst andächtig gestimmt fühle, muß ich auch die Anderen bitten, ein Gleiches zu thun. Also Andacht und Stille, meine Herren, die Beichte beginnt!

„Ungefähr vor acht Jahren beging ich die Todsünde, beim Osterthore einen Stuhlwagen zu besteigen, um mich von demselben zu einer Stätte hinführen zu lassen, wo Schlemmerei und Wohlleben in hohem Grade herrschend waren; es war nämlich bei einem Grossirer, der eine Villa in der Nähe des Thiergartens besaß, wo man die Raffinements des Lebens so weit trieb, daß man alten Rheinwein aus rosafarbenen Gläsern trank. Das war eine große Sünde, nicht wahr, ehrwürdiger Vater?"

„Eine Todsünde", stöhnte der Alte mit gen Himmel gerichteten Blicken, „eine Sünde, die nur durch ein Halbdutzend Pfund Wachslichte gebüßt werden kann."

„Sodann bekenne ich, in der Hoffnung auf Verzeihung für den reuigen Sünder, daß ich mich zu Zorn und Heftigkeit gegen den Kutscher verleiten ließ, weil er sogleich abfahren

wollte, ohne jedoch den Wagen in Bewegung zu setzen, — daß ich aber diese Sünde abzubüßen strebte, indem ich mich auf einen anderen Wagen schwang, und mich gegen eine niedliche kleine Dame ebenso liebenswürdig und zärtlich benahm, wie ich grob gegen den Kutscher gewesen. War das nicht recht, heiliger Vater?"

„Vollkommen recht, mein Sohn", antwortete der Alte mit einem sardonischen Grinsen; „der Mantel der Liebe bedeckt alle Sünden. Weiter, mein Sohn!"

„So bekenne ich denn mit Kummer und Reue, daß ich reichlich von den Gerichten nahm, theils weil sie an und für sich gut schmeckten, theils weil Niemand sein eigen Fleisch hasset, sondern es nährt und erquickt. Ja, ich will sogar bekennen, daß ich mich über meinen Freund Frederik Holmgreen ärgerte, der mir bei Tische schräg gegenüber saß, und an den Gerichten pickte wie ein Küchlein an einem Regenwurm, obschon er folgenden Tags eine Reise in's Ausland auf mehrere Jahre antreten sollte. War das unrecht, heiliger Vater?"

„Sehr unrecht", erwiderte der Alte, — „von Deinem Freunde natürlich; Niemand soll die Gaben des Herrn verachten. Ich fürchte, wir müssen ihm zwei Pfund Wachslichte auf die Rechnung setzen, welche Du zu bezahlen haben wirst. Weiter, mein Sohn!"

„So bekenne ich denn endlich, daß es mir nach Tische etwas schwül im Kopfe war, und daß es mich sehr drängte,

mich durch den Genuß einer Cigarre in Gottes freier Natur ein wenig zu lüften, weshalb ich mich nach Holmgreen umsah."

„Was ist das für ein Lärm?" unterbrach mich der Alte, indem er plötzlich aus der Mönchsrolle fiel, und nebst uns Anderen auf den kleinen Plafond eilte, der an der inneren Seite der Wand der Osteria hinlief, und von wo man den Ausblick über die Landstraße hatte.

„Was giebt's, Aabye?" riefen wir Andern, als wir seine kleine wohlbeleibte Gestalt vollen Laufes von der Osteria zum Plafond hineilen sahen.

„Büffel!" rief er athemlos, indem er vorüberschoß.

„Selbst Büffel!" sagte Björck, sich erhebend. „Laßt uns zusehen, was es ist; ich glaube, hol' mich der Schnappsack, es ist eine Prügelei."

Der Lärm, den wir schon früher aus weiterer Ferne vernommen hatten, nahm in beunruhigendem Grade zu und ließ sich nicht gut anders beschreiben, denn als ein unisono erschallender Chor der Thiere in der Arche Noä bei einem fürchterlichen Sturme. Es war ein Brüllen, Grunzen und Wiehern, das uns Alle in einem Nu auf den Plafond trieb.

Was sich unsern Blicken zeigte, war ein echt italienisches Genrebild. Draußen auf der Landstraße hatte sich ein schwerer, mit einem Achtgespann von Büffeln und Ochsen bespannter Blockwagen festgefahren, so daß das eine Rad fast bis zur Achse in der Erde begraben war. Ein paar der vordersten

Büffel hatten sich platt niedergeworfen, wie diese Thiere zu thun pflegen, wenn die Last ihnen zu schwer wird. Auf dem Blockwagen lag, in der Sonne schimmernd und glänzend wie ein ungeheurer Schneeball, ein Marmorblock von Carrara, und auf demselben saß ein sonnenverbrannter kräftiger Guardiano, der seine lange Lanze in der Luft schwang und mit beständigen Zurufen die Thiere anzufeuern suchte, während eine Anzahl Bauern und Kellner aus der Osteria sich bemühte, das Vorderrad zu heben, indem sie einen schweren Balken als Hebebaum benutzten. Das lange Vorgespann versperrte die ganze Breite des Weges, da die vordersten Büffel sich in ihrer Verzweiflung hart an der Mauer der Osteria niedergeworfen hatten, wo sie stöhnend und mit geduckten Häuptern liegen blieben, anscheinend gleichgültig gegen alle Gewaltthätigkeiten und Mißhandlungen, die man ihnen zufügte. Einen grellen Gegensatz zu diesem langsamen Vorgespann und zu dem plumpen, unförmlichen Blockwagen bildete ein leichter und eleganter Phaëton, der mit einem Paar schöner Grauschimmel bespannt war, die ungeduldig wiehernd mit ihren Hufen die Erde scharrten, und scheue, ängstliche Blicke auf die vor ihnen liegenden Büffel warfen. Was jedoch am meisten die allgemeine Aufmerksamkeit anzog, waren die Insassen des Wagens. Auf dem Vordersitze saß ein junges Mädchen, das halb neugierig, halb ungeduldig jeden Augenblick über den niedrigen Kutschbock guckte. Sie war schwerlich eine Römerin, obschon sie einen leichten Anflug der keineswegs unkleidsamen

Fülle hatte, welche dieselben kennzeichnet; aber ihr Teint war zu licht und zart, die Röthe ihrer Wangen zu frisch, die Augen zu hell und das Haar zu blond, als daß sie einer so südlichen Völkerschaft angehören konnte. Sie war lebhaft, munter und beweglich wie ein Kind und bildete dadurch einen schroffen Contrast zu einer andern, etwas älteren Dame, die auf dem Rücksitze saß und wie von Kummer gebeugt ihr Haupt an die Polster lehnte. Sie war eine vollkommene Schönheit, ein auffallender Gegensatz zu der Jüngeren. Das feine Oval ihres Gesichtes, um Stirn und Schläfen von glatt anliegendem, fast blauschwarzem Haare umrahmt, war von einem so vollendeten Schnitte, daß es der Antike in Nichts nachstand; ihre Stirn war hoch und edel, ihre Schläfen leicht zurücktretend, die Nase ein wenig gebogen, doch nicht so stark wie bei den Römerinnen, der Mund klein, üppig und von einer Form, wie ich sie nur bei den Frauen auf Ischia gesehen habe. Ihre zarte, leichte Gestalt war von einem schwarzen, faltigen Gewande umhüllt, das besonders deutlich die weiße Hand und den matten, feinen Teint hervorhob, der ihrem Gesichte eigenthümlich war. Was jedoch unser Aller Aufmerksamkeit weit mehr auf sie als auf ihre muntere Begleiterin lenkte, war der Ausdruck von Leiden und Entbehrung, der in ihren blassen Zügen lag. Mochte es nun aus Anstrengung und Schmerz geschehen oder weil sie nicht sehen wollte, was um sie her vorging, sie hielt die Augenlider halb geschlossen und öffnete sie nur ein vereinzeltes Mal, wenn ihr Begleiter, ein ältlicher

Mann, seine Worte an sie richtete. Dieser besaß vielleicht den Schlüssel des seltsamen, hinsterbenden Ausdrucks in ihrem Antlitz; denn selten habe ich eine ausgeprägtere Schurken-Physiognomie gesehen, als diese. Mochte man nun auf seine niedrige, schräg zurückfallende Stirn, oder seine kleinen schwarzen, stechenden Augen, auf die plump geformte Nase oder die vorstehenden Backenknochen blicken, so mußte man ihm eine vollendet harmonische Häßlichkeit zuerkennen; was ihm aber namentlich einen unheimlichen Ausdruck thierischer Rohheit verlieh, war das vorspringende Untergesicht, dessen fleischiger Mund oben von einem dicken, kohlschwarzen und stachlichten Schnurrbarte begränzt war, während es unten, außer der wulstigen, etwas hängenden Unterlippe, von einer unförmlichen Kinnparthie abgeschlossen ward, welche die besondere Eigenthümlichkeit hatte, sich vor die Oberlippe vorschieben zu können, so daß ich Aabye Recht geben mußte, als er bemerkte, daß sie einer Tischschieblade gleiche, und daß er gewiß viereckige Knochen wie die Vögel habe. Sein matter, blaßgelber Teint erinnerte an Malaria und römisches Fieber und verrieth den geborenen Italiener, wogegen die schlanke, dunkle Dame eher eine Fremde, die lange der Einwirkung des südlichen Klimas ausgesetzt gewesen, als eine geborene Römerin zu sein schien.

Während ich diese Betrachtungen anstellte, hatten sich noch mehr Bauern und einzelne Polizeisoldaten versammelt, welche durch gemeinsame Arbeit das Rad zu heben suchten; aber der schwere Block lag wie ein Berg, der jeder Anstrengung trotzte.

Ein kurzer, untersetzter, säbelbeiniger Kerl, welcher durch die Widerhaarigkeit der Büffel in Wuth versetzt worden war, ergriff plötzlich den langen, schweren Balken, der auf dem Wege lag und näherte sich mit demselben den vordersten Büffeln, unter beständigen Zurufen und Anspornungen von Seiten des ältlichen Herrn, der ihm, aufrecht im Wagen stehend, seine Befehle zuschrie. Es war mir nicht recht klar, was er wollte, denn ich sah ihn den Balken langsam mit Anstrengung seiner ganzen Kraft in die Luft erheben. Die schwarzgekleidete Dame, welche bisher eine vollständig passive Rolle gespielt hatte, erhob sich mit einem plötzlichen Ausruf des Unwillens im Wagen und machte mit der Hand eine abwehrende Geberde. Ihr Begleiter packte sie jedoch rauh am Arme und stieß sie unsanft auf den Sitz zurück, indem er wuthschnaubend ein über das andere Mal schrie: „Zerbrecht den Bestien das Rückgrat!“ Fast im selben Augenblick fiel der centnerschwere Balken auf den Rücken der unglücklichen Thiere herab, so daß ich wirklich glaubte, er habe buchstäblich das Begehren des Andern erfüllt. Die mißhandelten Thiere stöhnten fürchterlich, aber es dauerte nur einen Augenblick; im nächsten erhoben sie sich mit einer Kraft und einer Wuth, die ihre Augen rachgierig blitzen ließ, schleuderten den Balken zu den unruhigen Pferden hinüber, zerrissen die Stränge, und da die Schimmel im selben Augenblick sich bäumten und mit den Vorderhufen herabschlugen, stürzte der eine der geschlagenen Büffel vorwärts und bohrte mit rasendem Gebrüll seine beiden aufwärts gekrümmten Hörner in die

Weiche des edlen Thieres, das mit einem stöhnenden Laute zusammensank und die Erde mit einem dunkelrothen Blutstrome färbte. Der Büffel sah sich einen Augenblick um, als hätte er Lust, sich mit einem neuen Gegner zu messen, stieß dann ein triumphirendes Gebrüll aus und setzte in unbeholfenem Galopp die Via Flaminia hinab, während der andere den Weg nach Ponte Molle einschlug, wo Alle ihm ehrerbietig auswichen.

Alles dies geschah in weit kürzerer Zeit, als deren ich hier bedurft habe, um es zu schildern. Mitten in dem Schreck und der Verwirrung, welche durch den rasenden Angriff der Büffel entstand, war der ältliche Herr aus dem Wagen gesprungen, ohne sich um die Damen zu kümmern, welche gleichfalls ausgestiegen waren, und jetzt, vor Angst zitternd, am Rande der Heerstraße standen, in augenscheinlicher Gefahr, übergefahren zu werden, wenn es der Dienerschaft und den herbeieilenden Sbirren nicht gelang, den andern, vor Schreck und Entsetzen fast wüthenden Gaul zu bändigen. Gerade als Björck und der alte Künstler herbeikamen, um die Damen in die Osteria hineinzuziehen, sahen wir den ältlichen Herrn mit wüthenden Geberden sich dem schurkischen Bauern nähern, der die unglücklichen Thiere mißhandelt hatte. Es war nicht leicht zu sagen, wer von diesen Beiden der Häßlichste sei, ob der, welcher Equipage und Dienerschaft hielt, oder der, dessen ganzer Reichthum wahrscheinlich in den Lumpen bestand, die er auf dem Leibe trug. Die Gesichter Beider waren gleichermaßen

von Wuth verzerrt, und so viel ich aus einzelnen Ausdrücken entnehmen konnte, schien der Bauer nicht sehr geneigt, nachzugeben, da er ja nur den Befehlen des Andern gehorcht hatte. Die Schimpferei nahm immer weitere Dimensionen an, und gerade als Björck sich näherte, um Platz für die Damen zu machen, sahen wir den ältlichen Herrn von einem Stoße, den der Bauer ihm gegeben, zurücktaumeln. Mit einem Sprunge war er beim Wagen, riß dem Kutscher die Peitsche aus der Hand, schoß auf seinen Gegner los, und ehe sich Jemand in's Mittel legen konnte, versetzte er ihm drei oder vier Hiebe in's Gesicht, deren jeder einen dunkelrothen Streifen hinterließ. Der Bauer taumelte einen Augenblick zurück, betäubt von Schmerz und verwirrt durch den plötzlichen Angriff; darauf tastete er unter seinen Kleidern umher und zog das bekannte römische Messer hervor. Wir hörten deutlich das Knacken, als er es aufmachte, es blitzte einen Augenblick im Sonnenschein, aber im nächsten wurde es ihm von einem herbeieilenden Sbirren aus der Hand geschlagen. Der Bauer setzte sich rasend zur Wehr, schlug, biß und stieß um sich, bis er endlich, von den Polizeisoldaten, welche dem ältlichen Herrn mit ehrerbietigster Dienstfertigkeit zu gehorchen schienen, gefesselt und gebunden, heulend vor Wuth auf der Landstraße lag.

„Nach St. Michele mit der Canaille!“ rief sein Gegner den Polizeisoldaten zu, indem er ihn mit Füßen trat. „Und da, Du Hund! nimm das, und das, und das!“ fügte er

schnaubend hinzu und begleitete seine Worte mit neuen Peitschenhieben in das Gesicht des Elenden.

„Schämen Sie sich!“ hörten wir den alten Künstler mit Stentorstimme rufen; „schämen Sie sich, einen Mann zu schlagen, der gebunden an der Erde liegt!“

Er stutzte bei diesen unerwarteten Worten und hörte auf, seinen Gegner zu mißhandeln, aber dieser erhob sich zu sitzender Stellung, spie nach ihm und schrie:

„Sich schämen? Er schämt sich nicht, das letzte Maisblatt vom Felde des Armen zu nehmen und in seinen Geldbeutel zu stecken; aber ihn soll ein kalter Tod treffen und seine Mutter und seine Kinder sollen seinen Namen verfluchen!“

Die ganze kleine Scene machte einen höchst unheimlichen Eindruck, welcher nicht dadurch verringert ward, daß der gefesselte Bauer mit großer Brutalität und Rücksichtslosigkeit von den Gendarmen weggeschleppt wurde, während der Fremde fortfuhr, sowohl der Dienerschaft wie den Umstehenden Befehle zu ertheilen und sie mit Schimpfwörtern zu regaliren.

Indem Björck und der alte Künstler mit den beiden Damen in die Osteria traten, grüßte die Aeltere uns mit vieler Freundlichkeit, und richtete in fließendem Italienisch ein paar dankende Worte an ihre Begleiter. Sie that solches mit vielem Anstande, aber mit einer gewissen Vornehmheit, die etwas Gezwungenes zu haben schien, oder die sie vielleicht erkünstelte, weil unsere Anwesenheit ihr unangenehm war oder werden konnte. Die Jüngere dagegen betrachtete uns Alle mit neu-

gierigen Blicken, als hätte sie große Lust, sich näher mit uns einzulassen; aber die Aeltere winkte ihr und flüsterte ihr ein paar Worte zu, welche die Wirkung hatten, daß sie plötzlich ein ganz besonderes Interesse für das kleine Marienbild bekam, das in bunter Pracht über der Eingangsthüre hing. Während der Pause, welche hierauf entstand, nahmen wir die Gelegenheit wahr, uns zu entfernen, und befanden uns gleich nachher wieder auf dem Wege nach Rom.

„Kannten Sie Jemanden von der Gesellschaft?" frug ich den alten Künstler, als wir wieder Ponte Molle passirten. „Die Damen waren gewiß keine Italienerinnen?"

„Es war Fürst Melontino, der schlimmste Bourbonist, der ärgste Clericale und der abscheulichste Wucherer oder Banquier, wie man jetzt zu sagen pflegt, der jemals von dem heiligen Vater begnadet worden ist."

„Begnadet? womit?" frug ich.

„Ei nun, mit dem Fürstentitel, mit einem Adelswappen, wo in dem einen Felde ein nachgemachter Wechsel und in dem andern ein paar lange Finger stehen sollten, während sich dort jetzt allerlei anderes Lumpenzeug und Dingeldangel befindet, dessen ich mich nicht zu entsinnen weiß."

„Aber wie ist er denn dazu gekommen?"

„Ja, Gott mag es wissen; so Viel ist sicher, daß er als Schustergesell in Trastevere damit begann, Einem Stiefel auf die Rechnung zu setzen, wenn man Schuhe gekauft hatte, und später betrieb er ein solides kleines Geschäft mit hübschen

Procentchen in der Nähe des Ghetto. Als er dies nach einem größeren Maßstab erweitern wollte, fand der heilige Vater, daß er allzu stark mit den Pfunden wuchere, die ihm von englischen Lords und Gentlemen anvertraut worden. Es kamen einige Kleinigkeiten an's Licht, die es ihm nöthig machten, sich eine größere Welterfahrung zu verschaffen, und um das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, ging er nach Wien, wo er der Regierung gute Dienste als österreichischer Spion leistete. Zur Belohnung ward er in ihre Pläne eingeweiht, und verschaffte sich selbst einen guten Verdienst, indem er abwechselnd in italienischen und österreichischen Fonds speculirte, und da er immer wußte, nach welcher Seite die Wippe sich neigen würde, so ward bei seiner Rückkehr das Sündenregister ausgelöscht und sein Name statt dessen in das Adelsregister eingetragen, wo er jetzt eben so hell und mit schwererer Vergoldung prunkt, als die Namen der Spadas, Colonnas, Contieri und Savelli. Er leiht dem heiligen Vater alljährlich zwei Millionen Scudi, und hat dafür Gerechtsame erhalten, durch welche er seinen Unterthanen sechs auspressen kann."

„Und die junge, schwarzgekleidete Dame", frug ich zögernd, „ist doch wohl nicht seine Gemahlin?"

„Chi lo sa! (Wer weiß!)" erwiderte der Alte und zuckte mit den Achseln. „Einige sagen Ja, Andere Nein; es ist schwierig, das Verhältniß recht zu beurtheilen. Ob sie verheirathet sind oder nicht, weiß ich nicht, und kann Ihnen deshalb Nichts darüber mittheilen. Nur so Viel weiß ich, daß

er vor etwa sieben Jahren sich bemühte, sie in alle vornehmen Zirkel Rom's einzuführen, wo sie unter dem Namen principessa als seine Frau vorgestellt wurde. Er mußte jedoch rasch den Versuch aufgeben; denn Alle empfingen den Eindruck, daß er sich eher eine Sclavin gekauft oder eine stumme Dienerin angeschafft, als eine Ehegefährtin. Dazu kam, daß sie sich überall still, verschlossen und fast melancholisch zeigte, während sie kein Bedenken trug, ihn mit einem Hohne und einer Verachtung zu behandeln, die um so augenfälliger waren, da sie solches selbst bei den officiellsten Gelegenheiten that. Einen merkwürdig bestimmten Charakter muß sie nach Allem, was ich von ihr gehört habe, besitzen."

„Woher stammt sie denn?"

„Ja, auch darüber ist mir nichts Bestimmtes bekannt. Einige halten sie für eine Engländerin, Andere meinen, daß sie aus der Normandie, Andere, daß sie eine Dänin sei. Er machte ihre Bekanntschaft in Mailand, wo er sie von ihrem Vater gekauft haben soll, der nahe daran war, Bankerott zu machen. Als er versucht hatte, sie in Rom einzuführen, und dies mißlang, schickte er sie auf eine seiner Villen, oder vielmehr, sie schickte ihn wohl nach Rom, nachdem sie ihm zu wiederholten Malen die erfreuliche Nachricht mitgetheilt, daß sie seine Gesellschaft nicht zu ertragen vermöge. Seitdem hat sie ein ganz stilles, eingezogenes Leben geführt, nur damit beschäftigt, den Leuten dort in der Gegend Gutes zu thun, zum Ersatz für das viele Böse, das ihr Gemahl in Rom verübt.

Wenn die katholische Kirche eine Scheidung zuließe, wären sie gewiß schon längst geschieden, und ich glaube fast, daß er aus purer Malice den heiligen Vater nicht darum ersucht, sondern sich damit divertirt, in seinem Palaste am Corso Monatstauben zu halten."

„Aber ist die junge Blondine ihre Schwester?"

„Auch das weiß ich nicht, denn ich habe sie niemals zuvor gesehen, und sie haben nicht viel Aehnlichkeit mit einander. Es mag wohl eher ihre Kammerjungfer oder eine Art Gesellschaftsdame der Fürstin gewesen sein. Aber sagen Sie mir nun einmal zum Ersatz für diese Fragen, welche ich habe beantworten müssen: Was hatten Sie eigentlich über jenen Henry Vernon mitzutheilen, welcher der Held Ihrer unterbrochenen Beichte war? Wissen Sie Etwas von ihm?"

„Hm, ich fühle mich fast versucht, Sie mit Ihrer eigenen Münze zu bezahlen und Ihnen Ihr „Chi lo sa!" zurück zu geben; denn eben so zweifelhaft, wie es zuweilen sein kann, was die Römer eigentlich mit diesem Ausruf meinen, eben so wenig weiß ich mit Bestimmtheit, was Wahrheit und was Dichtung in dem ist, was ich über Henry Vernon gehört habe. Nach Allem, was ich über ihn in Erfahrung gebracht, steht er wie ein wechselvoller Proteus mit einem Fuße in der Wirklichkeit und mit dem andern in der Poesie, und nur die Furcht, Ihre und der Andern Geduld zu ermüden, hat mich bewogen, meine Aufklärungen zurückzuhalten. Haben Sie aber Lust, Etwas über ihn zu vernehmen, so kommen Sie

heute Abend nach der Piazzo del Popolo; ich werde dann ein Manuscript und das mir als Strafe zudictirte Halbdutzend Pfund Wachslichte mitbringen, und wer es müde wird, zuzuhören, dem soll es durchaus unbenommen sein, zu gehen, wohin ihm beliebt; das ist die einzige Bedingung, unter welcher ich mich darauf einlassen kann, Etwas über seine Geschichte mitzutheilen."

„Bravo!" rief der Alte, „das ist eine vernünftige Manier, ein Auditorium zu versammeln, und ich werde sicher kommen, obschon ich sonst Nichts auf Helden gebe, die schwarz auf weiß zu Protocoll genommen sind."

Wir standen jetzt am Eingange der Villa Borghese, wo unser kleiner Kreis sich auflöste. Als wir uns nach verschiedenen Richtungen entfernten, rollte der Wagen des Fürsten Melontino uns vorbei. Er selbst saß in die eine Ecke gelehnt und schob den Unterkiefer vor und zurück, als nage er auf der Bitterkeit seines Hasses, während seine Gemahlin in der gegenüberliegenden Ecke in derselben unbeweglichen Stellung, wie während der Scene bei der Osteria, hingestreckt lag, aber das schöne, blasse Antlitz dicht mit einem schwarzen römischen Schleier verhüllt. Auf dem Vordersitze saß das junge lebhafte Mädchen, lächelnd und nickend, wenn Hirten oder Gendarmen den fürstlichen Wagen grüßten; aber es war leicht zu sehen, daß sie kein Kammermädchen war.

Franz Duncker's Buchdr. in Berlin.

Bergsøe, Vilhelm,

Von der Piazza del Popolo Novellen-Cyklus aus Rom

Bd.: Bd. 1

Berlin 1870